



**Minette Walters**  
**Schlangenlinien**

scanned by Ute77  
corrected by Heide

Viele Jahre ist es her, dass im Südwesten von London eine Frau unter ungeklärten Umständen ums Leben kam: In einer regnerischen Nacht fand die junge Mrs. Ranelagh ihre Nachbarin Ann Butts sterbend am Straßenrand. Schon damals hatte Mrs. Ranelagh den schrecklichen Verdacht, dass die von den Anwohnern verfemte Außenseiterin grausam ermordet wurde. Jetzt ist für Mrs. Ranelagh endlich der Tag gekommen, sich von den Gespenstern der Vergangenheit zu befreien – und Annie zu einem späten Recht zu verhelfen ...

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## **Buch**

Ann Butts hat es nicht leicht unter den Anwohnern der Graham Road in Richmond. Sie leidet an einer seltenen Krankheit, die ihr den Ruf der »verrückten Annie« eingebracht hat, und so lebt sie einsam und zurückgezogen einzig in der Gesellschaft ihrer geliebten Katzen. Auch die junge Mrs. Ranelagh, die ebenfalls in der Graham Road lebt, kennt sie nur vom Sehen. Als Mrs. Ranelagh eines Abends bei strömendem Regen auf dem Weg nach Hause ist, muss sie allerdings eine grauenhafte Entdeckung machen: Annie liegt mit tödlichen Verletzungen im Rinnstein – und im letzten Blick der Sterbenden scheint die stumme Bitte nach Aufklärung der Wahrheit zu liegen.

Mrs. Ranelagh wird den schrecklichen Verdacht nicht los, dass die Außenseiterin grausam ermordet wurde, und sie beginnt zu recherchieren. Doch Annies Schicksal ruft bei den Ermittlern keinerlei Interesse hervor, und auch bei den Anwohnern der Graham Road stößt Mrs. Ranelagh auf eine Mauer des Schweigens. Aber Annies Schicksal verfolgt sie wie ein schwarzer Schatten, und sie ist fest entschlossen, sich bei ihrer Suche nach Gerechtigkeit nicht beirren zu lassen – selbst als ihr eigenes Leben daran zu zerbrechen droht ...

## **Autorin**

Minette Walters arbeitete lange als Redakteurin in London, bevor sie Schriftstellerin wurde. Seit ihrem Debüt »Im Eishaus«, das 1994 auf deutsch veröffentlicht wurde, zählt sie zu den Lieblingsautoren von Millionen Leserinnen und Lesern in aller Welt. Alle ihre bisher erschienenen Romane wurden mit wichtigen internationalen Preisen ausgezeichnet und in 32 Sprachen übersetzt. Minette Walters lebt mit ihren beiden Söhnen in Hampshire, England.

# Minette Walters

---

## Schlangenlinien

Roman

Deutsch von  
Mechtild Sandberg-Ciletti

**GOLDMANN**

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Shape of Snakes« bei Macmillan, London

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Taschenbuchausgabe November 2002  
Copyright © der Originalausgabe 2000  
by Minette Walters

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Ernst Wrba  
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 45377  
CN • Herstellung: Heidrun Nawrot  
Made in Germany  
ISBN 3-442-45377-1

*Für John, Henry und Frank*

»Nur reinrassige Weiße christlichen Glaubens, die nicht von Juden, Negern oder Asiaten abstammen ... dürfen dem Bund der *Ritter des Ku Klux Klan* beitreten ...«

»Der Name *Ku Klux Klan* ist von dem griechischen Wort *kuklos* abgeleitet, das ›Kreis‹ heißt ... Kuklos bedeutet in diesem Zusammenhang einfach Bruderschaft der Weißen Rasse ...«

Das Klansymbol des *Blutstropfens* bedeutet »das Blut Jesu Christi, das für die weiße arische Rasse vergossen wurde ...«.

Das *brennende Kreuz* »soll die Kräfte der Christenheit gegen die unaufhörlich wachsenden Horden der Antichristen und der Feinde der ... weißen Rasse mobilisieren ...«.

»Der Bund der Ritter des *Ku Klux Klan* betrachtet sich nicht als Feind der Nicht-Weißen ... er wird sich (aber) der Integration anderer Rassen vehement entgegenstellen ...«

## **KKK-PROPAGANDA IM INTERNET**

»Bei Tics unterscheidet man motorische und verbale, einfache und komplexe Formen ... Zu den komplexen Symptomen gehören: körperliche Zuckungen, Springen, Schlagen, auf Zehenspitzen gehen, Selbstgespräche führen, Schreien sowie Koprolatie – die Äußerung obszöner oder anderer gesellschaftlich verpönter Wörter oder Ausdrücke ... Innere Anspannung oder Stress verstärken die Tics.«

Ortsgruppe Kansas City der *Tourette Syndrome Association*

»Unglück pflegt weitergereicht zu werden ...«

Margaret Atwood  
am 9. Mai 1999 im »Book Club«, BBC Radio 4

# 1

Ich weiß bis heute nicht, ob die »verrückte Annie« ermordet wurde, weil sie irre oder weil sie eine Schwarze war. Wir lebten damals im Südwesten von London, und nie werde ich den Schock vergessen, als ich an einem regnerischen Novemberabend von der Arbeit nach Hause kam und Annie im Rinnstein vor unserem Haus fand. Es war 1978 – der Winter der allgemeinen Unzufriedenheit –, als der Regierung alle Kontrolle über die Gewerkschaften entglitten war, Streiks an der Tagesordnung waren, Krankenhäuser die Kranken nicht mehr betreuten und der Müll sich in Bergen auf den Bürgersteigen häufte. Hätte ich nicht auf den ersten Blick ihren alten dunkel karierten Mantel erkannt, so hätte ich das Bündel im Rinnstein vielleicht für ein Häufchen ausrangierter Kleidungsstücke gehalten und mich nicht weiter darum gekümmert.

Mit vollem Namen hieß sie Ann Butts. Sie war die einzige Schwarze in unserer Straße, eine kräftig gebaute Frau mit einem verschlossenen Gesicht, die mit anderen Leuten nichts zu tun haben wollte. Es war bekannt, dass sie gern trank, am liebsten karibischen Rum, und im Sommer traf man sie oft auf der Straße an, wo sie auf dem Bürgersteig hockte und Gospelsongs sang. Das Etikett der Verrückten hatte man ihr aufgedrückt, weil sie die Angewohnheit hatte, in grotesk wirkendem Gallopschritt die Straße entlang zu hopsen wie ein Kind, das ein Steckenpferd reitet. Meist schnitt sie dabei noch Grimassen und brummelte etwas vor sich hin.

Über ihre persönlichen Verhältnisse war wenig bekannt, außer dass sie beim Tod ihrer Mutter das Haus und ein kleines regelmäßiges Einkommen geerbt hatte. Abgesehen von einer Menagerie von Straßenkatzen, die sich bei ihr eingenistet hatten, lebte sie allein. Es hieß, ihre Mutter wäre noch verrückter gewesen als sie und ihr Vater hätte Frau und Kind

deswegen verlassen. Eine der alteingesessenen Bewohnerinnen der Graham Road schwor Stein und Bein, Mrs. Butts hätte, wenn sie einen ihrer Anfälle hatte, jedem Vorüberkommenden Obszönitäten nachgeschrien und sich wie ein Derwisch im Kreis gedreht, aber da Mrs. Butts schon eine ganze Weile nicht mehr lebte, war anzunehmen, dass die Geschichte mit der Zeit immer stärker aufgebauscht worden war.

Ich glaubte sie so wenig, wie ich den Gerüchten glaubte, die besagten, Annie halte sich lebende Hühner im Haus, die sie zum Abendessen für sich und ihre Katzen bei lebendigem Leib in den Suppentopf werfe. Das war blander Unsinn – sie kaufte ihr Fleisch im Supermarkt wie alle anderen –, aber ihre nächsten Nachbarn berichteten von Ratten in ihrem Garten und einem ekelhaften Geruch aus ihrer Küche, und prompt war die Geschichte von den lebenden Hühnern geboren. Ich sagte jedes Mal, sie könne nicht Ratten und Katzen gleichzeitig haben, aber auf die Stimme der Vernunft wollte keiner hören.

Dieselben Nachbarn machten ihr das Leben zur Hölle, indem sie sie regelmäßig beim Gemeinderat, beim Tierschutzverein und bei der Polizei anzeigen, aber die Beschwerden brachten ihnen nichts ein, weil der Gemeinderat Annie nicht zur Räumung ihres eigenen Hauses zwingen konnte, die Katzen nicht misshandelt wurden und Annie nicht verrückt genug war, um eine Einweisung in eine Anstalt zu rechtfertigen. Hätte sie Familie und Freunde im Rücken gehabt, so wäre sie vielleicht gegen die Peiniger vor Gericht gezogen, aber sie war ein einsiedlerischer Mensch, der in Ruhe gelassen werden wollte. Verschiedentlich machten Beauftragte des Gesundheitsamtes und Sozialarbeiter ohne Erfolg den Versuch, sie zur Übersiedlung in ein betreutes Wohnheim zu überreden, und regelmäßig einmal in der Woche klopfte der Gemeindepfarrer bei ihr an, um sich zu vergewissern, dass sie noch am Leben war. Für seine Mühe pflegte er aus einem Fenster im oberen Stock mit lauten Verwünschungen überschüttet zu werden,

aber er erduldet es mit Nachsicht trotz Annies Weigerung, in seine Kirche zu kommen.

Ich kannte sie nur vom Sehen, weil wir am anderen Ende der Siedlung wohnten, und konnte nicht verstehen, warum die ganze Straße so heftig gegen sie aufgebracht war. Mein Mann behauptete, es hätte einzig mit den Grundstückspreisen zu tun, aber das überzeugte mich nicht. Als wir 1976 in die Graham Road gezogen waren, hatten wir uns keinerlei Illusionen darüber gemacht, warum das Haus zu einem erschwinglichen Preis zu haben war. Die Straße gehörte zwar der Postleitzahl nach zu Richmond, aber sie lag eindeutig auf der »falschen Seite«. Die schmalen, einstöckigen Reihenhäuser mit jeweils vier Zimmern, zwei oben, zwei unten, zu beiden Seiten der Graham Road, waren in den Achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Arbeiterwohnungen erbaut worden und lagen unweit der A 316 zwischen Richmond und Mortlake. Keiner, der in dieser Straße ein Haus kaufte, erwartete, über Nacht ein Vermögen zu machen, zumal hier private Eigenheime Wand an Wand mit gemeindeeigenen Häusern für sozial Schwache standen. Diese waren an ihren einheitlich gelben Türen leicht zu erkennen, und diejenigen unter uns, die ihre Häuser käuflich erworben hatten, betrachteten sie mit einem gewissen Widerwillen, weil mindestens zwei von ihnen von Problemfamilien bewohnt waren.

Meiner Meinung nach spiegelte sich in der Art und Weise, wie die Kinder in unserer Straße mit Annie umgingen, nur allzu deutlich die Einstellung der Erwachsenen. Sie hänselten sie gnadenlos, schrien ihr Schimpfnamen hinterher, äfften, grausam im Gefühl ihrer Überlegenheit, ihren seltsamen hopsenden Gang nach und rannten kreischend davon, wenn es ihnen gelungen war, sie so weit zu reizen, dass sie den Kopf hob und sie zornig ansah. Es war eine Art Bärenhatz. Sie piesackten sie, weil sie sie verachteten, aber sie hatten auch Angst vor ihr.

Rückblickend wünschte ich natürlich, ich wäre für Annie auf die Barrikaden gegangen, aber wie alle anderen, die untätig zusahen, nahm ich einfach an, sie könnte für sich selbst sorgen. Im Übrigen waren die Kinder nicht die Einzigen, die sie Furcht erregend fanden.

Das einzige Mal, als ich einen Versuch machte, mit ihr zu sprechen, fuhr sie zornig auf mich los und nannte mich »honky«, eine verächtliche Bezeichnung der Schwarzen für die Weißen. Ich hatte nicht den Mut, einen neuerlichen Versuch zu wagen. Später fiel mir gelegentlich auf, dass sie draußen auf dem Bürgersteig stand und unser Haus anstarrte, aber jedes Mal lief sie, sobald ich herauskam, eilig davon, und mein Mann ermahnte mich, sie nicht noch mehr in Rage zu bringen. Als ich sagte, meiner Ansicht nach wolle sie sich bei mir entschuldigen, lachte er nur und meinte, ich sei naiv.

An dem Abend, als sie starb, fiel ein eisiger Regen. Die tiefgebeugten Bäume, die die beiden Bürgersteige säumten, waren schwarz und troffen vor Nässe; die Straße wirkte finster und unheimlich, als ich, von der Hauptstraße kommend, in sie einbog. Auf der anderen Seite blieb kurz ein Paar unter einer der wenigen Straßenlaternen stehen, dann trennte es sich, der Mann ging geradeaus weiter, die Frau eilte vor mir quer über die Straße. Ich zog meinen aufgestellten Mantelkragen höher, um den stechenden Regen nicht ins Gesicht zu bekommen, bevor ich auf die Fahrbahn hinuntertrat und durch die herabströmenden Wassermassen zu unserem Haus hinübergelaufen bin.

Annie lag am Rand des gelben Lichtscheins der Laterne in einer Lücke zwischen zwei geparkten Autos, und ich weiß noch, dass ich mich wunderte, wieso das Paar vorhin sie nicht bemerkt hatte. Aber vielleicht hatten sie sie ja auch bemerkt und ignoriert, weil sie genau wie ich glaubten, sie wäre betrunken. Ich hielt an und rüttelte sie an der Schulter, aber sie schrie auf bei der unsanften Berührung, und ich sprang sofort

zurück. Sie hielt ihren Kopf mit beiden Armen umschlungen und hatte die Knie bis zum Kinn hochgezogen, und ich nahm an, sie wollte sich vor dem Regen schützen. Als ich den durchdringenden Uringeruch wahrnahm, vermutete ich, sie hätte einen Unfall gehabt, aber ich schreckte davor zurück, sie zu säubern, und erklärte ihr stattdessen, ich würde nach Hause laufen und den Rettungsdienst anrufen.

Glaubte sie, ich würde nicht zurückkommen? Senkte sie deshalb die um den Kopf geschlungenen Arme und hob ihren schmerzerfüllten Blick zu mir? Ich habe keine Ahnung, ob das der Moment ihres Todes war – man sagte mir später, wahrscheinlich sei er es gewesen, da sie am Kopf so schwere Verletzungen davongetragen hatte, dass jede Bewegung lebensgefährlich gewesen wäre –, aber ich weiß, dass ich nie wieder eine so intensive Nähe zu einem anderen Menschen spüren werde. Ich fühlte alles, was sie fühlte – Kummer, Angst, Hoffnungslosigkeit, Leiden – und am erschütterndsten die Frage, warum irgendjemand den Wunsch gehabt haben sollte, sie zu töten. War ich denn nicht liebenswert?, schien sie zu fragen. War ich böse? War ich weniger wert, weil ich anders bin?

Viele Stunden später begann die Polizei an den Worten meines wirren Berichts zu rütteln. Hat Miss Butts all diese Dinge tatsächlich gesprochen? Nein. Hat sie eine direkte Beschuldigung vorgebracht? Nein. Hat sie denn überhaupt etwas gesagt? Nein. Haben Sie jemanden davonlaufen sehen? Nein. Es gibt also, abgesehen von einem ungläubigen Blick der Verstorbenen, keinerlei Indizien, die Ihre Behauptung, hier sei ein Mord geschehen, stützen würden? Nein.

Ich konnte ihnen ihre Skepsis nicht übel nehmen. Ihr Einwand, es sei höchst unwahrscheinlich, dass ich Annies Blick in diesem Moment auch nur halbwegs zutreffend hätte interpretieren können, war ja richtig. Es sei immer schwierig, sagten sie, sich mit einem plötzlichen Todesfall auseinander zu

setzen, weil die dadurch hervorgerufenen Emotionen äußerst komplex seien. Sie wollten mir einreden, ich sei ein Opfer meiner eigenen durch den Schock der Entdeckung überreizten Phantasie, und boten mir psychologische Betreuung zur Überwindung des posttraumatischen Stresses an. Ich lehnte ab. Ich wollte nur Gerechtigkeit. Ich war überzeugt, dass sämtliche Nachwirkungen des Schocks, die mich noch plagten, sich schlagartig verflüchtigen würden, sobald Annies Mörder gefasst und verurteilt waren.

Doch dazu kam es nie.

Nach Würdigung der Obduktionsbefunde und der Zeugenaussagen, die im Lauf einer zweiwöchigen polizeilichen Untersuchung gesammelt worden waren, fällte der Coroner seinen Spruch und befand, dass Annies Tod ein tragischer Unfall gewesen sei. Er zeichnete das Bild einer Frau, die selbst in nüchternem Zustand größte Mühe gehabt hatte, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden, und an dem fraglichen Abend zu allem Überfluss stark getrunken hatte. Im Blut der Toten hatte man einen hohen Alkoholgehalt nachgewiesen, und vorüberkommende Autofahrer sowie mehrere Nachbarn hatten Ann Butts auf der Straße herumtorkeln sehen. Einer sagte aus, er habe versucht, sie zum Heimgehen zu überreden, jedoch aufgegeben, als sie ihn zu beschimpfen begann. Ihre Verletzungen – vor allem der Schädelbruch und die Fraktur des linken Armes – ließen unzweifelhaft darauf schließen, dass sie mit einem schweren Fahrzeug zusammengeprallt war, wahrscheinlich mit einem vorüberfahrenden Lastwagen, der sie zwischen die geparkten Autos und gegen den Laternenpfahl geschleudert hatte. In Anbetracht der schweren Regenfälle am fraglichen Abend war es nicht verwunderlich, dass weder Blut, Haare noch Gewebespuren an dem Laternenpfahl gefunden worden waren.

Der Tatsache, dass kein Autofahrer den Unfall bei der Polizei gemeldet hatte, wurde keine Bedeutung beigemessen.

Es war dunkel gewesen, es hatte in Strömen geregnet, die geparkten Fahrzeuge sorgten für unübersichtliche Verhältnisse, die Straßenbeleuchtung war unzureichend. Mit einem Seitenhieb auf den Gemeinderat, der es zulasse, dass schlecht beleuchtete Straßen in ärmeren Gegenden zu Schleichwegen für den Schwerverkehr wurden, schloss der Coroner sich der polizeilichen Auffassung an, dass Miss Butts vom Bürgersteig gestolpert und direkt gegen einen vorüberkommenden Lastwagen gefallen sei, ohne dass der Fahrer es wahrscheinlich überhaupt bemerkt hatte; angesichts der Schwere der Verletzungen allerdings, die Ann Butts davongetragen hatte, war zu bezweifeln, dass sie nach dem Zusammenstoß noch länger als fünfzehn bis höchstens dreißig Minuten gelebt haben konnte.

Es sei ein trauriger Fall, erklärte der Coroner, der wieder einmal die dringende Notwendigkeit aufzeige, die Gefährdeten in einer modernen Gesellschaft in ihrem eigenen Interesse durch Ausübung eines gewissen Zwangs zu schützen. Es gebe klare Beweise dafür – der verwahrloste Zustand ihrer Wohnung, als die Polizei diese am Tag nach ihrem Tod betrat, ihre Alkoholabhängigkeit –, dass Ann Butts nicht in der Lage gewesen sei, angemessen für sich selbst zu sorgen, und seiner Meinung nach wäre sie heute noch am Leben, wenn Sozial- und Gesundheitsamt sie hätten zwingen können, Hilfe anzunehmen. Die Zeugin, die Ann Butts gefunden hatte, habe eine rassistische Kampagne der Nachbarn gegen die Frau unterstellt, es gebe jedoch keinerlei Indizien, die das bestätigten, und er, der Coroner, gehe davon aus, dass das Handeln der Nachbarn einzig von der Sorge um das Wohlergehen von Ann Butts bestimmt gewesen sei. Schließlich und trotz des eigensinnigen Beharrens besagter Zeugin darauf, dass Ann Butts absichtlich vor ein fahrendes Fahrzeug gestoßen worden sei, sei er zu dem eindeutigen Urteil gekommen, dass Ann Butts das Opfer eines Unglücksfalls

geworden sei. Fall erledigt ...

Kurz danach wurde ich krank und musste mehrere Tage das Bett hüten. Ich erklärte dem Arzt, der mich besuchte, ich hätte die Grippe, aber er diagnostizierte eine Depression und verschrieb Beruhigungsmittel, die ich nicht nahm. Es kam so weit, dass mir schon das Läuten des Telefons Angst machte; beim kleinsten Geräusch fuhr ich aus meinem Sessel hoch. Sam, mein Mann, brachte mir anfangs teilnehmendes Verständnis entgegen, wollte aber nichts mehr von der Sache wissen, als ich bald darauf zum Schlafen ins Gästezimmer umzog und von Ratten in der unteren Toilette zu reden begann. Etwas später entwickelte sich bei mir eine leichte Agoraphobie, und es fiel mir zunehmend schwerer, zur Arbeit zu gehen. Ich unterrichtete an einer örtlichen Gesamtschule, und meine überlasteten Kollegen zeigten noch weniger Verständnis als Sam, als ich erklärte, ich fühlte mich von den tobenden Kindern auf dem Flur bedroht. Nach einigen Wochen ging ich überhaupt nicht mehr zur Schule.

Die Entwicklung der Dinge – von Annies Tod bis zum Verlust meiner Stellung – führte zu einer Entfremdung zwischen mir und Sam, der wochenlang vorsichtig um mich herumschlich und schließlich dazu überging, über Stunden mit meiner Mutter zu telefonieren.

Er achtete zwar stets darauf, die Tür zu schließen, aber durch die papierdünnen Wände konnte ich dennoch hören, was er sagte, wenn ich mir die Mühe machte zu lauschen. Die am häufigsten wiederholten Bemerkungen lauteten: »... kein Zusammenleben mehr möglich ...«, »... eindeutig ein Nervenzusammenbruch ...«, »... fixe Ideen von Ratten ...«, »... blödsinniges Getue wegen einer verdammt Schwarzen ...«, »... Scheidung ...«.

Irgendwann im Februar reisten meine Eltern aus Hampshire an, wo sie lebten. Sam war drei Wochen vorher ausgezogen, schlief jetzt bei einem Freund auf dem Sofa, und unsere Ehe

war praktisch hinüber. Mein Vater war so klug, sich nicht einzumischen, aber meine Mutter konnte es nicht lassen, Sams Partei zu ergreifen. Sie entstammt einer Generation von Frauen, die fest davon überzeugt ist, dass die Ehe der Schlüssel zum weiblichen Glück ist, und erklärte mir unmissverständlich, wenn ich Sam unbedingt hinausekeln wolle, dann könne ich auf Unterstützung von ihr und meinem Vater nicht rechnen. Ich hätte, sagte sie, wegen meines befremdlichen Verhaltens bereits meine Freunde verloren ... Ich sähe aus wie eine Magersüchtige ... Ich hätte keine Arbeit ... schlimmer noch, ich hätte gar keine Aussicht, wieder Arbeit zu finden, solange ich mich Tag und Nacht im Haus einschlösse. Was ich eigentlich vorhätte? Wohin ich gehen wolle?

Ich reagierte nur mit gebremstem Zorn darauf, dass sie unbesehen alles glaubte, was Sam ihr erzählte, und schlug ihr vor, sie solle wenigstens einmal im Leben die Ehrlichkeit eines Mannes in Frage stellen. Das wirkte wie ein rotes Tuch. Über Sex – oder den Mangel daran, der wahre Grund für Sams Vorwürfe gegen mich – konnten wir nicht reden, dieses Thema war zwischen uns tabu; also hielt sie mir stattdessen einen Vortrag darüber, wie unverantwortlich ich mich gehen ließe: Ich hielt es nicht für nötig, meinem hart arbeitenden Mann eine anständige Mahlzeit zu kochen; ich vernachlässige das Haus; meine zwanghafte Besessenheit vom Tod einer Farbigen sei absurd.

»Es wäre vielleicht noch verständlich, wenn sie eine von uns gewesen wäre«, schloss sie scharf, »aber sie war ja nicht einmal Engländerin. Sie war nichts weiter als eine dieser unzähligen Ausländerinnen, die von Sozialhilfe leben und mit eingeschleppten Krankheiten unser Gesundheitswesen hoffnungslos überlasten. Ich verstehe nicht, warum wir diese Leute überhaupt hereinlassen, und dass du deine Ehe aufs Spiel setzt, nur –« Sie brach abrupt ab. »Siehst du denn nicht, wie lächerlich du dich benimmst?«

Ich sah es nicht, aber ich war nicht bereit, mich darüber mit ihr auseinander zu setzen. Wie vorauszusehen, überzeugte mein Schweigen sie davon, den Kampf gewonnen zu haben. In Wirklichkeit hatte sie nichts weiter erreicht, als mir vor Augen zu führen, wie wenig mich die Meinung anderer interessierte. Ihr völliger Mangel an Verständnis war eher befreiend als quälend, weil mir dadurch klar wurde, dass immer der die Macht hat, dem am wenigsten daran liegt, sie zu demonstrieren, und mit kalter Berechnung erklärte ich mich zur Aussöhnung mit meinem Mann bereit, und sei es auch nur, um nicht das Dach über dem Kopf zu verlieren. Drei Monate später gingen Sam und ich ins Ausland.

**Medizinischer Bericht über Miss Ann Butts, übergeben an Mr. Brian A. Hooper, Coroner, am 12. Dezember 1978, von Dr. Sheila Arnold, praktische Ärztin, zurzeit tätig an der Howarth Klinik, Chicago, Illinois, USA (ehemals: Gemeinschaftspraxis Cromwell Street, Richmond, Surrey).**

(Dr. Arnold ging am 10. September 1978 zu einem einjährigen Arbeitsurlaub nach Amerika. Während dieser Zeit sollte Miss Butts von einem anderen Arzt aus Dr. Arnolds Praxisgemeinschaft betreut werden. Da dieser noch keinen Kontakt zu der Patientin gehabt hatte, wurde vereinbart, dass Dr. Arnold den folgenden Bericht vorlegt. Dem Coroner wurden von der Praxis Cromwell Street alle medizinischen Unterlagen von Miss Butts zur Verfügung gestellt.)

Von Juni 1969 bis zum Zeitpunkt meiner Abreise in die USA am 10. September 1978 war Ann Butts meine Patientin. Sie litt unter dem Tourette-Syndrom, einer neurophysiologischen Störung, die durch wiederkehrende Muskelzuckungen und ungewollte sprachliche Äußerungen gekennzeichnet ist. Sie hatte diese Krankheit von ihrer Mutter geerbt, die an einer komplexeren Art derselben Störung litt, an so genannter Koprolalie, einem Zwang zur Äußerung von Obszönitäten. Ann Butts, die ihre Mutter viele Jahre bis zu deren Tod 1968 betreute, hatte gelernt, mit ihrer Krankheit umzugehen. Die auffallendsten Symptome bei Ann Butts waren: 1) motorische Zuckungen des Gesichts und der Schultern; 2) zwanghaftes Reden mit sich selbst; 3) zwanghaftes Verhalten, besonders was ihr Zuhause und ihre persönliche Sicherheit anbelangte. Im Dezember 1969 überwies ich sie an Dr. Randreib Patel (Krankenhaus Middlesex), der besonderes Interesse an Ann Butts zeigte. Er respektierte ihre Abneigung gegen die Einnahme von Psychopharmaka, welche Anns Meinung nach den Zustand ihrer Mutter eher verschlimmert als verbessert

*hätten. Es ist bisher nicht gelungen, eine wirksame Behandlung des Tourette-Syndroms zu entwickeln. Die Störung scheint sich mit dem Alter zu bessern, das traf auch bei Ann Butts zu. Soweit ich weiß, waren ihre Zuckungen im Teenageralter weit stärker ausgeprägt (Geburtsdatum – 12.03.36). Dies hatte zur Folge, dass sie ein hohes Maß an Hänseleien und unfreundlichen Bemerkungen von Gleichaltrigen ertragen musste. Sie hatte, nachdem sie vorzeitig von der Schule genommen wurde, kaum soziale Kontakte. In den letzten Jahren waren Ann Butts' Symptome vergleichsweise schwach ausgeprägt, wenn sie auch dazu neigte, sie von Zeit zu Zeit durch übermäßigen Alkoholgenuss zu verstärken. Sie hatte einen durchschnittlichen IQ und keinerlei Schwierigkeiten, ein selbständiges Leben zu führen, auch wenn sie auf Grund ihrer zwanghaften Besorgnis um ihr Zuhause und ihre persönliche Sicherheit das Zusammensein mit anderen scheute. Ich besuchte sie alle sechs bis acht Wochen, und bei meinem letzten Besuch – am 8. September 1978 – war sie bei guter Gesundheit, sowohl körperlich als auch geistig.*

*Sheila Arnold*

*Zwanzig Jahre später ...*

*Briefwechsel mit den Eltern vor der Rückkehr  
der Ranelaghs nach England im Jahr 1999*

CURRAN HOUSE  
*Whitehay Road  
Torquay, Devon*

Donnerstag, den 27.05.99

Mein Liebling,

ich weiß nicht, warum du jedes Mal so wütend werden musst, wenn jemand deine Entscheidungen in Frage stellt. Es gehört sich nicht, wie ein Fischweib ins Telefon zu schreien, erst recht nicht auf eine Entfernung von Tausenden von Kilometern. *Natürlich* freuen sich dein Vater und ich, dass du nach Hause kommst. Du kannst aber nicht erwarten, dass wir von dieser blödsinnigen Idee, ein Bauernhaus in Dorchester zu mieten, hellau begeistert sind. Das sind von hier aus mehr als *zwei Stunden* Autofahrt, und dein Vater wird die Hin- und Rückfahrt niemals an einem Tag schaffen. Außerdem tut es weh, dass wir unsere Enkelkinder in zwanzig Jahren nur zweimal zu Gesicht bekommen haben, und beide Male nur in Verbindung mit sehr teuren Urlauben. Wir haben immer gehofft, sie würden in unserer Nähe leben, wenn ihr endlich zurückkämt.

Ich bin sicher, es ist noch nicht zu spät, in Devon etwas für euch zu finden. Wir haben einen sehr guten Makler hier, der eine ganze Reihe erschwinglicher Mietobjekte hat. Hast du dir die Mühe gemacht, nähere Erkundigungen über dieses Bauernhaus einzuziehen? Deine Beschreibung war ziemlich vage, und ehrlich gesagt finde ich 650 Pfund pro Monat ziemlich teuer für ein Haus am Ende der Welt. Dir ist doch wohl klar, dass es eine Menge unseriöser Leute gibt und dass es sehr leicht ist, eine Annonce in die *Sunday Times* zu setzen, um Ausländern so genannte Sommerunterkünfte anzudrehen.

Du weißt, *ich hasse es*, mich einzumischen, aber ich frage mich, ob du mit Sam und den Jungs über diesen Umzug gesprochen hast. Ich habe die Befürchtung, du hast wie so oft eine einseitige Entscheidung getroffen und die Wünsche aller anderen völlig ignoriert. Du sagst zwar, dass ihr das Bauernhaus nur für drei oder vier Monate mietet, aber bitte erkläre mir, warum du lieber nach Dorset als nach Devon ziehst. Es ist absurd zu behaupten, du möchtest an den Ort zurückkehren, an dem ihr eure Flitterwochen verbracht habt. Ich dachte, du hättest mehr Verstand, als Ferienerinnerungen von 1976 nachzujagen.

Es ist schön zu hören, dass es Sam wieder besser geht. Lukes und Toms Kommentare zu seiner »angeschlagenen Pumpe« fanden wir allerdings etwas unpassend, zumal Sam das Telefongespräch mithörte. Es ist schwer zu glauben, dass die beiden jetzt schon 20 und 18 sind. Ehrlich gesagt, habe ich von Jungen in diesem Alter etwas mehr Reife erwartet – ich fürchte, du hast sie ziemlich verwöhnt.

Ich erwarte deine Antwort in Bezug auf den Makler.

Alles Liebe  
Mutter

P. S. Liebe M, ich für meinen Teil fand die »angeschlagene Pumpe« köstlich, und es war schön, Sam am anderen Ende der Leitung lachen zu hören. *Was für ein wunderbares Verhältnis ihr zu euren Jungen habt* und was für eine Wohltat sie für euch in den letzten Monaten waren! Ich freue mich darauf, die Jungs und ihre Späße zu genießen, auch wenn ich dafür zwei Stunden Fahrt in Kauf nehmen muss! Sag Luke, dass ich die besten Vorsätze habe, mich wenigstens einmal auf ein Surfboard zu stellen, selbst wenn ich damit untergehen sollte. Ich bin vielleicht ein alter Knacker, aber unter der Erde bin ich noch nicht. Papa.

\*\*\*

Kapstadt, 5. Juni

Liebe Mutter,  
nur ganz kurz – bin in Eile. Tut mir Leid, dass ich so ins Telefon geschrien habe, die Verbindung war ziemlich schlecht. Ich lege dir eine Fotokopie der genauen Beschreibung des Hauses bei. Ich habe mich erkundigt und aus zuverlässiger Quelle gehört, dass 650 Pfund ein guter Preis ist. Er läge wohl um einiges höher, wenn es sich nicht um ein Grundstück mit »Charme« handelte, was im Maklerjargon so viel wie »etwas baufällig« bedeutet. Wie auch immer, Sam und die Jungs freuen sich genauso wie ich darauf, das Haus herzurichten. Wenn alles gut geht, ziehen wir in der ersten Juliwoche ein und erwarten dich und Papa zum Ende des Monats. Ich ruf an, sobald wir eingerichtet sind, und wir machen dann ein Wochenende aus. Uns allen geht es gut, und wir schicken euch liebe Grüße.

M

**Dorchester:** Charmantes altes Bauernhaus, 18. Jhdt., kurz- oder langfristig zu vermieten. Großes Grundstück, 4000 qm, in idyllischer ländlicher Umgebung. 2 Meilen vom Stadtkern. 8 Zimmer, 2 Bäder, große steingeflieste Küche, Garten, angrenzende Pferdekoppeln. Voll möbliert, Ölheizung, Garage. 650 Pfund pro Monat. Tel.: 01305 231494

## 2

Ich erkannte Dr. Arnold sofort wieder, als ich ihr die Tür öffnete. Sie mich offensichtlich nicht, ihr Lächeln blieb unpersönlich. Mich wunderte das nicht. Wir waren beide zwanzig Jahre älter geworden, und ich hatte mich nach so langer Zeit im Ausland weit mehr verändert als sie. Ihr Haar war grau geworden, und sie war dünner; Mitte fünfzig, schätzte ich, aber der forschende Blick ihrer grauen Augen war geblieben und ebenso die Ausstrahlung unangreifbarer Kompetenz. Bei unserer letzten – und einzigen – Begegnung hatte sie kühl und abweisend auf mich gewirkt, aber heute gab sie mir einen schwesterlichen Klaps auf den Arm, als ich ihr berichtete, mein Mann klage über Schmerzen in der Brust.

»Er behauptet, er hätte sich nur einen Muskel gezerrt«, sagte ich, als ich sie durch unser gemietetes Bauernhaus nach oben führte, »aber er hatte vor sechs Monaten einen Herzinfarkt, und ich mache mir Sorgen, er könnte einen zweiten bekommen.«

Wie sich zeigte, hatte Sam Recht – es handelte sich tatsächlich nur um eine Muskelzerrung infolge allzu energischer Gartenarbeit am Tag zuvor –, und ich tat so, als sei ich völlig überrascht, und lächelte scheinbar erleichtert.

Dr. Arnold las ihm ein wenig die Leviten, weil er sich über meine Besorgnis lustig gemacht hatte. »Man darf kein Risiko eingehen«, sagte sie, während sie ihr Stethoskop wieder einsteckte, »wenn man wie Sie gerade noch einmal davongekommen ist.«

Sam, dessen Gedächtnis für Gesichter beinahe so schlecht war wie sein Namensgedächtnis, knöpfte sein Hemd zu und sandte einen gereizten Blick in meine Richtung. »Lächerlich!«, sagte er. »Ich habe meiner Frau gesagt, ich würde einen Arzt aufsuchen, aber sie wollte mich nicht weglassen. Sie behandelt mich wie einen armen Invaliden.«

»Den ganzen Morgen regt er sich schon auf«, sagte ich zu

Dr. Arnold. »Das war einer der Gründe, warum ich fürchtete, es könnte etwas Ernstes sein.«

»Herrgott noch mal!«, fuhr Sam mich an. »Was ist eigentlich los mit dir? Ich habe nichts weiter gesagt, als dass es mich an der Seite ein bisschen zwickt, ist das vielleicht ein Wunder bei dem Haufen Unkraut, den ich gestern rausgezogen habe? Der Garten ist die reinste Wildnis, das Haus ist eine Bruchbude. Was erwartest du von mir? Dass ich mich hinsetze und Däumchen drehe?«

Dr. Arnold bemühte sich, die Wogen zu glätten. »Sie sollten froh sein, dass Sie Ihrer Frau noch so wichtig sind, dass sie den Arzt ruft«, sagte sie und lachte. »Ich hatte einmal einen Patienten, den hat seine Frau ungerührt in der Küche liegen gelassen, wo er sich vor Schmerzen wand, während sie eine halbe Flasche Gin kippte, um ihre bevorstehende Witwenschaft zu feiern.«

Sam war nicht der Typ, der lange grollte. »Hat er überlebt?«, erkundigte er sich mit einem Lächeln.

»Mit knapper Not. Aber die Ehe nicht.« Sie musterte einen Moment lang sein Gesicht, dann richtete sie ihren Blick forschend auf mich. »Sie kommen mir beide so bekannt vor, aber ich habe keine Ahnung, wieso.«

»Ich habe Sie gleich erkannt, als Sie hereinkamen«, sagte ich. »Es ist wirklich ein verrückter Zufall. Sie waren in Richmond unsere Ärztin. Wir haben von 76 bis Anfang 79 in der Graham Road gewohnt. Sie waren einmal bei uns, als Sam eine Bronchitis hatte.«

Sie nickte sofort. »Mrs. Ranelagh! Natürlich! Der Name hätte mir gleich etwas sagen müssen. Sie haben doch damals Annie Butts gefunden, nicht? Ich habe hin und wieder einmal an Sie gedacht und mich gefragt, was aus Ihnen geworden ist.«

Ich ließ meinen Blick wie beiläufig von ihr zu Sam wandern und sah mit Erleichterung nur Überraschung in ihren Gesichtern, keinerlei Spur von Argwohn ...

Sam gelang es, einen Posten als Verkaufsdirektor einer internationalen Spedition zu bekommen, der uns im Lauf der Jahre nacheinander nach Hongkong, Australien und Südafrika führte. Es waren gute Jahre, und ich begann zu begreifen, warum die schwarzen Schafe einer Familie so häufig zu einem Neuanfang ins Ausland geschickt werden. Es fördert die Entwicklung des Charakters ungemein, die emotionalen Bande zu durchtrennen, die einen an Ort und Menschen fesseln. Wir setzten zwei Söhne in die Welt, die im nie versiegenden Sonnenschein wie junge Bäume in die Höhe schossen und bald ihre Eltern überragten, und ich schaffte es, stets an der Schule eine Anstellung zu finden, die sie gerade besuchten.

Wir hielten uns, wie das in der Natur des Menschen liegt, für unsterblich. Sams lebensgefährliche Erkrankung im Alter von 52 Jahren traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sein Arzt warnte, dass mit einem zweiten Infarkt gerechnet werden müsse, wenn Sam sein Leben – zu viele Reisen, zu viele Arbeitsessen und zu wenig körperliche Bewegung – nicht drastisch ändere, und so kehrten wir im Sommer 1999 ohne berufliche Verpflichtungen und mit zwei spät-pubertären Jungen, die ihr Heimatland nie gesehen hatten, nach England zurück.

Aus keinem besonderen Grund, außer dass wir 1976 unsere Flitterwochen in Dorset verbracht hatten, beschlossen wir, ein altes Bauernhaus in der Nähe von Dorchester zu mieten. Das Angebot hatte ich im Immobilienteil der *Sunday Times* entdeckt, kurz bevor wir aus Kapstadt abreisten. Uns schwebte ein langer Sommerurlaub vor, den wir dazu nutzen wollten, uns in aller Ruhe nach einer dauerhaften Bleibe umzutun. Wir hatten beide keine Bindungen an eine bestimmte Gegend Englands. Die Eltern meines Mannes waren tot, und meine Eltern hatten sich im benachbarten Devon im milden Klima Torquays zur Ruhe gesetzt. Wir meldeten die Jungen für den Herbst zum Studium an und machten uns auf, unsere Wurzeln

wiederzuentdecken. In den Jahren im Ausland hatten wir gut verdient, es bestand daher keine Notwendigkeit, unverzüglich auf Arbeitssuche zu gehen. Bildeten wir uns jedenfalls ein.

Die Realität sah etwas anders aus. In den Jahren unserer Abwesenheit hatte England sich unter dem Einfluss des »New Labour«-Programms gewaltig verändert. Streiks waren praktisch unbekannt geworden, das Tempo des täglichen Lebens hatte sich dramatisch verschärft, es herrschte ein neuer, breiter Wohlstand, den es in den Siebzigern nicht gegeben hatte. Wir konnten kaum glauben, wie teuer alles war, wie überfüllt die Straßen waren, wie schwierig es war, heute, da »Shopping« zum bevorzugten Zeitvertreib der Briten geworden war, einen Parkplatz zu finden.

Unsere Söhne ließen uns sehr schnell im Stich, um sich ihren Altersgenossen anzuschließen. Gartenfeste und dörfliche Cricketturniere, das war etwas für Grufties. Designerklamotten und Technomusik mussten her, Discos und Pubs waren in, besonders solche, die bis in die frühen Morgenstunden geöffnet blieben und ihren Gästen auf Großleinwand Satellitenübertragungen von Sportveranstaltungen aus aller Welt boten.

»Hast du auch das Gefühl, dass wir überrundet worden sind?«, fragte Sam missmutig, als wir am Ende unserer ersten Woche wie zwei Rentner auf der Terrasse unseres gemieteten Bauernhauses saßen und ein paar Pferde beobachteten, die auf einer Koppel in der Nähe weideten.

»Von den Jungs?«

»Nein. Von unserer eigenen Generation. Ich habe heute mit Jock Williams telefoniert – das war ein alter Freund aus unserer Zeit in Richmond – »und er erzählte mir, er hätte im letzten Jahr mit dem Verkauf einer seiner Firmen zwei Millionen gemacht.« Er zog ein Gesicht. »Daraufhin habe ich gefragt, wie viele Firmen er jetzt noch habe, und er sagte, nur zwei, aber die wären zusammen gut ihre zehn Millionen wert.

Als er wissen wollte, was ich denn so treibe, hab ich natürlich gelogen, dass sich die Balken biegen.«

Ich fragte mich, warum Sam eigentlich nie auf den Gedanken kam, Jock könnte ein Fantast sein – der er ja tatsächlich war –, zumal Jock seit Jahren bei jedem Telefongespräch mit Megageschäften prahlte, es aber nie geschafft hatte, die Zeit – oder das Geld? – locker zu machen, sich ein Flugticket zu kaufen und uns zu besuchen.

»Was hast du ihm denn erzählt?«

»Dass wir an der Börse in Hongkong, ehe es an China zurückfiel, einen Riesenreibach gemacht hätten und es uns leisten könnten, ein Rentnerdasein zu führen. Ich hab ihm außerdem vorgeflunkert, wir hätten vor, uns in Dorset ein Vierzigtausend-Quadratmeter-Grundstück mit einem Zehn-Zimmer-Haus darauf zu kaufen.«

»Aha.« Mit einem Fuß bewegte ich eines der Unkrautbüschel hin und her, die überall in den Sprüngen der Terrassenplatten wucherten, symptomatisch für die traurige Verwahrlosung des ganzen Anwesens. »Wahrscheinlicher wäre wohl ein klitzekleiner Betonkasten in einer Neubausiedlung. Ich hab gestern mal einen Blick ins Schaufenster einer Immobilienfirma geworfen. Alles Feudalere übersteigt bei weitem unsere Mittel. Ein Besitz wie dieser hier würde um die dreihunderttausend kosten, nicht eingerechnet, was wir an Geld brauchen würden, um ihn herzurichten. Da kann man nur hoffen, dass Jock nicht auf die Idee kommt, uns zu besuchen.«

Sams Missmut vertiefte sich bei dieser Vorstellung. »Wenn wir auch nur einen Funken Verstand gehabt hätten, hätten wir das Haus in der Graham Road behalten. Jock sagt, es ist jetzt das Zehnfache von dem wert, was wir 1976 dafür bezahlt haben. Es war Schwachsinn von uns, es zu verkaufen. Im Immobiliengeschäft muss man immer ein Eisen im Feuer haben, wenn man höher hinaus will.«

Es gab Zeiten, da verzweifelte ich am Gedächtnis meines

Mannes. Es war von einer eigenartigen Selektivität, die ihm erlaubte, sich vergangener Triumphe bis ins kleinste Detail zu erinnern, aber völlig zu vergessen, wo in der Küche das Besteck lag. Diese Eigenart hatte ihre Vorteile – man konnte ihm leicht einreden, dass er sich irrte –, aber manchmal traf sie mich an einem wunden Punkt. Er hätte sich wenigstens der Wochen übelster Belästigung und Hetze erinnern können, die der gerichtlichen Untersuchung über Annies Tod folgten.

»Es war *meine* Entscheidung, dort wegzugehen«, sagte ich, »und selbst wenn wir in einem Wohnwagen enden, werde ich sie nie bereuen. Du hättest es vielleicht fertig gebracht, in der Graham Road zu bleiben – ich nicht! Nicht mehr jedenfalls, als es mit den Anrufen losging.«

Er sah mich nervös an. »Ich dachte, das hättest du alles vergessen.«

»Nein.«

Die Pferde wurden ohne ersichtlichen Grund plötzlich unruhig und jagten auf die andere Seite der Koppel, und ich fragte mich, wie scharf ihr Gehör war und ob sie den Zorn, der in meiner Stimme mitschwang, auffangen konnten. Wir beobachteten sie eine Weile schweigend, und ich wettete im Stillen darauf, dass Sam jetzt einen Rückzieher machen würde – wie immer, wenn die Rede auf jene Ereignisse in unserem gemeinsamen Leben kam, die uns an den Rand der Scheidung getrieben hatten. Und prompt schwenkte er ab.

»In rein finanzieller Hinsicht hat Jock aber wahrscheinlich Recht«, sagte er. »Hätten wir das Haus behalten und vermietet, dann hätten wir all die Jahre hindurch nicht nur ein zusätzliches Einkommen bezogen, sondern außerdem einen Gewinn von tausend Prozent gemacht.«

»Das Haus war mit einer Hypothek belastet«, entgegnete ich. »Die Mieteinnahmen wären für die Tilgung draufgegangen, und wir hätten nie einen Penny von dem Geld gesehen.«

»Aber Jock sagt ...«

Ich hörte nur mit halbem Ohr zu, als er mir Jocks Ansichten darüber auseinander setzte, welch vorteilhafte Auswirkungen die galoppierende Inflation Ende der Siebziger- und Anfang der Achtzigerjahre für Kreditnehmer gehabt hatte und wie Unternehmer dank der Thatcher-Revolution die Freiheit gewonnen hatten, mit anderer Leute Geld Roulette zu spielen. Ich hatte, schon als wir noch in London lebten, nicht viel von Jock gehalten und sah nach dem, was ich im Lauf der Jahre von Sam über ihn hörte, keinen Grund, meine Meinung über ihn zu ändern. Die beiden verband eine Konkurrenzbeziehung, die auf großsprecherischer Selbstdarstellung Jocks auf der einen Seite und absurdem Retourkutschen Sams, die jeder halbwegs intelligente Mensch sofort durchschaut hätte, auf der anderen Seite beruhte.

Ich riss mich aus meinen Gedanken, als Sam schwieg. »Jock Williams hat immer schon gelogen, wenn es um Geld ging«, sagte ich. »Bei unserer ersten Begegnung damals im Pub hat er sich doch einzig an uns rangeschmissen, damit wir ihm seine Drinks bezahlen, weil er angeblich seine Brieftasche zu Hause vergessen hatte. Ich weiß noch genau, dass er sagte, er würde uns das Geld wiedergeben, aber getan hat er's nie. Ich habe ihm damals nicht geglaubt, und ich glaube ihm jetzt nicht. Wenn er zehn Millionen schwer ist – ich lachte – »dann habe ich den Körper einer Zwanzigjährigen.«

Ich wollte Sam damit ein wenig trösten, aber das konnte er nicht erkennen, weil ihm nie in den Sinn gekommen wäre, dass ich mehr über Jock wissen könnte als er. Wie denn auch? Jock und ich hatten seit dem Tag, an dem Sam und ich aus London weggegangen waren, keinen Kontakt mehr gehabt. Dennoch kannte ich Jocks finanzielle Situation ganz genau und wusste, dass es wahrscheinlich einzig Jock selbst um den Schlaf bringen würde, wenn seine Lügenmärchen schließlich aufflogen.

Sams Stimmung hellte sich ein wenig auf. »Na, hör mal«,

sagte er, »so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Der Po ist ein bisschen in die Breite gegangen, das ist wahr, aber der Busen hat sich gut gehalten.«

Ich gab ihm einen liebevollen Klaps auf den Hinterkopf.  
»Wenigstens gehen mir die Haare nicht aus.«

## Polizeiliche Zeugenaussage

Datum: 16. 11.78

Zeit: 18.27

Beamter: P. C. Quentin, Polizei Richmond

Zeuge: Sam Ranelagh, 5 Graham Road, Richmond, Surrey

Vorfall: Tod von Miss A. Butts in der Graham Road  
am 14.11.78

*Am Dienstag, dem 14.11.78, erreichte ich gegen 19.30 Uhr den Bahnhof in Richmond. Mein Freund Jock Williams, der in der Graham Road 21 wohnt, war im selben Zug gewesen und holte mich ein, als ich durch die Sperre ging. Es regnete stark, und Jock schlug vor, auf ein Bier noch im The Hoop and Grapes in der Kew Road vorbeizuschauen. Ich war müde und lud ihn stattdessen zu mir nach Hause ein. Meine Frau, von Beruf Lehrerin, war auf einem Elternabend, und ich erwartete sie nicht vor 21.30 Uhr zurück. Zu Fuß an der A 316 entlang braucht man etwa 15 Minuten, und Jock und ich bogen gegen 19.45 Uhr in die Graham Road ein.*

*Ich wohne seit zwei Jahren in der Graham Road und kannte Ann Butts vom Sehen. Im vergangenen halben Jahr habe ich ein paarmal bemerkt, wie sie vor unserem Haus stand und durch die Fenster spähte. Ich habe keine Ahnung, warum sie das tat, glaube aber, dass sie meine Frau einschüchtern wollte, die von ihr einmal als »honky« beschimpft worden war. Wegen des schlechten Wetters war ich überrascht, sie am*

*Dienstagabend (14.11.78) wieder dort zu sehen. Sie ging weiter, als wir um die Ecke kamen. Sie war offensichtlich betrunken, und als ich Jock auf sie aufmerksam machte, gebrauchten wir beide das Wort »stockbetrunken«. Wir wollten uns ihr nicht nähern, da sie eine starke Abneigung gegen Weiße zu haben schien. Wir überquerten nach ihr die Straße und gingen in mein Haus.*

*Jock blieb etwa eineinhalb Stunden, und wir saßen die meiste Zeit in der Küche. Die Küche liegt nach hinten, und die Tür zum Flur war geschlossen. Zu keiner Zeit hörten wir Geräusche von der Straße, die uns einen Unfall hätten vermuten lassen. Jock ging gegen 21.15 Uhr, und ich begleitete ihn zur Haustür. Ich hatte Ann Butts völlig vergessen, und es kam mir nicht in den Sinn, nochmals nach ihr Ausschau zu halten. Ich sah Jock noch nach, wie er hinter unserem Tor nach rechts in Richtung seines Hauses abbog, und ging dann wieder hinein.*

*Ich war schockiert, als eine Viertelstunde später meine Frau hereinstürzte und mir mitteilte, die »verrückte Annie« liege im Rinnstein, und es sehe aus, als würde sie gleich sterben. Mit einer Taschenlampe lief ich hinaus und fand sie zwischen zwei geparkten Autos vor dem Haus Nummer 1. Für mich war offensichtlich, dass sie bereits tot war. Ihre Augen waren geöffnet, und ich fand weder am Hals noch am Handgelenk einen Puls. Ich versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung, gab aber auf, als sie nicht reagierte. Kurze Zeit später traf der Notarzt ein.*

*Ich bedaure es jetzt, dass ich um 19.45 Uhr nicht versucht habe, Ann Butts zu ihrem Haus zurückzubringen, obwohl ich sicher bin, dass sie es nicht zugelassen hätte.*

*Gezeichnet: Sam Ranelagh*

*Brief von Libby Williams – ehemals wohnhaft Graham  
Road 21, Richmond – aus dem Jahr 1980*

39a Templeton Road  
Southampton  
Hampshire, UK

20. Mai 1980

Meine liebe M,

ich bin aus allen Wolken gefallen, als dein Brief kam. Das sind ja tolle Neuigkeiten, das mit dem Kind, meine ich. Und sieben Monate alt? Gezeugt in England und geboren in Hongkong. Kann ja nur ein Glückskind sein! Natürlich müssen wir Freundinnen bleiben. Ich hab mir doch nicht stundenlang deinen Herzschmerz nach Annies Tod angehört, um dich zu vergessen, sobald du außer Landes bist. Ich bin so froh, dass du dich gemeldet hast, denn so, wie die Dinge im Moment liegen – Jock und ich sprechen nicht mehr miteinander –, wusste ich nicht, wie ich dich erreichen soll. Natürlich helfe ich dir gern, soweit ich kann, obwohl es mich etwas beunruhigt, dass du in deinem Brief andeutest, Jock und Sam hätten etwas mit Annies Tod zu tun gehabt. Ich hasse diesen falschen Schleimer, den ich geheiratet habe, zwar von ganzem Herzen, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er fähig wäre, jemanden umzubringen, schon gar nicht jemanden, den er kaum kannte. Und was Sam angeht – also wirklich!

Okay, Sam hat also eines Abends im Suff zugegeben, dass sie der Polizei nicht die Wahrheit darüber gesagt haben, wo sie in der besagten Nacht waren, und will Annies Namen nicht mehr hören. Glaub mir, Süße, du solltest da nicht zu viel hinein interpretieren, auch wenn ich verstehen kann, dass du wütend bist. Sam hätte nicht für Jock lügen sollen, ganz gleich, wie »gut« der Grund dafür ist. Aber so sind Männer nun mal. Sie

halten zusammen wie Pech und Schwefel und schieben ihre Frauen ab, wann immer es ihnen passt!

Zu deinen Fragen:

1) Habe ich der Polizei erzählt, dass Jock mit Sam zusammen war? Ja, du weißt ja, dass sie am Tag nach dem Unglück sämtliche Häuser abgeklappert haben, um zu fragen, ob jemand was von dem Unfall gesehen oder gehört hat. Ich sagte, ich sei allein zu Hause gewesen und hätte ferngesehen. Prompt fragten sie mich, was denn mein Mann getrieben hätte, und ich hab gesagt: »Er hat mit Sam Ranelagh in Nummer 5 einen getrunken.«

2) Hat Jock freiwillig von der Sache erzählt, als er nach Hause kam, oder musste ich nachfragen? Ich hab ihn gleich am Abend, am 14., darauf angesprochen, als er schön blau wie immer zur Tür reingetorkelt kam. »Wo zum Teufel bist du gewesen?«, hab ich gesagt, und er sagte wie aus der Pistole geschossen: »Ich hab bei Sam ein Bier getrunken.« Ich hätte wissen müssen, dass er lügt! Er hat Sam immer als Ausrede benutzt.

3) Um welche Zeit kam Jock in dieser Nacht nach Hause? Gegen 21.15 Uhr. Kann mich nicht mehr genau erinnern. Ich bin sicher, die Neun-Uhr-Nachrichten liefen noch.

4) Habe ich irgendeine Ahnung, wann Jock mit Sam gesprochen hat, um das Alibi auszutüfteln? Wie ich Jock kenne, hat er Sam am nächsten Morgen in der Arbeit angerufen. Er wird ihm gesagt haben, dass er in der Klemme steckt und sich was ausdenken muss. »Falls jemand fragt, ich war bei dir. Lass mich nicht hängen, in Ordnung?« So ähnlich wird's gelaufen sein.

Mittlerweile zweifle ich daran, dass Jock wieder gespielt hat, ganz gleich, was er Sam erzählt hat. Er hatte ein Flittchen in der Graham Road, so einen platinblonden Vampir namens Sharon Percy, kaum besser als eine Nutte. Er behauptet, er hatte eine Affäre mit ihr gehabt, aber mein Anwalt zwang ihn,

seine Bankunterlagen offen zu legen, und wie es aussieht, hat er sie regelmäßig jeden Dienstag für ihre Dienste bezahlt. Die Zahlungen streitet er im Moment noch ab (nicht aber die Affäre – auf die scheint er ziemlich stolz zu sein!), aber mein Anwalt ist zuversichtlich, dass wir die Wahrheit aus ihm herauspressen können, falls er sich weigert, einer vernünftigen Einigung zuzustimmen, und wir vor Gericht gehen müssen.

Wie auch immer, der springende Punkt ist, Annie ist an einem Dienstag gestorben, und ich vermute, Jock hat nicht gespielt, sondern Sharon gebumst! Es könnte das erste Mal gewesen sein, später hat er sich nämlich nie mehr die Mühe gemacht, seine dienstäligen Verspätungen zu erklären. So wenig wie die an allen anderen Tagen. Du hast Recht. Ich bin froh, bald geschieden zu sein, und ich bin fest entschlossen, ihn bis aufs Hemd auszunehmen, wenn ich kann. Er gibt nur dann Einblick in seine Finanzen, wenn mein Anwalt ihm die Daumenschrauben anlegt, und weiß der Himmel, wie er sich das neue Haus in der Alveston Road (sehr protzig, 70 000 Pfund, 7 Zimmer, einen Katzensprung vom Richmond Park, blonder Bimbo inklusive!) leisten kann. Er jedenfalls erklärt es damit, dass es eine »langfristige, hoch belastete Investition« sei. Und das alles mit den armseligen 10 000 Pfund, die ihm aus dem Verkauf unseres Hauses in der Graham Road zustanden! Da fragt man sich doch, wie das geht! Ich konnte mir von dem Geld nicht mehr leisten als ein Zwei-Zimmer-Apartment in Southampton.

Wenn du Hilfe brauchst, bin ich immer für dich da. Das weißt du hoffentlich! Warum sollten wir eigentlich nicht über Annie reden? Es käme mir nie in den Sinn, dass dieses Thema zu plötzlichem »Vapeurs« führen könnte. Wie kommt Sam auf so einen altmodischen Ausdruck? Ich kenne keine Frau, die für solchen Quatsch zu haben ist, und die Frauen früher waren es wahrscheinlich auch nicht. Das war wieder mal so eine Erfindung der Männer, um den Vormarsch der weiblichen

Souveränität zu stoppen. Stimmt, ich bin verbittert. Meinetwegen kann das gesamte männliche Geschlecht zum Teufel gehen! Ich hab mir eine Scheibe von dir abgeschnitten und bin nach Southampton gezogen, um mein Pädagogikstudium zu Ende zu bringen. Mann, Mädchen, wenn du damit Geld verdienen kannst, die Chinesen in Hongkong zu unterrichten, schaff ich das ja wohl auch mit den Gören hier!

Alles Liebe,  
Libby

P. S. Aus völlig eigennützigen Gründen bin ich froh darüber, dass es dir lieber ist, wenn Sam und Jock nichts davon erfahren, dass du Fragen stellst! Mein Anwalt hat mir geraten, über alles, was ich bereits über seine Machenschaften weiß, den Mund zu halten, da er sonst sein Geld auf Geheimkonten verschwinden lässt und ich nie meinen rechtmäßigen Anteil erhalten werde.

### 3

»Es ist damals schnell Gras über die Geschichte gewachsen«, sagte Sheila Arnold, als wir die Treppe hinuntergingen. »Nur Annies Haus stand ungefähr drei Jahre leer. Sie hatte kein Testament hinterlassen, und niemand wusste, ob noch Angehörige existierten. Am Ende fiel alles an den Staat, und das Grundstück wurde zum Verkauf freigegeben. Ein Bauunternehmer hat das Haus erworben und von oben bis unten renoviert, bevor er es an ein junges Ehepaar mit zwei kleinen Kindern weiterverkauft.«

»Weiße vermutlich?«, sagte ich mit kaum verhülltem Sarkasmus.

Sie überging die Bemerkung, verzog allerdings den Mund zu einem schwachen Lächeln. »Ich machte dort einen Hausbesuch, kurz nachdem das junge Paar eingezogen war«, fuhr sie fort. »Eines der Kinder war krank. Das Haus war nicht wiederzuerkennen. Der Baumensch hatte im Erdgeschoss sämtliche Wände herausgebrochen und einen einzigen großen Raum mit Flügeltüren zum Garten daraus gemacht.« Ihr Ton verriet gewisse Vorbehalte.

»Hat es Ihnen nicht gefallen?«, fragte ich.

Sie blieb an der Tür stehen. »Doch, doch, es war sehr elegant, aber ich musste immer daran denken, wie es früher war, zu Annies Zeiten. Waren Sie mal drinnen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Es war die reinste Schatzhöhle, wie aus ›Aladdin und die Wunderlampe‹. Sie und ihre Mutter haben alles gehortet. Das vordere Zimmer war bis obenhin voll mit westindischen und mittelamerikanischen Objekten, die Annies Vater in den Vierziger- und Fünfziger-Jahren nach England mitgebracht hatte. Einige waren recht wertvoll, besonders die Stücke aus Gold. Ich erinnere mich an eine kleine Figurine, die auf dem Kaminsims stand; sie hatte Augen aus Smaragd, und die

Lippen waren aus Rubinen.«

»Ich wusste gar nicht, dass es einen Mr. Butts gab«, sagte ich überrascht. »Ich dachte immer, er hätte die Frau mit dem Kind sitzen lassen, als es noch sehr klein war.«

»Aber nein, keine Spur! Annies Vater ist irgendwann Ende der Fünfziger Jahre an Lungenkrebs gestorben. Ich habe ihn nicht mehr kennen gelernt, aber einer meiner Kollegen erinnerte sich sehr gern an ihn. Er hieß George. Er war früher bei der Handelsmarine gewesen und hatte immer eine Anekdote über seine Reisen um die ganze Welt auf Lager. Er heiratete Annies Mutter in den Dreißigern in Jamaika und holte sie und Annie kurz nach dem Krieg nach England, in das Haus in der Graham Road.« Sie lächelte wieder. »Meinem Kollegen hat er erzählt, dass er sie nicht mitbringen konnte, solange seine Eltern noch am Leben waren, weil sie mit einer Schwarzen als Schwiegertochter nicht einverstanden gewesen wären.«

Ich schüttelte staunend den Kopf, als mir klar wurde, wie lückenhaft noch immer mein Wissen über diese Frau war, mit der ich allerdings selbst nie ein Wort gewechselt hatte. Ob Annies Nachbarn gewusst hatten, dass sie halb weiß war? Und wenn ja, hätte das irgendetwas geändert? Ich verneinte im Stillen beide Fragen. Diese Leute waren noch später in die Graham Road gekommen als Sam und ich ... und Annie war zu dunkelhäutig gewesen, um nicht auf Anhieb für eine Schwarze gehalten zu werden.

»Das alles ist mir völlig neu«, sagte ich zu Sheila. »Ich hatte keine Ahnung, dass ihr Vater ein Weißer war. Wie kommt es, dass sich nach ihrem Tod keine Erben gemeldet haben? Sie muss doch Verwandte in England gehabt haben?«

»Offenbar nicht. Mein Kollege hat mir erzählt, dass George einen jüngeren Bruder hatte, der im Nord-Atlantik umgekommen ist, als sein U-Boot torpediert wurde. Aber sonst ...« Sie brach mit einem Achselzucken ab. »Es ist tragisch,

aber nicht ungewöhnlich. In den beiden Weltkriegen sind ja ganze Familien ausgelöscht worden, vor allem natürlich die, in denen es Söhne gab, aber keine Töchter.« Sie warf einen Blick auf ihre Uhr und trat mit offenkundigem Widerstreben ins Freie hinaus. »Ich muss wirklich los. Ich muss noch zwei Hausbesuche machen.« Aber sie zögerte, als wollte sie diese Verbindung zur Vergangenheit nicht abreißen lassen. »Glauben Sie auch heute noch, dass Annie ermordet wurde?«

»Ich weiß es.«

»Wieso?«

Ich ging ihr voraus den Gartenweg hinunter. »Ich kann es nicht erklären. Ich habe es einmal versucht, aber da meinten alle nur, ich wäre genauso verrückt, wie sie es gewesen war. Jetzt versuch ich es gar nicht mehr.«

»Ich meinte, weshalb hätte irgendjemand sie töten sollen?«

Ja, das war die große Frage. »Weil sie anders war«, meinte ich. »Vielleicht hätte man sie in Ruhe gelassen, wenn sie verrückt gewesen wäre, aber nicht schwarz – oder schwarz, aber nicht verrückt ... Manchmal denke ich, sie verachteten sie wegen ihrer Hautfarbe, dann wieder denke ich, sie hatten Angst vor ihr.«

Wir blieben neben ihrem Wagen stehen. »Mit anderen Worten, Sie glauben, dass einer ihrer Nachbarn sie umgebracht hat?«

Ich sagte nichts, antwortete nur mit einem kleinen Achselzucken, das sie auslegen konnte, wie sie wollte.

Sie sah mich einen Moment schweigend an, dann öffnete sie die hintere Tür ihres Wagens und legte ihre Tasche auf den Rücksitz. »Sie war nicht verrückt«, sagte sie ruhig und sachlich. »Sie litt am Tourette-Syndrom, daher die Grimassen und die Selbstgespräche, aber sie war in jeder anderen Hinsicht so normal wie Sie und ich.«

»Das ist aber nicht der Eindruck, den der Coroner bei der Verhandlung vermittelte.«

Sheila Arnold nickte mit Bedauern. »Der Mann war ein Idiot. Er wusste absolut nichts über das Tourette-Syndrom und war auch nicht daran interessiert, etwas darüber zu erfahren. Es hat mich immer bedrückt, dass ich damals nicht persönlich ausgesagt habe, aber ich war schon vor ihrem Tod zu einem einjährigen Studienurlaub in die USA abgereist und hatte keine Ahnung, dass der Mann Annies Krankengeschichte so gründlich ignorieren würde.« Sie sah den plötzlichen Hoffnungsschimmer in meinem Gesicht. »Das Urteil wäre nicht anders ausgefallen«, sagt sie beinahe entschuldigend. »Es gab keinerlei Indizien, die nahe legten, es könnte etwas anderes als ein Unfall gewesen sein. Aber mich hat wirklich die Wut gepackt, als ich später gehört habe, wie man sie verleumdet hat. Das war der reinste Rufmord.«

Ich dachte zynisch, dass der Schmerz, den ich in Annies letztem Blick gesehen hatte, nichts mit der Sorge um ihren guten Ruf zu tun gehabt hatte. »Haben Sie den Bericht des Pathologen gelesen?«

Sie nickte. »Man hat mir eine Kopie geschickt, zusammen mit dem abschließenden Bericht über die Untersuchung der Todesursache. Er war sehr klar. Sie wurde von einem Lastwagen gestreift und an einen Laternenpfahl geschleudert. Offen gestanden, so etwas musste früher oder später einmal passieren – man hätte nie zulassen sollen, dass die Graham Road von sämtlichen Autofahrern als Abkürzung benutzt wird. Aber ich dachte immer, es würde ein Kind treffen, nicht einen Menschen wie Annie, der so sehr um seine eigene Sicherheit besorgt war.«

Ich nickte. »Sie hatte an dem Abend einen dunklen Mantel an, und das Wetter war fürchterlich – es hat gegossen wie aus Kübeln. Ich habe sie nur bemerkt, weil ich beinahe über sie gestolpert wäre, als ich die Straße überquerte.« Ich berührte Sheilas Arm, als sie sich anschickte, die vordere Tür ihres Wagens zu öffnen. »Sie sagten, Sie seien wütend gewesen über

die Art und Weise, wie man Annies Ruf zerstört hat. Haben Sie da mal nachgehakt?«

Ihr Blick bekam etwas Ernstes. »Erst drei Jahre später. Es klingt vielleicht herzlos, aber während ich in den Staaten war, habe ich überhaupt nicht mehr an sie gedacht. Erst als ich das Haus wieder sah, fiel mir ein, danach zu fragen, was aus Annies Sachen geworden sei.«

»Sie wurden vermutlich verkauft.«

Sie fuhr zu sprechen fort, als hätte sie mich nicht gehört. »Aus Annies Verhalten und ihrer Art, sich zu kleiden, gewannen die meisten Menschen einen völlig falschen Eindruck von ihr. Sie war beileibe keine arme Frau, wissen Sie. Sie hat mir einmal eine Liste gezeigt, die ein Schätzer von ihren Kunstgegenständen aufgestellt hatte, und soweit ich mich erinnere, belief sich der gesamte Schätzwert auf mehr als fünfzigtausend. Das war in den Siebzigern eine Menge Geld.«

»Die Polizei muss doch gewusst haben, was aus den Sachen geworden war«, sagte ich. »Haben Sie mit denen mal geredet?«

Sie antwortete mit einem theatralischen Schaudern. »Nicht mit *denen*«, sagte sie wegwerfend. »Nur mit einem, einem Sergeant Drury – ein jüngerer Bruder Stalins, nur noch raubeiniger und aggressiver. Es war sein Fall, also durfte ich nur mit ihm sprechen.«

Ich lachte. »Den kenne ich. Die Beschreibung ist gut.«

»Hm, ja, wie dem auch sei, er behauptete, Annie wäre völlig mittellos gewesen. Am Tag nach dem Unfall ist die Polizei mit zwei Leuten vom Tierschutzverein in das Haus gegangen, um die Katzen herauszuholen, und Drury behauptete, da wäre nichts von Wert vorhanden gewesen. Seiner Beschreibung nach sah es da drinnen aus wie in einem Schweinestall.«

Ich nickte wieder. Ich erinnerte mich. »Ja, das kam bei der gerichtlichen Untersuchung über die Todesursache zur Sprache. Der Coroner sagte, der Tierschutzverein hätte ihr die Tiere schon wegnehmen sollen, als sich die Nachbarn das erste

Mal über den Gestank beschwerten.«

»Aber Schmutz und Schlamperei waren Annie ein Gräuel«, sagte Sheila Arnold. Sie schob sich hinter das Lenkrad ihres Autos. »Ich habe sie regelmäßig besucht. Sie hätten das mal erleben sollen, alle zehn Minuten ist sie aufgesprungen, um sich die Hände zu waschen. Die Angst vor Bakterien war eine fixe Idee bei ihr. Das kommt übrigens beim Tourette-Syndrom häufig vor. Und sie hat zwanghaft mindestens einmal in der Stunde nachgeprüft, ob die Riegel an der Haustür vorgeschoben waren. Drury hat mir natürlich nicht geglaubt. Die Geschichte war drei Jahre her, und er entschied ganz einfach, ich verwechselte das Haus mit einem anderen.« Sie beugte sich nach draußen, um ihre Tür zuzuziehen.

Ich hielt die Tür fest. »Moment! Was hat er Ihnen nicht geglaubt?«

Sie sah mich überrascht an. »Ach so – dass Annies Haus ausgeplündert und alles gestohlen worden war, was nur den geringsten Wert besaß.«

In der Vergangenheit waren Sam und ich vor Gesprächen über Annie stets zurückgescheut. Ich erinnere mich seiner wütenden Verlegenheit, als ich mir auf einer Party in Hongkong einen Chief Superintendent der dortigen Polizei schnappte und ihm mit einer einstündigen Schimpfkanonade auf die Polizei von Richmond und ihre Unfähigkeit die Hölle heiß machte. Sam hatte mich schließlich weggezerrt, und als wir wieder zu Hause waren, nahm er kein Blatt vor den Mund. »Bist du dir eigentlich bewusst, wie idiotisch du wirkst, wenn du anfängst, von diesem verdammten Weib zu reden?«, schnauzte er mich wütend an. »Du kannst doch nicht wildfremden Leuten Vorträge darüber halten, dass die Augen die Spiegel der Seele sind, wenn dich einer ernst nehmen soll. Du bist meine Frau, Herrgott noch mal, und die Leute fangen schon an, uns aus dem Weg zu gehen, weil sie den Eindruck haben, dass du

genauso irre bist, wie sie es war.«

Zwei Jahrzehnte später und nachdem er sich des Langen und Breiten über den merkwürdigen Zufall des neuerlichen Zusammentreffens mit Sheila Arnold ausgelassen hatte, zeigte er erstaunliches Interesse daran, zu erfahren, worüber Sheila Arnold und ich gesprochen hatten. Ich glaubte zu wissen, wie das kam. Alles, was ich sagte, zog er mit Vorliebe in Zweifel, aber das Wort eines Arztes, besonders der weiblichen Version, war für ihn die reine Offenbarung.

»Sieht sie es wie du? Glaubt sie auch, dass Annie ermordet wurde?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich. »Sie hat nur gesagt, dass das Haus ausgeplündert wurde.«

»Wann?«, fragte er nach einem Moment der Überlegung.  
»Vor Annies Tod oder hinterher?«

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Wenn es hinterher passiert ist«, erklärte er geduldig, »dann heißt das, es muss jemand gewusst haben, dass sie draußen auf der Straße lag, und die Gelegenheit beim Schopf gepackt haben, um einzubrechen.« Er kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Was wiederum heißen würde, dass sie viel länger da draußen lag, als der Coroner festgestellt hat.«

»Ja, vielleicht«, stimmte ich zu, bevor ich in die Küche ging, um zu sehen, was ich uns zum Mittagessen machen könnte. Alte Gewohnheiten lassen sich nicht so leicht ablegen, und das Thema Annie Butts war zwischen uns so lange tabu gewesen, dass es nicht leicht war, das alles wieder auszugraben.

Sam kam mir nach. »Und wenn es vor ihrem Tod passiert ist«, fuhr er fort, »ist das vielleicht eine Erklärung dafür, dass sie sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hat. Es muss doch ein wahnsinniger Schock für sie gewesen sein, nach Hause zu kommen und zu sehen, dass alle ihre sorgsam gehüteten Schätze verschwunden waren. Die arme Seele! Ich habe nie verstanden, warum sie sich an dem Abend so voll

laufen ließ. Ich meine, wir haben sie ja ab und zu ziemlich angesäuelt erlebt, aber doch nie so stockblau, dass sie nicht mehr wusste, was sie tat.« Er lächelte entschuldigend. »Es ist mir immer schwer gefallen zu glauben, dass sie von einem ihrer Nachbarn unter den Lastwagen gestoßen worden sein soll. Gut, ein paar von den Leuten waren wirklich widerlich, und einige haben ihr das Leben mit den ständigen Anzeigen zur Hölle gemacht, aber das ist doch was ganz anderes als kaltblütiger Mord.«

Ich machte den Kühlschrank auf und überlegte, was ich aus einer halben Dose Tomaten, einer Ecke uraltem Käse und einem Eisbergsalat zusammenmixen könnte.

»Sie war einen Meter dreiundsiebzig groß und wog vierundachtzig Kilo«, sagte ich, »und war genau 0,15 Promille über dem Limit – das entspricht fünf Schnäpsen oder fünf großen Bieren. Da kann man doch beim besten Willen nicht von ›sinnlos betrunken‹ reden.« Ich nahm die Dose aus dem Kühlschrank und suchte nach Schimmel. »Im Gegenteil, wahrscheinlich war sie nicht einmal beschwipst. Sie war Alkohol gewöhnt und konnte vermutlich doppelt so viel trinken wie wir anderen, bevor sich bei ihr eine Wirkung zeigte.« Ich warf ihm einen Blick zu. »Schau dich doch mal selber an, wenn du mir nicht glaubst. Du wiegst sechs Kilo weniger und bist fünf Zentimeter größer, und du kannst acht große Biere wegstecken, ehe du peinlich wirst.«

Er zog sich augenblicklich in sein Schneckenhaus zurück. Wenn er das Thema zur Sprache brachte, so war das ganz in Ordnung, aber wehe, ich wagte es, auf Grund besserer Informationen die Fakten anzuzweifeln. »Alle sagten, sie sei stockbetrunken gewesen«, knurrte er unwirsch.

»Gut, nehmen wir mal an, das stimmt«, sagte ich. »Was macht dich so sicher, dass nicht einer ihrer Nachbarn einem plötzlichen Impuls nachgegeben und sie auf die Straße hinausgestoßen hat? Es war dunkel. Es hat in Strömen

geregnet. Sie war total übergeschnappt und den Leuten ein Dorn im Auge. Die Straße war leer – und da kam gerade ein Lastwagen. Ein schneller Stoß, schwuppdiwupp, das Problem ist gelöst. Keine Schwarzen mehr in der Straße, und sofort schnellen die Grundstückspreise in die Höhe.« Ich zog ironisch eine Augenbraue hoch. »Kein Mensch hat je behauptet, dass ihre Ermordung geplant war, Sam.«

Zwei Tage später kam mit der Post ein mit der Aufschrift ›Annie Butts‹ versehener Hefter voller Fotokopien. Sheila Arnold hatte ihn geschickt und eine kurze Notiz beigelegt. »Vielleicht interessiert Sie das Beiliegende«, schrieb sie. »Es ist leider nicht viel, weil ich aufgegeben habe, als mir klar wurde, dass ich gegen Mauern rannte. P.S. Ich freue mich, dass wir einander wiederbegegnet sind.«

Rein zufällig fuhren Sam und ich am selben Tag zum Mittagessen nach Weymouth, und Sam regte sich über einen Mann auf, der mich seiner Meinung nach ständig anstarre. Wir hatten uns in ein Pub mit Blick auf den Hafen gesetzt. Die Tische standen im Freien, wir konnten die Sonne genießen und zusehen, wie die Drehbrücke in die Höhe ging, wenn Jachten ein- oder ausliefen. Es war hübsch, hier eine Weile zu sitzen und zu faulenzen – alte Häuser aus dem achtzehnten Jahrhundert, davor die mit Kopfsteinen gepflasterte Kaianlage und von Wind und Wetter mitgenommene Kutter, von denen kistenweise Engelbarsche und Krebse abgeladen wurden. Aber Sam begann bald über den Wirt zu meckern, der immer wieder an die Tür kam, um mich anzustarren, und mir verging die Freude an der Idylle. Ich trug eine dunkle Sonnenbrille und musterte verstohlen den Mann. Er war mager und räuberisch, wie er immer gewesen war, und zweifellos auch noch genauso tückisch. Aber er sah besser aus als Joseph Stalin – oder Joseph Stalins Bruder ...

## Polizeibericht

**Datum:** 15.11.78 **Zeit:** 11.15 Uhr

**Zuständiger Beamter:** P. S. Drury, Polizeidienststelle Richmond

**Anlass:** Amtlich genehmigte Besichtigung des Anwesens Graham Road 30 in Richmond nach dem Tod der Eigentümerin, Miss Ann Butts. Nachbarn hatten gemeldet, dass in dem Haus mehrere Katzen eingeschlossen seien. Familienangehörige waren nicht zu erreichen.

**Anwesende Beamte:** P. S. Drury, P. C. Andrew Quentin. Ebenfalls anwesend: Tierschutzbeauftragte John Howlett, Tony Barrett.

*Das Haus wurde mit einem Yaleschlüssel geöffnet, den Miss Butts zum Zeitpunkt ihres Todes an einer Schnur um den Hals trug. Drinnen war es sehr kalt, es gab keine Zentralheizung. In den beiden Erdgeschossräumen standen Gasöfen, aber sie waren zum Zeitpunkt der Besichtigung nicht in Betrieb. Die Fenster waren alle geschlossen, nur in der hinteren Toilette war das kleine Fenster nicht richtig geschlossen, weil der Riegel defekt war.*

*Nachbarn hatten die Beamten informiert, dass sich mindestens zwanzig Katzen im Haus befänden. In der Diele roch es durchdringend nach Katzenurin. Im Inneren war das Haus schmutzig und verwahrlost – besonders schlimm sah es in der unteren Toilette und im oberen Badezimmer aus, wo die Toilettenspülung nicht betätigt worden war und verunreinigtes Papier auf dem Boden lag. In den beiden Erdgeschossräumen wurden menschliche Exkremeante gefunden. An den Küchenwänden waren Kartons mit leeren Wodkaflaschen gestapelt.*

*In der Küche war der Geruch von Katzenurin besonders stark. Katzenstreu war über den ganzen Linoleumboden verteilt, und*

die Tiere hatten überall ihre Spuren hinterlassen. Die Tierschutzbeauftragten stellten mit Besorgnis fest, dass Ann Butts eine kleine Kommode vor die Katzenklappe geschoben hatte, die sie auf Anraten der Beauftragten bei einem früheren Besuch angebracht hatte. Die Wände entlang standen zahlreiche Futter- und Wassernäpfe, die aber alle leer waren. Eine Durchsuchung der Küchenschränke ergab, dass die Vorratshaltung dürfstig war und die vorhandenen Nahrungsmittel weder für Ann Butts selbst noch für die Kolonie von Katzen ausreichend waren, die sie bei sich untergebracht hatte. Es waren kaum Konserven oder abgepackte Lebensmittel vorhanden. Der Kühlschrank enthielt allerdings 15 Ein-Liter-Packungen Milch und etwas rohes Fleisch, hauptsächlich Huhn. »Sonderpreis«-Aufkleber legten nahe, dass Miss Butts die Waren billig eingekauft hatte; nachfolgende Ermittlungen bei einem örtlichen Supermarkt ergaben, dass sie »verfallene« Ware durchzusehen pflegte, um kostenlos an Katzenfutter zu kommen.

Abgesehen von der Küche und der Toilette befanden sich im Erdgeschoss zwei Räume. Die Türen zu beiden waren offen. Auch diese Räume waren von den Tieren verunreinigt, wenn auch in geringerem Maß als die Küche. Im vorderen Wohnzimmer wurden unter einem Stapel Kissen in einer Ecke drei tote Katzen gefunden. Nach Meinung Mr. John Howletts (Tierschutzverein) waren sie alle drei schon mindestens vier Tage tot. Zwei von ihnen, beides Kater, hatten kaum noch Fell im Gesicht und am ganzen Körper schwere Kratz- und Bissverletzungen, die offenbar von einem Kampf stammten und an denen sie starben, da sie unbehandelt blieben. Das dritte Tier, ebenfalls ein Kater, hatte fast sein ganzes Fell verloren und war an einem Genickbruch verendet. In Ann Butts' Schlafzimmer im oberen Stockwerk wurden zwei weitere tote Kater entdeckt. Sie lagen in Handtücher eingewickelt im Schrank. Beide waren völlig abgemagert, hatten kein Fell mehr

und waren ebenfalls durch Genickbruch verendet. Die Türen der oberen Zimmer waren alle geschlossen. Im hinteren Zimmer waren fünf lebende Katzen, lauter Kater, eingesperrt. Die Tiere befanden sich in einem Zustand der Erschöpfung. Sie waren offensichtlich seit Tagen in dem Zimmer eingesperrt gewesen. Alle hatten Kratz- und Bisswunden. Auf dem Boden standen Näpfe, die möglicherweise Wasser oder Nahrung enthalten hatten; zum Zeitpunkt der Besichtigung waren sie alle leer. Abgesehen von den toten Katern im Schrank befanden sich im vorderen Schlafzimmer vier lebende weibliche Katzen und zwei kastrierte Kater, ebenfalls äußerst erschöpft.

Insgesamt entfernten die Tierschutzbeauftragten aus dem Haus 21 Katzen, von denen 5 tot waren. Aus ihrem umfassenden Bericht (beiliegend) geht hervor, dass die Kater am grausamsten vernachlässigt wurden, während der Zustand der weiblichen Katzen und der kastrierten Kater nicht ganz so Besorgnis erregend war. Sie sind der Auffassung, dass Ann Butts die Tiere bereits seit einiger Zeit im Haus festgehalten und zugelassen hatte, dass sie die Wohnräume verunreinigten – das gilt besonders für die Kater, deren Ausscheidungen einen sehr starken und charakteristischen Geruch haben. Sie wiesen darauf hin, dass der Zustand der Tiere (das geschorene Fell, die Genickbrüche, die schweren Verletzungen, die auf die Bereitschaft der Eigentümerin schließen lassen, die Tiere ›auf Leben und Tod‹ miteinander kämpfen zu lassen) eindeutiger Beweis für grausamste Misshandlung sei, und verwiesen auf die Tatsache, dass offenbar die männlichen Tiere zum Leiden ausgewählt worden seien. Die dürftigen Vorräte in der Küche und die geschätzte Todeszeit der toten Katzen legen nahe, dass Ann Butts schon 5 bis 7 Tage vor ihrem Tod aufgehört hat, sie angemessen zu versorgen.

Bei einer oberflächlichen Durchsuchung des Hauses wurden keinerlei Unterlagen gefunden, die über Namen und/oder Adressen eventueller Angehöriger Auskunft gegeben hätten.

*Aus einem Schrank im vorderen Wohnzimmer wurde ein Karton mit Unterlagen zur späteren Prüfung sichergestellt.*

*Ganz allgemein gewannen die bei der Besichtigung Anwesenden den Eindruck, dass Ann Butts schon seit einiger Zeit in äußerster Armut gelebt hatte. In keinem der Erdgeschosszimmer waren Teppiche, ein großer Teil der Möbel war völlig ramponiert und reparaturbedürftig. Dekorationsgegenstände waren kaum vorhanden. Obwohl es im Haus sehr kalt war, war die Gaszufuhr im Schrank unter der Treppe abgestellt worden. Ferner waren mehrere Sicherungen entfernt worden. Als versucht wurde, die Toilettenspülung zu betätigen, wurde festgestellt, dass der Hauptwasserhahn unter dem Waschbecken ebenfalls zgedreht worden war. Eine Erklärung wäre, dass Ann Butts fürchtete, ihre Strom-, Gas- und Wasserrechnungen nicht mehr bezahlen zu können. Daran mag auch ihre Alkoholabhängigkeit mit schuld gewesen sein.*

*Die tierärztlichen Obduktionsbefunde der 5 toten Katzen bestätigten insgesamt die von John Howlett anlässlich der Hausbesichtigung ausgesprochenen Vermutungen. Zwei waren an unbehandelten Kampfverletzungen gestorben; drei an Genickbruch. An allen waren Spuren von Misshandlung festzustellen, insbesondere: Fellabrisse in den Gesichtern – wahrscheinlich durch Anbringung von Klebeband irgendeiner Art, das dann wieder abgerissen wurde. Zwei der Tiere war offenbar Sekundenkleber auf Lippen und Augenlider aufgetragen worden; Reste waren rund um die Schnauzen und Augen feststellbar. Geschätzte Todeszeit: 4 bis 7 Tage vor Auffindung der Kadaver. Die Kälte im Haus, die den Verwesungsprozess hinausgezögert hatte, wurde bei der Berechnung berücksichtigt.*

*Es handelte sich bei den enthaltenen Papieren durchwegs um geschäftliche Unterlagen: verschiedene Rechnungen – einige bezahlt, andere (Gas und Strom) nicht; ein Scheckbuch und*

*Bankauszüge; ein Sparbuch einer Bausparkasse (Abbey National), das ein Guthaben von 15 340,21 Pfund aufwies. Fernsehgebührenrechnung; Steuerquittungen. In einem Umschlag befanden sich diverse Fotografien einer Frau (schwarz) und eines Mannes (weiß), die hinten mit »Mama« bzw. »Dad« oder »Elizabeth« bzw. »George« beschriftet waren. Andere persönliche Unterlagen wurden nicht gefunden. Nachfolgende Anfragen bei Miss Butts' Bank ergaben, dass dort die Eigentumsunterlagen für das Haus sowie etliche Aktienzertifikate verwahrt wurden. Ferner unterhielt Ann Butts dort ein Girokonto, das ein Guthaben von 4.324,82 Pfund aufwies. (N. B.: Der Filialleiter der Bank erklärte, Miss Butts habe die Kassierer regelmäßig angepöbelt und habe sich eingebildet, sie wollten ihr Geld stehlen. Er sagte, es würde ihn nicht wundern, wenn sie Angst gehabt hätte, ihre Rechnungen nicht bezahlen zu können, sie sei offensichtlich ›nicht ganz richtig gewesen.)*

\*\*\*

*Briefwechsel zwischen Dr. Sheila Arnold und dem  
Tierschutzbeauftragten John Howlett – aus dem Jahr 1983*

**39 LYVEDON AVENUE, RICHMOND, SURREY**

Mr. John Howlett  
Tierschutzverein  
Guardian House  
Twickenham, Surrey

22. Februar 1983

Sehr geehrter Mr. Howlett,  
ich hätte gern Auskunft über einen Besuch, den Sie und Ihr Kollege, Tony Barrett, vor über drei Jahren, am 15. November 1978, in dem Haus Graham Road 30 gemacht haben. Das Haus gehörte einer Frau namens Ann Butts, die bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Am darauf folgenden Tag wurden Sie von der Polizei gebeten, sie in das Haus zu begleiten, um die Katzen der Frau zu retten. Ich habe eine Kopie des Polizeiberichts über diesen Hergang, aber Ihr Bericht lag nicht bei.

Haben Sie vielleicht noch eine Kopie davon? Wenn ja, würden Sie mir Einsicht gestatten?

Ich war mehrere Jahre lang Miss Butts' Hausärztein und bin sehr verwundert darüber, wie die Polizei ihre Lebensumstände beschrieben hat. ›Verwahrlost‹ und ›ein Leben in äußerster Armut‹ sind Wendungen, die mit meinen Erinnerungen an Miss Butts und/oder ihr Haus nicht übereinstimmen. Was ihre Katzen angeht, so erinnere ich mich genau, dass sie stets gepflegt, sehr geliebt und gut versorgt waren. Soweit ich unterrichtet bin, haben Sie selbst 1978 auf Grund von Beschwerden der Nachbarn mehrere Besuche bei Miss Butts gemacht und konnten keine dieser Beschwerden bestätigen.

Da Sie mehrmals im Haus waren, können Sie sich vielleicht noch an einige der westindischen und mittelamerikanischen Ziergegenstände und Artefakte erinnern, die Miss Butts in ihrem Vorderzimmer aufgestellt hatte. Wäre es Ihnen möglich, diese zu beschreiben? Es wundert mich, dass die Polizei keinerlei Unterlagen über das Vorhandensein dieser Gegenstände hat, besonders da Miss Butts sehr stolz auf sie war und mir oft erzählt hat, wie wertvoll sie seien.

Ich bin Ihnen für jede Information dankbar.  
Mit freundlichen Grüßen,  
Sheila Arnold

\*\*\*

*White Cottage  
Littlehampton  
Nr Preston  
Lancashire*

Dr. Sheila Arnold  
39 Lyvedon Avenue,  
Richmond  
Surrey

7. März 1983

Sehr geehrte Frau Dr. Arnold,  
ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass ich seit Juni nicht mehr beim Tierschutz tätig bin. Meine Kollegen haben Ihren Brief zwar an meine neue Adresse in Lancashire weitergeleitet, leider habe ich aber keinen Zugriff mehr auf die Akten und kann Ihnen deshalb auch keine Kopie des fraglichen Berichts zukommen lassen. Aber ich erinnere mich noch ziemlich gut an

diesen Fall und teile Ihnen gern mit, was ich über Miss Butts noch im Gedächtnis habe.

Es trifft zu, dass ich in den Monaten vor Miss Butts' Tod mehrere Male (insgesamt viermal) in der Graham Road 30 war. Es trifft ebenfalls zu, dass die Beschwerden der Nachbarn sich als unbegründet erwiesen. Die Katzen waren gut versorgt und in ausgezeichnetem Zustand. Bei keinem meiner Besuche hatte Miss Butts mehr als sieben Katzen bei sich (bei meinem letzten Besuch waren es nur noch sechs, da eine gerade gestorben war, worüber Miss Butts sehr traurig war) – es bestand auch keinerlei Anlass anzunehmen, es gäbe dort mehr Katzen.

Bei meinem ersten Besuch im März 1978 habe ich zwei Dinge geraten: 1) Sie solle eine Katzenklappe in der Küchentür anbringen, damit die Tiere freien Zugang zu Haus und Garten hätten. 2) Sie solle ihre Kater kastrieren lassen, um den Nachbarn keinen Grund mehr zu liefern, sich wegen des Gestanks zu beschweren. Sie hat beide Ratschläge befolgt, und ich hatte trotz fortgesetzter Beschwerden über sie keinen Anlass zu der Annahme, sie lasse Tiere verwahrlosen oder misshandle sie. Ich bin sogar so weit gegangen, der Polizei eine Prüfung dieser Beschwerden, die ich für böswillig hielt, nahe zu legen. Ich habe jedoch keine Ahnung, ob in dieser Hinsicht etwas unternommen worden ist.

Was mein Kollege und ich am 15. November 1978 in Miss Butts Haus vorfanden, war *etwas ganz anderes*. In der Zeit zwischen meinem letzten Besuch – irgendwann im August 1978 – und der Besichtigung an diesem Novembermorgen hatte sie sich offenbar weitere 15 Katzen zugelegt. Wenn Sie den Polizeibericht gelesen haben, werden Sie wissen, dass wir fünf Kater tot aufgefunden haben. Weitere fünf Katzen fanden wir elend und verletzt im hinteren Zimmer, dessen Tür verschlossen war. Bei den toten Katzen wurden entweder Genickbrüche oder tödliche Kampfverletzungen festgestellt. Die Lebenden waren so grausam gequält und vernachlässigt

worden, dass sie praktisch nur noch Haut und Knochen waren. Ihre Kämpfe hatten zahllose Kratz- und Bisswunden hinterlassen. Zwei von ihnen wurden sofort eingeschläfert, zwei weitere starben innerhalb der nächsten 48 Stunden. Die übrigen elf Katzen waren entweder kastrierte Kater oder weiblichen Geschlechts. Sechs von ihnen erkannte ich von meinen früheren Besuchen wieder.

Meiner Meinung nach war das Wort »verwahrlost«, mit dem die Polizei das Haus beschrieb, noch untertrieben – das Haus war widerwärtig. Die Katzenklappe in der Tür war mit einem Möbelstück blockiert, so dass die Katzen mehrere Tage lang ihr Geschäft innerhalb des Hauses verrichten mussten. Auch Miss Butts selbst hatte offenbar in letzter Zeit in den primitivsten hygienischen Verhältnissen gelebt. Ungespülte, übel riechende Toiletten, Kot und verunreinigtes Papier auf den Böden. Ich kann gar nicht beschreiben, wie entsetzt ich war; ich habe keine Ahnung, warum sich ihre Lebensumstände zwischen August und November so drastisch verschlechtert hatten. Es war *offensichtlich*, dass sie stark getrunken hatte – so weit ich mich erinnere, hat die Polizei mehr als 50 leere Alkoholflaschen im Haus gefunden –, was wohl zu der allgemeinen Verwahrlosung beigetragen hat.

Leider kann ich Ihnen keine genaue Beschreibung westindischer oder zentralamerikanischer Dekorationsstücke geben. Ich kann mich erinnern, dass Miss Butts einige interessante und sehr farbenprächtige Stücke in ihrem Vorderzimmer hatte, aber es war mir nie erlaubt, sie länger zu betrachten, sodass ich heute keine genauen Angaben über sie machen kann. Ich war ihr wegen meiner Uniform leider suspekt, und sie zog es vor, sich mit mir in der Küche zu unterhalten. Ich erinnere mich an einige auffallende Gemälde an der Wand gegenüber der Wohnzimmertür und an ein Arrangement von Pfauenfedern in einer Geschoßkartusche neben der Eingangstüre sowie an einige Scherenschnitte in der

Diele, die, wie sie mir sagte, ihre Großeltern zeigten. Aber am 15. November war nicht ein Stück mehr im Haus. Ich nehme an, sie hatte alles verkauft, um ihren Alkoholkonsum zu finanzieren.

Was die über 20 Katzen angeht, die wir gefunden haben, so kann ich nur vermuten, dass sie nach meinem letzten Besuch im August begann, streunende Katzen aufzunehmen, und in Panik geriet, als die Kater anfingen, sich gegenseitig zu bekämpfen. Es scheint mir von Bedeutung zu sein, dass 1) den Katern offensichtlich die Schnauzen verklebt worden waren, vermutlich in dem Bemühen, sie daran zu hindern, sich gegenseitig zu beißen; 2) die Katzenklappe wahrscheinlich blockiert wurde, um weiteren Streunern den Weg ins Haus zu versperren, wobei ich nicht verstehe, warum sie die früher Gekommenen behielt. Die Kater waren am übelsten misshandelt worden. Mir machte das Gedanken – war es vielleicht ein Hinweis darauf, dass Miss Butts eine allgemeine Abneigung gegen männliche Wesen entwickelt hatte? –, und ich frage mich, ob sie die Katzen eingesperrt hat, weil sie fürchtete, ihren Nachbarn sonst den Beweis für Grausamkeit und Vernachlässigung zu liefern, deren sie von diesen immer wieder beschuldigt wurde.

Ich habe stets bedauert, dass ihr Leben auf diese Art endete. Sie war keine umgängliche Frau, das wissen Sie ja selbst. Und auch wenn meine Besuche amtlicher Natur waren, so glaube ich doch, dass sie in mir einen Freund sah, und es macht mich traurig, dass sie nicht daran dachte, mich zu rufen, als ich ihr hätte helfen können.

Mit freundlichen Grüßen,  
John Howlett

\*\*\*

## **39 LYVEDON AVENUE, RICHMOND, SURREY**

John Howlett, Esq  
White Cottage  
Littlehampton  
Nr Preston  
Lancashire

23. März 1983

Lieber Mr. Howlett,

danke für Ihren Brief vom 7. März. Ich möchte Ihnen doch berichten, dass ich Annie zwei Monate vor ihrem Tod in ihrem Haus besucht habe und keinerlei Anzeichen für Verwahrlosung vorgefunden habe. Ich selbst bin keine Katzenliebhaberin und habe von den Katzen, die ich an diesem Tag sah, weiter keine Notiz genommen. Wären es jedoch mehr als sonst gewesen, wäre es mir sicherlich aufgefallen. Ganz gewiss hat es im Haus nicht gestunken.

Ich besuchte sie unter anderem, um ihr zu sagen, dass ich für ein Jahr weggehen würde. Wie ich gefürchtet hatte, nahm diese Neuigkeit sie ziemlich mit. Menschen mit Tourette-Syndrom mögen keine Veränderung. Wir saßen eine Stunde lang zusammen im Wohnzimmer, und ich erzählte ihr von dem Kollegen, der sie in meiner Abwesenheit übernehmen würde. Dabei hatte ich ausreichend Gelegenheit, mir das Zimmer und seine Einrichtung genauer anzusehen. Bevor ich ging, sagte sie, sie wolle mir ein Abschiedsgeschenk machen und ich solle mir etwas aussuchen. Wir verbrachten weitere 15 Minuten damit, uns ihre vielen Schätze – darunter viele Kleinigkeiten – anzusehen, und ich kann mit absoluter Sicherheit sagen, dass das Zimmer an diesem Tag – dem 8. September – voller Zierrat war.

Leider habe ich größte Schwierigkeiten, die Polizei davon zu

überzeugen, dass die nächstliegende Erklärung dafür, dass das Haus acht Wochen später »leer« war, in einem Diebstahl zu suchen ist. Ich habe Ihren Brief Sergeant James Drury gezeigt, einem der Beamten, die sie an diesem Tag begleitet haben. Er sagt, solange ich niemanden finde, der die Einrichtung des Hauses eine Woche vor ihrem Tod gesehen hat, müsse man, wie Sie, davon ausgehen, dass sie ihre Besitztümer verkauft hat, um ihre Alkoholsucht zu finanzieren. Das war sein sehr hilfreicher Beitrag! Weniger hilfreich war seine Unterstellung, mein Gedächtnis täusche mich, ja, schlimmer noch, ich löge vorsätzlich, um zu vertuschen, dass ich mich nicht ausreichend um das Wohlergehen meiner Patientin gekümmert hätte. Nichts davon trifft zu. Ich kann nicht oft genug wiederholen, dass Annie bei meinem letzten Besuch in guter körperlicher und seelischer Verfassung war. Es gab keine Anzeichen dafür, dass sie mehr trank als gewöhnlich, und sicherlich keine für Inkontinenz.

Zum Zeitpunkt ihres Todes glaubte ich, meine vertraulichen Kenntnisse über sie beschränkten sich auf ihre Krankengeschichte. Jetzt ist mir klar, dass auch meine Bekanntschaft mit dem Inneren ihres Hauses vertraulicher Natur war; ich gehörte zu den wenigen Menschen, denen sie Zutritt gewährte. Sogar der Pfarrer musste draußen warten, da sie ihm wegen seiner Freundschaft zu ihren Nachbarn misstraute. Ich habe eine Sozialarbeiterin ausfindig gemacht, die im Jahre 1977 ins Wohnzimmer geführt wurde, aber ihre Besichtigung des Zimmers liegt zu weit zurück, um von Wert zu sein, auch wenn ihre Beschreibung sich mit meiner deckt. Aus demselben Grund nimmt Sergeant Drury keine Notiz von Ihren Erinnerungen an »auffallende Gemälde«, »Pfauenfedern« und »Scherenschnitte«. Obwohl Ihr letzter Besuch erst im August 1978 stattfand – aber drei Monate sind Zeit genug, um sich all dieser Dinge zu entledigen.

Ich will Sie nicht länger mit meinem Zorn (und meiner Wut!)

über einen Polizisten langweilen, der sowohl mein Gedächtnis als auch mein berufliches Können in Frage stellt und offensichtlich überhaupt nicht daran interessiert ist, einen alten Fall wieder aufzurollen. Aber ich würde doch gern wissen, ob Sie sich erinnern, was auf der rechten Seite des Kaminsimses stand. Das Abschiedsgeschenk von Annie, das ich immer noch habe, kam von dort, und es wäre wirklich sehr hilfreich, wenn ich Sergeant Drury wenigstens in dieser Beziehung beweisen könnte, dass ich mir nichts »einbilde«. Eine eindeutige und spontane Erinnerung einer ihrer wenigen Freunde wäre von großem Wert.

Ich muss sagen, dass ich weder von Sergeant Drury noch vom Coroner besonders beeindruckt bin. Ihre Pflicht, den Umständen von Miss Butts' Tods nachzugehen, scheinen sie mir beide wenig ernst zu nehmen. Ich würde zwar nicht so weit gehen zu behaupten, sie sei ermordet worden – was wohl, so weit ich weiß, eine der Nachbarinnen behauptet –, aber ich bin sicher, dass sie durch den Einbruch in ihr Haus und den Diebstahl all der Dinge, die ihr lieb und teuer waren, in extreme innere Erregung geriet. Das wiederum mag zu ihrer Verwahrlosung und zu dem unmäßigen Alkoholgenuss geführt haben, der mit schuld war an ihrem Tod.

Mit freundlichen Grüßen,  
Dr. Sheila Arnold

\*\*\*

*White Cottage  
Littlehampton  
Nr Preston  
Lancashire*

Dr. Sheila Arnold  
39 Lyvedon Avenue  
Richmond  
Surrey

24. März 1983

Liebe Frau Dr. Arnold,  
bedauerlicherweise kann ich mich weder an den Kaminsims noch an die Gegenstände darauf erinnern. Meine Frau hat mir aber eines der Bilder im Wohnzimmer ins Gedächtnis gerufen – ein gerahmtes Mosaik einer aztekischen Gottheit Quetzalcoatl, auch bekannt als die Gefiederte Schlange. Meine Frau liebt D. H. Lawrence, und offenbar habe ich ihr nach einem meiner Besuche in der Graham Road erzählt, dass Miss Butts ein ganz außergewöhnliches Mosaik mit einer Darstellung der Gefiederten Schlange besitzt. So Leid es mir tut, ich kann mich beim besten Willen weder an das Bild noch an die Unterhaltung erinnern. Aber meine Frau ist fest davon überzeugt, dass es die »verrückte Schlange mit den Katzen« war, die den Quetzalcoatl an der Wand hängen hatte.  
Ich hoffe, das hilft Ihnen weiter, und verbleibe mit freundlichen Grüßen,

Ihr John Howlett

\*\*\*

*Briefwechsel zwischen Dr. Sheila Arnold und der  
Polizeidienststelle Richmond – aus dem Jahr 1983*

**39 LYVEDON AVENUE, RICHMOND, SURREY**

Sergeant J. Drury  
Polizeidienststelle Richmond  
Richmond  
Surrey

25. Mai 1983

*Betreff: Miss Ann Butts, Graham Road 30, Richmond, Surrey*

Sehr geehrter Sergeant Drury,  
nach zahlreichen persönlichen und telefonischen Gesprächen mit Ihnen empfinde ich wachsenden Zorn darüber, dass Sie es noch immer ablehnen, der Möglichkeit nachzugehen, dass das Haus von Miss Butts vor ihrem Tod am 14.11.1978 ausgeraubt wurde. Mangels anderer Erklärungen muss ich daraus schließen, dass die Polizei Richmond Ann Butts heute noch genauso gleichgültig gegenübersteht wie zum Zeitpunkt ihres Todes.

Es ist inakzeptabel von Ihnen zu behaupten, wie Sie das heute Morgen am Telefon taten, für jemanden, der so durchgedreht sei wie die »verrückte Annie«, sei es ein Leichtes, innerhalb von acht Wochen ein Vermögen für Alkohol auszugeben. Wie Ihrem eigenen Bericht aus dieser Zeit zu entnehmen ist, hatte sie 4000 Pfund auf der Bank und 15 000 Pfund auf dem Sparbuch. Sie hätte es also nicht nötig gehabt, ihre Wertsachen zu verkaufen. Ich kann nicht genug betonen, dass das Tourette-Syndrom keine Geisteskrankheit ist, sondern vielmehr Ausdruck der Unfähigkeit, gewisse motorische Funktionen zu beherrschen. Miss Butts' Neigung, Grimassen zu schneiden

und vor sich hin zu murmeln, beeinträchtigte in keiner Weise ihre Intelligenz. Ich bin mittlerweile davon überzeugt, dass ihr außerordentlich rapider Verfall mit der Plünderung ihres Hauses eine Woche vor ihrem Tod zusammenhang. Ich habe Ihnen schon mehrmals erklärt, dass ein Eindringen in ihr Haus auf Grund ihrer zwanghaften und damit *unkontrollierbaren* Besorgnis um ihr Heim und ihre persönliche Sicherheit extreme Angstzustände ausgelöst hätte. Und es ist sinnlos zu behaupten, sie hätte in solch einem Fall die Polizei geholt. Alle Fremden machten ihr Angst, auch uniformierte Beamte (vergleichen Sie John Howletts Brief vom 7. März 1983). Und wenn Sie und Ihre Kollegen sie zu ihren Lebzeiten mit derselben Gleichgültigkeit behandelt haben, die Sie jetzt an den Tag legen, dann gab es für sie auch keinen Grund, Ihnen zu trauen. In dieser Hinsicht – dem Misstrauen Fremden gegenüber – kann Miss Butts' Verhalten als irrational bezeichnet werden. In jeder anderen Hinsicht war ihr Verhalten normal. Ich zögere, Ihre Gleichgültigkeit als Verachtung zu deuten, obwohl ich zornig genug bin, anzunehmen, dass genau dies zutrifft. Gewiss, Miss Butts litt an einer neurophysiologischen Störung, und sie war von schwarzer Hautfarbe, aber keine dieser Tatsachen dürfte Sie in der Entscheidung beeinflussen, ob ihr, wenn auch verspätet, Gerechtigkeit zuteil werden soll. Natürlich stimmt es – ich zitiere Sie –, dass die Kosten für eine Verfolgung der vorgeblichen Diebe den Nutzen, der dem Steuerzahler aus einer Sicherstellung des Diebesguts erwachsen würde, bei weitem überstiegen, aber seit wann hat Gerechtigkeit etwas mit Kosten zu tun? Vor dem Recht sind alle gleich. Ihre Bemerkung jedoch deutet darauf hin, dass die Polizei bestimmt, wie, wann und in wessen Namen sie für Gerechtigkeit eintritt.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Sheila Arnold

\*\*\*

**Superintendent A. P. Hathaway, Polizei Richmond**

Dr. Sheila Arnold  
39 Lyvedon Avenue  
Richmond  
Surrey

21. Juni 1983

AZ:APH/VJ

*Betreff: Miss Ann Butts, Graham Road 30, Richmond*

Sehr geehrte Frau Dr. Arnold,  
besten Dank für die Kopie Ihres Schreibens vom 25. Mai an P. S. Drury sowie für die Kopien der Korrespondenz und Notizen zu den Telefonaten. Ich habe das alles mit großem Interesse gelesen und den Fall ausführlich mit Sergeant Drury besprochen. Auch wenn ich Ihrer Behauptung, Miss Butts sei vor ihrem Tod beraubt worden, durchaus Verständnis entgegenbringe, stimme ich dennoch mit Sergeant Drury überein, dass eine Untersuchung sinnlos wäre.

Sergeant Drury gibt zu, dass bei der Untersuchung im November 1978 die Möglichkeit eines Diebstahls außer Acht gelassen wurde. Er betont aber, dass er zu keiner Zeit darauf aufmerksam gemacht wurde, dass das Haus sich in einem ungewöhnlichen Zustand befand. Es gab zahlreiche Hinweise darauf, nach wiederholten Beschwerden der Nachbarn bereits schriftlich dokumentiert, dass das Haus voller Katzen war; dass ständig ein übler Geruch aus dem Haus wahrnehmbar war; dass

Miss Butts in unhygienischen und verwahrlosten Verhältnissen lebte. Angesichts dieser Umstände bin ich nicht der Meinung, dass Sergeant Drury gleichgültig oder nachlässig gehandelt hat. Die Zahl der Diebstähle und Einbrüche in England und Wales steigt jährlich um 15 Prozent, und nur wenige Täter können von uns gefasst und rechtskräftig verurteilt werden. Diese Zahlen sind öffentlich bekannt, und Politiker aller Parteien fordern jetzt strengere Gesetze und eine großzügigere finanzielle Ausstattung der Polizei, um diesem gewaltigen Anstieg der Verbrechensrate Einhalt zu gebieten.

Es wäre unvertretbar, in solch einer Zeit die Untersuchung eines Einbruchs anzurufen, der vor drei Jahren *möglicherweise* stattfand und dessen angebliches Opfer nicht mehr am Leben ist und nicht mehr befragt werden kann. Die Chancen auf einen erfolgreichen Untersuchungsabschluss wären gleich null, zumal nicht einmal eine Bestandsaufnahme der im Haus befindlichen Gegenstände existiert. Auch wenn es nicht das ist, was Sie hören wollen, so hoffe ich doch, dass Sie die Gründe für diese Entscheidung verstehen. Es wäre etwas anderes, wenn es zu Miss Butts' Tod noch ungeklärte Fragen gäbe, aber die gerichtliche Untersuchung der Todesursache ist klar und eindeutig.

Abschließend möchte ich Ihnen versichern, dass die Polizei in Richmond ihre Verantwortung allen Mitbürgern gegenüber sehr ernst nimmt, unabhängig von Rasse, Hautfarbe, Konfession oder körperlicher Befindlichkeit.

Hochachtungsvoll  
Superintendent A. P. Hathaway

## 4

»In einem Ihrer Briefe an den Mann vom Tierschutz erwähnen Sie ein Abschiedsgeschenk, das Sie von Annie bekommen haben«, sagte ich zu Sheila Arnold, als sie am folgenden Sonntag mit ihrem Mann zum Mittagessen bei uns war. »Was hat sie Ihnen geschenkt?«

Sheila streckte einen Arm aus. »Ein Jadearmband«, sagte sie und drehte einen blassgrünen Reif an ihrem Handgelenk. »Sie hatte ein ganzes Sortiment dieser Reifen auf ihrem Kaminsims liegen und suchte mir den hier aus, weil sie meinte, er passe zu meinem Haar. Ich hatte damals rote Haare.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Larry, ihr Mann, ein großer, sympathischer Amerikaner, bemerkte: »Es ist Jadeit, das ist die kostbarste Jadeart. Wir haben den Armreif dreiundachtzig schätzen lassen, weil Sheila der Polizei beweisen wollte, dass sie nicht einfach ins Blaue hineinredete, wenn sie von den Gegenständen in Annies Haus sprach.« Er umfasste den Reif mit Daumen und Mittelfinger. »Er stammt aus Mexiko – wahrscheinlich achtzehntes Jahrhundert –, und er ist mehr als zweihundert Pfund wert. Sheila meint, sie hätte mindestens zehn davon im Haus gehabt. Das kann man doch immerhin als Hinweis darauf nehmen, dass Annie keine arme Frau war.«

Sam pfiff leise durch die Zähne. »Kein Wunder, dass Sie die Polizei gebeten haben, weiter zu ermitteln.«

Sheila seufzte. »Ich denke immer noch, ich hätte ein bisschen mehr Druck machen sollen – zumindest hätte ich Drury ein Disziplinarverfahren anhängen sollen. Er war bodenlos nachlässig. Und ein Rassist dazu. Für ihn war schlicht und einfach klar, dass eine Schwarze nur arm und dreckig sein kann.«

Larry schnalzte etwas ungeduldig mit der Zunge. »Das siehst du doch ein bisschen sehr eng. Sicher, der Mann war

unmöglich, aber so ganz Unrecht hatte er nicht. Kein Mensch hat irgendwie angedeutet, dass in dem Haus etwas nicht stimmte. Nicht einmal der Tierschützer, John Howlett, hat die Zustände im Haus in Frage gestellt.« Er sprach so energisch mit seiner Frau, dass man den Eindruck bekommen konnte, dies sei ein heikles Thema zwischen ihnen. »Im Übrigen hattest du gar nicht die Zeit, dich noch weiter um die Sache zu kümmern. Du hattest mit deiner Praxis und den beiden Kindern weiß Gott genug zu tun. Außerdem«, fuhr er fort, sich wieder uns zuwendend, »klang es mir durchaus einleuchtend, als der Superintendent sagte, die Erfolgschancen seien gleich null.« Sheila stellte damals eine Liste aller Gegenstände zusammen, die sie noch in Erinnerung hatte, aber die Beschreibungen waren ungenau, und die Polizei wies uns darauf hin, dass an eine strafgerichtliche Verfolgung nicht zu denken sei, wenn sie keine detaillierten Angaben machen könne. Es erschien schließlich einfach sinnlos, weiterzumachen.«

Wir saßen auf der Terrasse im Schatten eines verblichenen Sonnenschirms, der im Laufe langer sonniger Sommer fast alle Farbe verloren hatte. Der Garten fiel hinter dem Haus ziemlich steil ab, und irgendein schlauer Mensch hatte vor langer Zeit wohl einmal die hervorragende Idee gehabt, die Terrasse auf einem erhöhten Fundament anlegen zu lassen, sodass man einen herrlichen Blick bis hinüber zur anderen Seite des Tals hatte, in dem wir lebten. Es erstaunte mich, wie das hiesige Klima sich in den Jahren unserer Abwesenheit verändert zu haben schien. Ich hatte stets eine grüne und üppige Landschaft vor mir gesehen, aber der Garten, die Weiden und Wiesen waren in der Hitze fahlbraun geworden, und ausgedürstete Blumen ließen die Köpfe hängen.

Sheila und Larry, mit gleichen Panamahüten auf den Köpfen, gaben ein elegantes Paar ab, sie in einem schlüsselblumengelben Baumwollkleid, er in weißem Hemd und beiger Hose. Meiner Schätzung nach musste er etwa zehn

Jahre älter sein als sie, und ich fragte mich flüchtig, wie sie sich kennen gelernt und wann sie geheiratet hatten und ob die beiden Kinder, von denen er gesprochen hatte, von ihm oder von einem früheren Ehemann waren.

Ich beugte mich über den Tisch, um Wein nachzuschenken, und dachte daran, dass ich vielleicht langsam hineingehen und das Mittagessen servieren sollte, keine große Geschichte, nur etwas kalter Braten, Salat und Baguette.

»Wenn einer ihrer Nachbarn sie beraubt hat«, sagte ich wie beiläufig, »dann hat der Betreffende vielleicht einige Stücke behalten, solche vor allem, die keinen großen Wert besaßen. Die Pfauenfedern in den Geschosskartuschen zum Beispiel, die John Howlett beschrieben hat. Gleich als ich seinen Brief las, dachte ich, dass genau so etwas jemand behalten würde, schon weil man nie definitiv nachweisen könnte, dass die Federn Annie gehört haben.«

Sheila musterte mich forschend. »Sie scheinen die Nachbarn ja ganz schön auf dem Kieker zu haben«, bemerkte sie. »Wie kommt das?«

Sam antwortete für mich. »Die ganze gottverdammte Straße hatte es auf sie abgesehen, nachdem sie die Leute bei der gerichtlichen Untersuchung als Rassisten bezeichnet hatte. Sie haben uns wochenlang mit den gemeinsten Anrufen gequält. Deswegen sind wir auch aus England weggegangen.«

Lügner!, dachte ich.

»Kein Wunder, dass Sie diese Leute hassen«, meinte Larry verständnisvoll.

Sheila warf mir mit hochgezogener Braue einen Blick zu, als wollte sie mich auffordern, mich dazu näher zu äußern. Aber ich stand auf und sagte, es sei Zeit zum Mittagessen. Ich hatte gelernt, über Drohanrufe zu sprechen, ohne laut zu werden ... aber über Hass? Das war etwas ganz anderes.

Nach dem Essen gingen Sheila und ich zur Koppel hinunter und sahen ans Gatter gelehnt den Pferden zu, die ziemlich

lustlos das dürrre Gras kauten. »Larry und ich haben immer angenommen, es wären Profis gewesen«, sagte sie. »Uns ist nie auch nur der Gedanke gekommen, dass es jemand aus der Nachbarschaft gewesen sein könnte.«

»Woher hätten Profis wissen sollen, was im Haus war?«, fragte ich. »Sie haben doch selbst gesagt, dass sie keinen Menschen reingelassen hat.«

»Aber das gilt auch für ihre Nachbarn«, entgegnete sie. »Ihnen gegenüber war sie sogar noch misstrauischer.«

»Sie haben bei ihr durch die Fenster geschaut.« Ich erinnerte mich, wie ich einmal eine Horde junger Halbstarker ertappt hatte, die bei Annie durch die Fenster gespäht und Grimassen geschnitten hatten. »Die Kinder waren am schlimmsten. Sie machten sich einen Spaß daraus, sie zu erschrecken.«

Sheila griff zur Krempe ihres Huts, als eine warme Brise über das Feld blies. »Larry war überzeugt, es war derjenige, der damals ihre Sachen geschätzt hat. Er meint, das sei Schwindel gewesen – irgendein Kerl, der von Tür zu Tür gegangen ist und sich als Kunst- oder Antiquitätenfachmann ausgegeben hat, um einen Blick in die Häuser zu werfen.«

Das klang einleuchtend.

»Aber ich bin anderer Meinung«, fuhr sie fort. »Ich bin fast sicher, dass der Schätzer von Sotheby's kam, ich erinnere mich nämlich, dass ich dachte, die Zahlen müssen stimmen, wenn ein angesehenes Auktionshaus sie errechnet hat.« Sie seufzte. »Und jetzt könnte ich mich schwarz ärgern, dass ich damals nicht weiter nachgefragt habe. Die ganze Sache war doch irgendwie komisch. Ich meine, was hat Annie überhaupt veranlasst, die Sachen schätzen zu lassen? Und dann auch noch einen Wildfremden in ihr Haus zu lassen!« Sie schüttelte ihren Arm, und der Jadereif schlug klappernd gegen ihre Armbanduhr. »Als sie sagte, ich könnte mir etwas aussuchen, durfte ich nichts anfassen. Ich durfte mir die Sachen nur anschauen. «

»Wann hat sie Ihnen die Liste gezeigt?«

»Irgendwann im Sommer. Sie war an diesem Tag besonders schwierig, das weiß ich noch. Erst gab sie mir die Liste zum Lesen, und im nächsten Moment hat sie sie mir aus der Hand gerissen, als hätte sie Angst, ich wollte sie stehlen. Sie war manchmal wie ein Automat und hat dann unentwegt dieselben Worte und Handlungen wiederholt, bis irgend etwas Neues sie aus diesem Kreislauf hinauskatapultiert hat. Wenn sie solche Zustände hatte, konnte sie sehr anstrengend sein. Wahrscheinlich habe ich deshalb nicht einmal gefragt, wozu sie ihre Sachen hatte schätzen lassen.«

»Vielleicht hat die Versicherung es zur Bedingung gemacht«, meinte ich. »Keine Wertbestimmung, keine Versicherung.«

»Ach!« Sie seufzte gereizt. »Das hat die Polizei auch gesagt, aber das war doch Quatsch. Wie soll das zusammengehen? Entweder war sie total schwachsinnig und hat ihr Leben mit Alkohol zerstört, oder sie war so auf Draht, dass sie in der Lage war, sich ganz allein um eine Versicherung zu kümmern. Es wäre vielleicht hilfreich gewesen, wenn ich mit dem Filialleiter ihrer Bank hätte sprechen können, aber als mir der Gedanke kam, war er längst weg. Irgendjemand sagte mir, er wäre in Saudi-Arabien, aber ich habe nie etwas unternommen.«

(Aber *ich* hatte es getan und hatte die Auskunft des Mannes, die mich über eine ausgesprochen schlechte Telefonverbindung aus Riad erreichte, noch wörtlich im Kopf. »Da kann ich Ihnen nicht helfen, fürchte ich. Miss Butts hatte sich leider in den Kopf gesetzt, ich hätte es darauf abgesehen, sie zu bestehlen, und ich habe ihr Konto daraufhin an meinen Stellvertreter weitergegeben, der vor fünf Jahren gestorben war.«)

»Haben Sie nicht daran gedacht, bei Sotheby's nachzufragen, ob sie noch eine Kopie der Liste haben und vielleicht wissen, warum Annie ihre Sachen schätzen ließ?«

»Nein, aber das hätte auch nichts gebracht«, sagte sie mit

einem herben Lachen. »Larry fing an, sich darüber aufzuregen, wie viel Zeit ich an die Geschichte verschwendete, also hab ich Annie ad acta gelegt und mich Mann und Kindern gewidmet.«

Ich dachte an Sams Wut wegen des Polizeibeamten in Hongkong. »Es ist manchmal ganz schön schwer, nicht?«

»Was?«

»Seine Pflicht zu tun.«

»Ja.« Sie lächelte ein wenig bitter. »Aber das Schwerste kommt erst noch.«

»Wie meinen Sie das?«

»Larry ist älter als ich und nur aus Rücksicht auf mich hier in England. Sobald ich pensionsberechtigt bin – und das ist schon in zwei Jahren –, gehen wir für immer nach Florida. Er hat dort eine Eigentumswohnung.«

»Und warum machen Sie das mit?«, fragte ich neugierig.

»Weil wir es so vereinbart haben, als er mich mit den Kindern mitgenommen hat.« Sie las Kritik in meiner Miene. »Unsere Ehe läuft anders als Ihre mit Sam. Ursprünglich wollten wir schon in die Staaten zurückkehren, sobald Larry in den Ruhestand ging, aber als mir diese Anstellung in Dorset angeboten wurde, hat er sich bereit erklärt, noch zu warten. Ein paar Jahre könne er es schon noch aushalten, meinte er, solange wir nicht in London leben müssten.« Sie seufzte. »Es ist eine lange Geschichte – voller Kompromisse.«

»Ja, es klingt so«, sagte ich teilnahmsvoll. »Lockt Sie denn das Leben in Florida?«

»Nein«, antwortete sie aufrichtig, »aber noch weniger lockt mich ein einsames Alter. Ich habe zu oft gesehen, wie das ist.«

Eine gesunde Warnung, die von einer Ärztin kam. »Und wieso glauben Sie, dass meine Ehe mit Sam anders ist?«

Sie zuckte die Schultern. »Er würde Sie nicht verlassen, wenn Sie ihm ein Ultimatum stellten.«

Ich wollte schon sagen, dass Sam genau das bereits einmal getan hatte und dass kein Grund zu der Vermutung bestand,

dass er es nicht wieder tun würde. Aber dann erkannte ich, dass sie wahrscheinlich Recht hatte. Irgendwann im Lauf unserer Ehe hatten wir die Rollen getauscht, und jetzt war Sam derjenige, der Ultimaten fürchtete. »Er hat mehr Angst vor der Einsamkeit als ich«, sagte ich langsam. »Das heißt, dass ich in unserer Beziehung die Trümpfe in der Hand habe – geradeso wie Larry in Ihrer.«

Sie sah mich überrascht an. »Das ist eine sehr kühle Betrachtungsweise.«

»Aus der Erfahrung geboren«, versetzte ich leichthin. »Wahre Einsamkeit ist es meiner Ansicht nach, in einer Beziehung verlassen zu werden – wenn man ständig an sich selbst zweifelt. Ich weiß, wie das ist, und ich weiß, dass ich damit fertig werden kann. Ich vermute, für Larry trifft das Gleiche zu. Er war dort, er weiß, wie es ist, er hat's geschafft – Sie haben diese Erfahrung nicht gemacht. Und Sam auch nicht. Damit sind Sie beide im Nachteil.«

»Larry hat überhaupt keine Ahnung, was Einsamkeit ist«, protestierte sie. »Er ist der geselligste Mensch, den ich kenne. Manchmal bringt er mich damit an den Rand der Rasserei. Ständig schleppt er mich zu irgendwelchen gesellschaftlichen Veranstaltungen, wenn ich mich am liebsten in mein Bett verkriechen würde, weil ich nach einem langen Tag mit lauter Kranken hundemüde bin.«

Ich lächelte. »Genau das ist es doch. Sie führen ein ausgefülltes Leben. Larry nicht. Er braucht ein gewisses Programm, einen Lebensinhalt. Sie haben das nicht nötig, Sie fallen abends einfach am liebsten ins Bett, um für den nächsten Tag gerüstet zu sein.«

Sie stützte ihre Arme auf den Zaun und blickte nachdenklich über die Weide. »Und Annie war Ihr Inhalt?«

»Zum Teil.«

»Sie hatten kleine Kinder«, sagte sie. »Haben sie die Lücke nicht gefüllt?«

»Haben Ihre Kinder sie gefüllt?«

»Nein, aber ich hatte einen Beruf. Außerdem bin ich überhaupt nicht der mütterliche Typ. Ich kann es aushalten, dass meine Patienten von mir abhängig sind – aber meine Kinder? Ich erwarte von meinen Kindern, dass sie für sich selbst eintreten.«

Ich fragte mich, ob sie sich selbst reden hörte und ob sie Larry gefragt hatte, was er von dieser Spaltung zwischen Beruf und Privatleben hielt. »Meine Kinder haben nur meine Ängste erhöht«, sagte ich. »Jedenfalls mein Ältester. Wir gingen nach Hongkong, während ich schwanger war, und ein Kind war so ziemlich das Letzte, was ich zu der Zeit brauchte.«

»Wie hat Sam reagiert?«

»Blind.«

Sheila lachte. »Was soll das denn heißen?«

»Er hatte einen Sohn «, sagte ich trocken. »Er fand es toll – Hauptsache, jemand anders kümmerte sich um das Kind.« Eine Weile standen wir in stillem Einverständnis schweigend nebeneinander. Dann fragte ich: »Haben Sie noch eine Kopie der Liste, die Sie von Annies Besitztümern gemacht haben?«

»Liegts sie nicht in dem Hefter?«

»Nein.«

Ihr Gesicht drückte Zweifel aus. »Ich schau mal nach, wenn ich zu Hause bin ... wissen Sie, wir haben wahnsinnig viel weggeworfen, als wir vor sieben Jahren hierher gezogen sind. Es fehlen zum Beispiel auch die Briefe, die ich mit der Sozialarbeiterin gewechselt habe. Ich weiß genau, dass sie mir eine ausführliche Beschreibung der Räume von Annies Haus geschickt hat, aber das lag alles nicht bei den Papieren, als ich sie für Sie fotokopierte. Ich fürchte, die Sachen sind beim Umzug untergegangen.«

Ich fragte mich, was noch untergegangen war, und gestattete mir ein paar finstere Gedanken über Larry, der sicher nicht vor ein bisschen Sabotage zurückschrecken würde, um

sicherzustellen, dass seine Bedürfnisse an erster Stelle kamen.  
Grüße von Sam?

»Könnten Sie eine neue Liste machen?«

»Ich kann es versuchen. Aber so detailliert wie die erste wird sie sicher nicht werden. Was erwarten Sie denn zu finden?«

»Nichts von Wert«, antwortete ich. »Kleinigkeiten, die vielleicht jemand behalten hat.«

»Wie die Pfauenfedern?«

Ich nickte.

»Als Beweis könnten sie nie verwendet werden.«

»Ich weiß, aber ...« Ich zögerte, aus Angst, mich lächerlich zu machen. »Es ist wahrscheinlich unsinnig, aber ich dachte, wenn Sie die Pfauenfedern, die Scherenschnitte von Annies Großeltern und – na ja, eben andere Kleinigkeiten ohne besonderen Wert auf die Liste setzen – eine kleine Holzfigur zum Beispiel ...« Mir gingen die Ideen aus. »Ich dachte, wenn ich ein paar dieser Gegenstände in irgendjemandes Haus entdeckte, dann hätte ich wenigstens das Gefühl, auf der richtigen Spur zu sein.«

Sie warf mir einen verblüfften Blick zu. »Ja, wollen Sie denn danach suchen?«

Ich zuckte verlegen die Achseln.

»Aber wo, um Himmels willen, wollen Sie da überhaupt anfangen?«

»In der Graham Road. Es muss doch noch jemand da sein, der schon 1978 da gewohnt hat. Ich könnte immerhin an ein paar Türen klopfen. Vielleicht finde ich ja etwas.« Ich sagte das nur so daher, um ihr eine Antwort zu geben; tatsächlich hatte ich keinerlei Absicht, so ins Blaue hinein mein Glück zu versuchen. Ich sah die Skepsis in ihrem Gesicht.

»Aber wozu? Sie machen sich da ganz umsonst einen Haufen Arbeit. Larry hatte Recht, als er sagte, dass es nie zu einer Strafverfolgung kommen würde.«

»Mir geht es nicht um eine Strafverfolgung wegen

Diebstahls, Sheila. Mir geht es um Mord. Wie der Chief Superintendent in seinem Brief an Sie schrieb, wäre es etwas anderes, wenn es an der Ursache von Annies Tod irgendwelche Zweifel gäbe.« Ich lächelte. »Es gibt Zweifel – und ich werde das beweisen.«

Sie sah mir einen Moment lang mit scharfem Blick in die Augen. »Was ist an dem Abend wirklich zwischen Ihnen und Annie abgelaufen?«, fragte sie abrupt. »Drury hat mir das Protokoll Ihrer Aussage gezeigt. Aber Sie sagten, sie hätte kein Wort mit Ihnen gesprochen.«

»Das stimmt auch.«

»Aber warum dann?«

»Ich habe im Moment nichts Besseres zu tun.«

Das war keine besonders gute Erklärung, aber sie schien damit zufrieden. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass noch viele von ihren alten Nachbarn da sind«, meinte sie. »Die meisten waren schon weggezogen, als wir damals gingen.«

»Was ist mit dem Pfarrer?«, fragte ich. »Er hat doch die Leute in der Graham Road regelmäßig besucht.«

Sie zog die Krempe ihres Huts ein wenig tiefer, um ihre Augen vor der Sonne zu schützen. »Ich glaube, er ist gar nicht mehr dort.«

»Aber sein Nachfolger müsste mir doch sagen können, wo er jetzt ist. Wissen Sie, wie er heißt?«

»Der neue Pfarrer? Nein.«

»Und der frühere? Der, der Annie kannte?«

Sie antwortete nicht gleich, und ich drehte den Kopf, um sie anzusehen. Der Ausdruck ihrer Augen war im Schatten des Huts nicht zu erkennen, aber sie hatte einen ziemlich grimmigen Zug um den Mund. »Peter Stanhope«, sagte sie.

*Schreiben von Libby Williams – früher Graham Road 21 –  
aus den Jahren 1982 und 1983*

Southampton, 3. Oktober 1982

Liebe M,

vielleicht interessiert dich das Beiliegende. Ich war zu Besuch bei alten Freunden in Richmond, und da fiel mir die *Richmond & Twickenham Times* in die Hände. Gemeinheit gibt's anscheinend überall, und die Ärzteschaft wird der Geistlichkeit nach den ehrabschneiderischen Behauptungen des Herrn Pfarrer wohl die Freundschaft aufkündigen. Ich erinnere mich von Annies Begräbnis her an ihn – so ein dicker kleiner Kerl mit Schweißhänden –, aber die Ärztin habe ich, glaube ich, nie kennen gelernt. Jock und ich hatten einen Arzt mit einem höchst imposanten Schnauzbart.

Hier läuft alles gut. Noch ein Jahr, dann bin ich mit meiner Ausbildung fertig, und nach zahlreichen Versuchen – eine Frau, die etwas auf sich hält, muss ja aufpassen, dass sie nicht zweimal den gleichen Fehler macht! – habe ich mir endlich einen echten Traummann geangelt. Einen Goldjungen namens Jim Garth. Fortsetzung folgt!

Alles Liebe,  
Libby

## Ärztin bestreitet Pflichtverletzung

Dr. Sheila Arnold, 41, Ärztin in der Praxisgemeinschaft in der Cromwell Street, Richmond, bestreitet jede Pflichtverletzung ihrerseits gegenüber Frederick Potts, 87, der Anfang dieser Woche, dem Tode nahe, in seiner Wohnung in der Siedlung Channing Towers aufgefunden wurde. Mr. Potts hat es seiner Nachbarin, Mrs. Gwen Roberts, 62, zu verdanken, dass er noch am Leben ist. »Ich habe Fred an die Wand trommeln hören«, sagte sie, »da habe ich die Polizei angerufen.«

Der Zustand von Mr. Potts wurde von der Polizei als »erschreckend« bezeichnet. Er hatte schon seit mehreren Tagen das Bett nicht mehr verlassen können und litt heftige Schmerzen, die durch unbehandelte Geschwüre an

Beinen und Rücken verursacht wurden. Er litt außerdem an Flüssigkeitsmangel und Unterernährung. Dr. Arnold wurde von der Polizei vernommen, nachdem Nachbarn behauptet hatten, sie habe sich geweigert, eine Pflegeperson für Mr. Potts zu bestellen, weil dieser »früheres Pflegepersonal beleidigt und beschimpft« habe. Dr. Arnold bestreitet die Richtigkeit dieser Behauptungen.

Parallelen zum Fall der Ann Butts drängen sich auf, einer zweiundvierzigjährigen geistig behinderten Alkoholikerin, deren Alkoholabhängigkeit unbehandelt blieb. Auch sie war Patientin von Dr. Arnold. Nach Miss Butts' Tod im November 1978 bezeichnete der Coroner die

Verhältnisse, unter denen sie gelebt hatte, als »schandbar«. »Es ist die Pflicht eines jeden Arztes bzw. Sozialarbeiters, diejenigen Mitglieder unserer Gesellschaft, die am stärksten gefährdet sind, angemessen zu betreuen«, sagte er. Dr. Arnold bestreitet jegliche Mitschuld. Sie habe sich, sagte sie, in den Vereinigten Staaten aufgehalten, als Miss Butts in volltrunkenem Zustand von einem Lastwagen angefahren wurde und ihren schweren Kopfverletzungen

erlag.

Wie von Reverend Peter Stanhope, 45, Pfarrer an der Markuskirche, zu hören war, wird Mr. Potts in einem Pflegeheim untergebracht werden, sobald er so weit genesen ist, dass er das Krankenhaus verlassen kann. »Für derartige Nachlässigkeit gibt es keine Entschuldigung«, sagte Pfarrer Stanhope. »Man sollte doch meinen, die Leute hätten etwas aus dem Tod von Ann Butts gelernt, damit sich solche Fehler nicht wiederholen.«

Southampton, 12. Februar 1983

Dies nur als Nachtrag zur unendlichen Geschichte von dem Pfarrer und der Ärztin. Die zweite Runde geht, denke ich, an die Frau Doktor, auch wenn die Meldung so winzig ist, dass wahrscheinlich kein Mensch sie lesen wird.

Alles Liebe,  
Libby

Aus der *Richmond & Twickenham Times*  
vom Freitag, 28. Januar 1983

## Ärztin vom Verdacht der Pflichtverletzung freigesprochen

Dr. Sheila Arnold, 42, von der Praxisgemeinschaft Cromwell Street in Richmond, wurde gestern nach einer kurzen Anhörung vor der Britischen Ärztekammer vom Verdacht der Pflichtverletzung freigesprochen. Aus

schriftlichen Unterlagen, die zum Beweis vorgelegt wurden, ging klar hervor, dass Mr. Potts, 87, zurzeit des fraglichen Vorfalls bei einer anderen Praxis registriert und seit Mai 1980 nicht mehr Patient von Dr. Arnold gewesen war.

## 5

Die Stimmung trübte sich schlagartig, als Sheila ihrem Mann erzählte, dass ich vorhatte, Peter Stanhope aufzusuchen, um zu erfahren, ob er etwas über den Verbleib von Annies Hab und Gut wusste. Es schien sie beide nicht im Entferntesten zu interessieren, dass er nie in Annies Haus gewesen war und unmöglich wissen konnte, woraus ihr Besitz überhaupt bestanden hatte. Die Erwähnung seines Namens war Dämpfer genug.

Larry gefiel mein Plan gar nicht, und er beobachtete mich misstrauisch über sein Weinglas hinweg, während Sam besorgte Blicke zwischen uns dreien hin und her schickte und sich offensichtlich fragte, wer zum Teufel Peter Stanhope war und warum sein Name bei Larry so schlecht ankam. Um seine Ahnungslosigkeit zu vertuschen, wurde er ziemlich laut – er hasst es, sich im Hintertreffen zu fühlen –, und ich freute mich auf wenig liebevolle Art über seine Verlegenheit. Er war schließlich selbst schuld an seiner Unwissenheit, denn er hatte das Thema ja tabuisiert.

Am Abend versuchte ich eine halbe Stunde lang, Peter Stanhope über die Telefonauskunft ausfindig zu machen, aber in Richmond war niemand dieses Namens eingetragen, und man weigerte sich, in anderen Gegenden Englands nach einem Reverend Peter Stanhope zu suchen. Es gab auch keinen Eintrag für die Markuskirche, und da ich den Namen des derzeitigen Pfarrers nicht wusste, konnte ich seine Privatnummer ebenso wenig erfahren. Es wäre alles wesentlich einfacher gewesen, wenn Sam nicht ständig neben mir gestanden hätte, während ich telefonierte – dann hätte ich nämlich herauszubekommen versucht, ob es in Exeter einen Peter Stanhope gab. Aber ich wollte mir nicht in die Karten schauen lassen. Am Ende schlug ich Sam halb im Scherz vor, er solle Jock Williams anrufen, ausgerechnet diesen

eingefleischten Atheisten, und ihn bitten, ans andere Ende von Richmond zur Markuskirche zu fahren und nachzusehen, ob der Name des neuen Pfarrers draußen an der Tafel stand. Zu meiner Überraschung war er damit einverstanden.

»Er möchte gern wissen, was läuft«, sagte er, als er wieder in die Küche kam, wo ich beim Geschirrspülen war.

»Was hast du gesagt?«

»Dass die Chefin mich zur Minna macht, wenn ich ihr nicht helfe, die verschwundenen Schätze der verrückten Annie aufzuspüren.« Er grinste schief. »Er fand schon vor zwanzig Jahren, du wärst übergeschnappt. Jetzt glaubt er, es hätte uns beide erwischt. Er wollte wissen, wie man auf die Idee kommen könne, eine alte Pennerin wie Annie hätte irgendwas von Wert besessen.«

Ich stellte einen Teller auf die Ablage. »Und was hast du gesagt?«

»Ich hab nur das wiederholt, was Larry uns über den Jadeit-Schmuck erzählt hat. Das hat ihn dann doch ein bisschen erschüttert – er sagte, er hätte immer geglaubt, Annie wäre arm wie eine Kirchenmaus.«

»Wahrscheinlich wäre er freundlicher zu ihr gewesen, wenn er es gewusst hätte«, sagte ich bissig. »Wenn Jock Geld klimpern hört, macht er doch sofort Männchen.«

»Hm, na ja, er rät mir jetzt, meine gewaltigen Gewinne aus Hongkong in einen Offshore-Fonds zu stecken, den er von der Insel Man aus managt. Er hat einen prima Dreh gefunden, wie man um die Steuern herumkommt, und ist bereit, mich an der Sache zu beteiligen, wenn ich interessiert bin.«

»So wie ich Jock kenne, ist es was Illegales.«

»Was Unmoralisches ganz bestimmt«, sagte Sam vergnügt. »Aber er hält ja auch nichts vom Wohlfahrtsstaat. Verstößt gegen Darwins Evolutionstheorie, sagt er. Kranke, Lahme und Arme müssen weg. Das ist natürliche Auswahl.«

»Er wird eines Tages schon noch kräftig eins auf den Deckel

bekommen«, sagte ich, während ich eine Gabel zur Inspektion hochhielt. »Genau wie alle anderen arroganten, eigennützigen Schweine. Das ist nämlich das *ungeschriebene* Gesetz der natürlichen Auswahl – Konjunkturritter brechen sich früher oder später das Genick.« Ich sah ihn argwöhnisch an. »Ich hoffe, du hast ihm gesagt, wohin er sich seinen Steuertrick stecken kann.«

»Das habe ich unterlassen, schlau wie ich bin«, sagte Sam. »Er war nämlich nur bereit, an einem Sonntagabend zur Markuskirche rüberzufahren, weil er meint, er könnte ein Riesengeschäft mit mir machen.« Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl. »Wieso kennt ihr beide euch eigentlich so gut? Soweit ich mich erinnere, bist du ihm doch immer nur aus dem Weg gegangen.«

Die Frage kam unerwartet. »Was meinst du mit ›kennen‹?«

»Keine Ahnung. Deshalb frag ich ja.«

Ich bemühte mich, ein Lächeln zu verbergen, allerdings ohne Erfolg. »Sprichst du im biblischen Sinn?«

»Vielleicht.«

Ich lachte schallend. »Das ist nun wirklich komisch.«

»Wieso?«

»Weil er ein langweiliger kleiner Furz mit einem Machtkomplex ist«, antwortete ich. »Nicht mal seine Frau hat ihn gemocht. Wie kannst du da auf den Gedanken kommen, er könnte mir gefallen?«

»Es war ja nur eine Frage«, sagte er eingeschnappt.

»Und was hat dich drauf gebracht?«

»Er war überhaupt nicht erstaunt, als ich sagte, dass du die Sache mit Annie wieder aufrollen willst. Er meinte, das hätte er schon erwartet.«

»Und?«, fragte ich neugierig.

»Er scheint dich besser zu kennen als ich. Ich dachte nämlich, du hättest Annie längst vergessen. Du hast ihren Namen seit zwanzig Jahren nicht mehr erwähnt.«

»Weil du mich darum gebeten hattest.«

»Wirklich?« Er runzelte verwundert die Stirn. »Daran kann ich mich nicht erinnern.«

Ich war nicht sicher, wie echt dieses Stirnrunzeln war, deshalb wechselte ich das Thema. »Du solltest nicht alles glauben, was Jock dir erzählt«, sagte ich. »Er will dich doch nur reizen. Genau wie mit seinen Geschichten vom großen Geld. Es macht ihm Spaß, zu sehen, wie du dich windest.«

»Warum?«

Ich schüttelte den Kopf über seine Naivität. Der Fehler meines Mannes war, dachte ich manchmal, dass er allzu bereit war, andere unbesehen als das zu nehmen, was sie zu sein vorgaben. Eigentlich hätte ihm das beruflich schaden müssen, aber merkwürdigerweise war es genau umgekehrt: Sam war bereit, das Bild zu akzeptieren, das andere Leute von sich vermitteln wollten, und darauf reagierten sie positiv. Als ich ihn kennen lernte, glaubte ich anfangs, er wende eine besonders raffinierte Form paradoxer Psychologie an, aber mit der Zeit begriff ich, dass er tatsächlich keine Vorstellung von den Abgründen hatte, die in den meisten Menschen verborgen sind. Es war seine gewinnendste Eigenschaft ... und die irritierendste ...

»Jock muss doch immer sticheln«, sagte ich leichthin. »Er neidet anderen ihr Glück – besonders in der Liebe. Er hat ja auch selbst nur Negatives erlebt – geschiedene Eltern, einen Bruder, der sich das Leben genommen hat, eine gescheiterte Ehe, keine Kinder. Er würde dich garantiert mit seinen Sticheleien verschonen, wenn du ihm von deinem Infarkt erzählst und ihm nicht vorgelogen hättest, wie viel Geld du gemacht hast. Für ihn sieht es so aus, als wärst du der reinste Glückspilz. Du hast alles. Gesundheit. Geld. Eine treue Ehefrau. Und Söhne.«

Sam verschränkte die Hände hinter seinem Kopf und starre zur Decke hinauf. »Den Tod seines Bruders hat er nie

verwunden.«

»Das sagst du immer, aber du hast mir nie erklärt, warum.«

»Ich wollte nicht, dass du womöglich voreilige Schlüsse ziehst.«

Ich sah ihn stirnrunzelnd an. »Wie hat sein Bruder sich eigentlich umgebracht?«

»Er hat sich eines Tages an einem Baum erhängt. Da kein Abschiedsbrief gefunden wurde, glaubte die Polizei an Mord, und der Hauptverdacht fiel auf Jock, weil er kurz nach dem Tod des Jungen in dessen Zimmer gewesen war und Geld genommen hatte. Am Ende kam der Coroner aber zu dem Schluss, dass der Junge über die Scheidung seiner Eltern deprimiert gewesen war, und entschied auf Selbstmord. Aber Jock zufolge hat der Tod seines Bruders die ganze Familie kaputt gemacht. Sie machten sich gegenseitig nur noch Vorwürfe.«

»Wie traurig«, sagte ich, und es war mir ernst mit meinen Worten. »Wie alt war der Bruder?«

»Sechzehn. Drei Jahre jünger als Jock.«

»Mein Gott, das ist wirklich tragisch. Was ist aus den Eltern geworden?«

»Jock hat nach der Scheidung jede Verbindung mit ihnen verloren. Ich glaube, er weiß nicht einmal, wo sie leben – ob sie überhaupt noch leben – ob er ihnen noch das Geringste bedeutet. Er behauptet, es mache ihm nichts aus, trotzdem meint er, unentwegt beweisen zu müssen, dass er ein toller Hecht ist.« Sam senkte den Blick, um sich anzusehen. »Das ändert nichts daran, dass er ein arrogantes, eigennütziges Schwein ist. Aber es erklärt wahrscheinlich, warum er so ist.«

Ja, das erklärt eine Menge, dachte ich und versprach, nett zu sein, wenn Jock sich mit dem Namen des Pfarrers von der Markuskirche melden sollte. Es erklärte allerdings nicht, woher Jock das Geld genommen hatte, um nach der Scheidung in das imposante und teure Haus in der Nähe vom Richmond Park

ziehen zu können. Schließlich hatte er beim Verkauf des Reihenhauses in der Graham Street 21 nur die Hälfte des Erlöses bekommen.

Es wurde Mittwoch, ehe es mir gelang, Peter Stanhope persönlich zu sprechen. Auf alle meine früheren Anrufe hatte sich der Anrufbeantworter gemeldet, und ich fand es wenig sinnvoll, ihm lange Erklärungen darüber, wer ich war und weshalb ich ihn sprechen wollte, auf Band zu hinterlassen. Seine neue Gemeinde war in Exeter, ungefähr 100 Kilometer von Dorchester entfernt, und ich hatte mich gerade entschlossen, ihm zu schreiben, als er am Mittwochmorgen endlich selbst ans Telefon ging.

Ich hatte nur einmal persönlichen Kontakt mit ihm gehabt, als wir noch in Richmond lebten, und glaubte nicht, dass er sich so gut an mich erinnern würde wie ich mich an ihn. Ich nannte ihm meinen Namen und sagte, ich würde ihn gern einmal wegen Annie Butts sprechen. »Die Schwarze aus der Graham Road, die von einem Lastwagen überfahren wurde.«

Darauf folgte eine lange Pause, in der ich Zeit hatte, mich an Libbys Beschreibung des Mannes zu erinnern, »ein dicker kleiner Kerl mit Schweißhänden«. Ich begann schon, mich zu fragen, ob es vielleicht so still blieb, weil ihm der Hörer aus der Hand gerutscht war, als er plötzlich scharf fragte: »Sagten Sie Ranelagh? Irgendeine Verbindung zu der Frau, die damals behauptete, Annie sei ermordet worden?«

»Ich bin die Frau«, antwortete ich. »Ich hätte nicht gedacht, dass der Name Ihnen etwas sagt.«

»Aber gewiss doch! Sie waren ja eine Zeit lang eine richtige Berühmtheit.«

»Genau eine Viertelstunde lang«, bestätigte ich trocken. »Es war nicht die angenehmste Viertelstunde meines Lebens.«

»Nein, das kann ich mir vorstellen.« Wieder eine Pause. »Man hat Ihnen hinterher ziemlich übel mitgespielt.«

»Ja.«

Einsilbige Antworten mochte er offensichtlich nicht, und so versuchte er es mit einem Themawechsel. »Irgendjemand hat mir erzählt, dass Sie mit Ihrem Mann ins Ausland gegangen seien. Und – hat sich alles zum Guten gewendet?«

Ich nahm an, das sei seine höfliche Art, sich zu erkundigen, ob ich noch verheiratet war, und versicherte ihm daher, mit meiner Ehe stehe alles zum Besten, fasste mit drei kurzen Worten zwanzig Jahre Ausland zusammen, erwähnte meine beiden Söhne und fragte ihn dann, ob ich ihn einmal besuchen dürfe.

»Ich würde mich gern über Annies Nachbarn mit Ihnen unterhalten«, erklärte ich und wünschte, ich könnte über die Aussicht, ihn wiederzusehen, etwas mehr Enthusiasmus vortäuschen. Ich verließ mich darauf, dass er aus Pflichtgefühl meinem Besuch zustimmen würde, aber ich war sicher, dass er ihm mit genau so wenig Begeisterung entgegengah wie ich.

Sein Ton wurde merklich zurückhaltender. »Halten Sie das für klug?«, sagte er. »Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und Ihr Leben scheint sich so gut entwickelt zu haben – Sie sind mit Ihrem Mann zusammengeblieben, haben Kinder bekommen und all das Hässliche hinter sich gelassen.«

»Ah, Sie erinnern sich an unser Gespräch?«, fragte ich. »Ich war sicher, Sie hätten es vergessen.«

»Ich erinnere mich gut«, sagte er.

»Dann werden Sie verstehen, warum ich mit Ihnen über Annies Nachbarn sprechen möchte.«

Ich hörte sein Seufzen. »Was bringt das denn, in einem Aschehaufen herumzustochern, der längst kalt geworden ist?«

»Das kommt ganz darauf an, was man findet«, entgegnete ich. »Mein Vater hat einmal ein dickes Scheit ins Feuer gelegt, und als es verbrannte, fiel eine alte Goldmünze heraus. Irgendjemand hatte sie offensichtlich in dem Baum versteckt, und zwei Jahrhunderte später heimste mein Vater die Belohnung ein.«

Erneute Pause. »Meiner Meinung nach machen Sie einen Fehler, Mrs. Ranelagh, aber ich habe am Freitagnachmittag Zeit. Sie können mich jederzeit nach zwei besuchen.«

»Danke.« Ich schwieg einen Moment. »Warum finden Sie, dass ich einen Fehler mache?«

»Rache ist ein unwürdiges Ziel.«

Ich starrte in einen goldgerahmten Spiegel, der vor mir an der Wand hing. Das Glas war alt und fleckig, es warf mir ein verzerrtes Bild zurück, in dem mein Gesicht dünn und grausam aussah. »Mir geht es nicht um Rache«, versetzte ich betont gelassen. »Mir geht es um Gerechtigkeit.«

Sein Lachen kam unerwartet. »Das glaube ich nicht, Mrs. Ranelagh.«

Ich wollte nicht mit Sam zusammen nach Exeter fahren; es wäre reine Zeitverschwendug, sagte ich, wenn wir beide führen, wo doch dringend der Rasen gemäht und die Blumenbeete gesäubert werden müssten. Er schien sich damit zufrieden zu geben. Beim Frühstück fiel mir allerdings der forschende Blick auf, mit dem er mich musterte.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Ach, ich habe mich nur gefragt, warum es alle Welt in den Südwesten Englands zieht«, sagte er.

Peter Stanhopes Kirche gehörte zur St. Davidsgemeinde von Exeter. Ich war viel zu früh da, hockte eine Stunde lang in meinem Auto am Straßenrand und ließ die große weite Welt an mir vorüberziehen. Ich parkte am Rand des Universitätsgeländes, und rundherum wimmelte es von Studenten – Gruppen Bücher schleppender junger Leute, junge Paare, an Schultern und Hüften miteinander verwachsen wie siamesische Zwillinge. Ich spürte Neid in mir, besonders auf die leicht bekleideten Mädchen in den knappen Tops und den Röckchen, die kaum über den Po reichten. Sie marschierten mit einer Selbstsicherheit durch den Sonnenschein, wie ich sie nie

besessen hatte.

Das frühere Pfarrhaus war ein beeindruckendes viktorianisches Herrenhaus, halb versteckt hinter hohen Hecken. Davor stand die Reklametafel eines Immobilienmaklers: »Herrliches Penthouse zu verkaufen«. Das neue Pfarrhaus war ein billig gebauter kleiner Kasten gegenüber der Kirche, ohne eine Spur von Charme oder Charakter. Als ich Punkt zwei Uhr meinen Wagen davor anhielt, wünschte ich, ich hätte mich die vergangene Stunde in ein Pub gesetzt und mir Mut angetrunken. Aber ich sah in einem Erdgeschossfenster die Bewegung eines Vorhangs und wusste, dass ich gesehen worden war. Der Stolz siegte über die Kleimütigkeit.

Eine große magere Frau öffnete mir die Tür. Sie hatte eine stark hervorspringende Raubvogelnase, schulterlanges graues Haar und redete wie ein Maschinengewehr. »Sie müssen Mrs. Ranelagh sein«, sagte sie und nahm mich bei der Hand, um mich ins Haus zu ziehen. »Ich bin Wendy Stanhope. Mein Mann hat sich leider verspätet. Freitags ist er immer im Frauenhaus. Schrecklich, diese armen Frauen. Kommen Sie mit in die Küche. Er hat mir gesagt, dass Sie extra aus Dorchester herübergefahren sind. Kann ich Ihnen etwas zu essen anbieten? Oder zu trinken? Nehmen Sie einen Chardonnay?«

Ich folgte ihr durch den kleinen Flur. »Danke.« Die weiße Kunststoffküche war von einer tödlichen Adrettheit und so klein, dass man sich kaum umdrehen konnte. »Schön«, sagte ich.

Sie reichte mir mit langer, knochiger Hand ein Glas. »Finden Sie?«, fragte sie verblüfft. »Ich kann diese Küche nicht ausstehen. Die, die wir in Richmond hatten, war mir viel lieber. Aber die Kirche lässt einem keine Wahl, wissen Sie. Man muss nehmen, was einem zugeteilt wird.« Sie holte kurz Atem. »Aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen«, fügte sie heiter hinzu. »Ich habe mir das alles selbst zuzuschreiben. Kein

Mensch hat mich gezwungen, einen Pfarrer zu heiraten.«

»Aber Sie sind doch zufrieden mit Ihrem Leben?«

Sie schenkte sich etwas ein und stieß mit mir an. »O ja, ich bereue kaum etwas. Nur manchmal frage ich mich, wie es gewesen wäre, wenn ich Bauchtänzerin geworden wäre. Aber ich bemühe mich, solchen Gedanken nicht zu lange nachzuhängen.« Sie zwinkerte vergnügt. »Und Sie, mein Kind?«

»Ich glaube, ich habe nicht die Figur dafür.«

Sie lachte. »Ich meinte, war das Leben gut zu Ihnen? Sie sehen gut aus, ich nehme also an, Sie sind zufrieden.«

»Ja«, sagte ich.

Sie wartete darauf, dass ich fortfahren würde, und als ich das nicht tat, sagte sie aufmunternd: »Peter hat mir erzählt, dass Sie lange im Ausland gelebt haben. Das muss doch aufregend gewesen sein! Und Sie haben zwei Söhne, ist das richtig?«

In ihrem beinahe ausgemergelt wirkenden Gesicht spiegelte sich so viel Neugier, dass ich mich ihrer erbarmte – es war schließlich nicht ihre Schuld, dass ihr Mann sich verspätet hatte – und enthusiastisch von unserem Leben im Ausland und unseren Kindern erzählte. Sie beobachtete mich über den Rand ihres Glases hinweg, während ich sprach, und in ihrem Auge blitzte ein hellwacher Blick, der mir nicht geheuer war. Ich war es nicht gewöhnt, von anderen durchschaut zu werden, ich hatte mich schließlich jahrelang darin geübt, eine undurchdringliche Maske zu tragen.

»Das Leben hat es gut mit uns gemeint«, schloss ich lahm.

Ihr Gesicht war erheitert. »Sie lügen beinahe so gekonnt wie ich«, stellte sie in sachlichem Ton fest. »Die meiste Zeit schaffe ich es, meinen Frust zu unterdrücken, aber manchmal fahre ich irgendwohin, wo weit und breit nichts ist, meistens auf die Klippen, und schreie, was das Zeug hält. Peter hat davon natürlich keine Ahnung. Er würde mich für verrückt halten, und es würde mich tatsächlich verrückt machen, wenn

er dann anfinge, mich zu betütern.« Sie schüttelte ihre grauen König-Lear-Locken. »Es ist schon absurd – wir sind seit vierzig Jahren verheiratet, wir haben drei Kinder und sieben Enkelkinder, und er hat keine Ahnung, wie sehr die Sinnlosigkeit meines Daseins an mir nagt. Ich wäre eine erstklassige Pfarrerin geworden, aber ich hatte nur die Wahl, neben einem Mann die zweite Geige zu spielen.«

»Und deshalb schreien Sie?«

Sie füllte mein Glas auf. »Es macht mehr Spaß, als mit einem Kater aufzuwachen«, sagte sie.

\*\*\*

### **Psychiatrischer Bericht betreffend Mrs. Ranelagh – aus dem Jahr 1979**

QUEEN VICTORIA HOSPITAL,  
HONGKONG  
(PSYCHIATRISCHE ABTEILUNG)

*Mrs. M. Ranelagh, wohnhaft Greenough Lane 12, Pokfulam, Hongkong, wurde von ihrem Allgemeinarzt Dr. J. Tang mit dem Verdacht auf eine postnatale Depression nach der Geburt ihres Sohnes Luke (Geburtsdatum 20. Oktober 1979) an diese Abteilung überwiesen. Ihrem Ehemann zufolge leidet sie bereits seit geraumer Zeit an Depressionen. Medikamentöse Behandlung lehnt sie ab. Am 19. Dezember 1979 führte Dr. Joseph Elias ein zweistündiges Gespräch mit Mrs. Ranelagh. (Im Folgenden sind Auszüge aus Dr. Elias' Befund wiedergegeben, der im Februar 1999 an Mrs. Ranelagh freigegeben wurde.)*

*...Mrs. Ranelagh war eine schwierige Patientin. Von Beginn an bestand sie mit aller Beharrlichkeit darauf, dass sie nur gekommen sei, um ein für allemal zu beweisen, dass sie nicht*

*an Depressionen leidet. Sie war unkooperativ und zornig. Sie äußerte sich mit erheblicher Feindseligkeit über »Autoritäten« und »Leute, die sich wichtig machen« und sprach mehrmals von »Nötigung«, »Schikanen« und »Einschüchterung«. Als ich sie darauf aufmerksam machte, dass solche Bemerkungen sehr wohl ein Indiz für eine psychische Erkrankung sein können und deshalb die Frage geklärt werden müsse, ob bei ihr eine paranoide Störung vorliege, gab sie ihre unkooperative Haltung auf.*

*... Sie räumt ein, nach verschiedenen Vorfällen, die sich Ende letzten und Anfang dieses Jahres in London zugetragen haben, in heftigem emotionalem Aufruhr gewesen zu sein. Sie lehnte es ab, Näheres über diese Ereignisse zu berichten, weil sie fürchtete, meinen Verdacht auf Paranoia zu bestätigen; auf drei ging sie jedoch kurz ein, um ihren »Zorn« zu erklären. Als Beweis dafür, dass der erste Vorfall – der Tod einer schwarzen Nachbarin – tatsächlich stattgefunden hatte, zeigte sie einige Zeitungsausschnitte; ihre übrigen Behauptungen konnte sie jedoch nicht untermauern. Ohne Bestätigung von unabhängiger Seite kann ich nicht sagen, ob die nachfolgenden Vorfälle wirklich geschehen oder Konstrukte sind, um das Unrechtsempfinden, das sie in Bezug auf den Tod der Schwarzen hatte, zu rechtfertigen.*

*... In erster Linie richtet sich ihr Groll gegen ihren Ehemann (ebenfalls in Hongkong wohnhaft) und ihre Mutter (wohnhaft in England), von denen sie sich aus irgendeinem Grund verraten fühlt. Das verursachte eine »Kälte« gegen beide, die »sie nur langsam abbauen kann«. Ihre Schwangerschaft bezeichnet sie als »Fehlplanung« unter dem Hinweis darauf, wie schwierig es ist, in einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen, wenn man ein Kind erwartet. Sie spricht liebevoll von dem Kind, nennt es mein Baby, während sie ihrem Mann vorwirft, ihr eine »ungeplante Schwangerschaft aufgebürdet« zu haben. Sie hat eine enge Bindung zu ihrem Vater (wohnhaft*

*in England), mit dem sie regelmäßigen telefonischen Kontakt hat und der ihr einziger Vertrauter ist. Zusätzlich nannte sie eine Reihe von Schwierigkeiten: eine Abneigung gegen jegliche körperliche Berührung; Unsicherheitsgefühle, wenn sie allein im Haus ist; zwanghafte Reinlichkeit; eine Abneigung gegen bestimmte Geräusche, vor allem gegen Türglocken, den Londoner Tonfall, das Scharren von Ratten (?).*

*... Ich riet ihr, keine Bündnisse einzugehen – vor allem nicht mit ihrem Vater, der »Recherchen für sie anstellt«. Solche Bündnisse würde ihr Mann beinahe mit Sicherheit als Verrat an sich betrachten. Ich wies sie ferner auf die potenzielle Gefahr eines zukünftigen Bündnisses mit dem heranwachsenden Sohn hin. In beiden Fällen pflichtete sie mir bei, beharrt aber darauf, dass ihre Ehe im Falle einer weiteren Konfrontation mit ihrem Mann in die Brüche gehen würde. Eine solche Konfrontation wünscht sie deshalb nicht. Mein Angebot einer gemeinsamen Sitzung mit ihrem Mann lehnte sie ab, da sie der Meinung ist, keiner von ihnen wäre in der Lage, offen zu sprechen, ohne die oben erwähnte augenblickliche Trennung heraufzubeschwören. Ihre Gefühle ihrem Mann gegenüber sind nicht klar. Sie scheint sich trotz ihres Grolls eine enge Bindung an ihn bewahrt zu haben und ist überzeugt, dass ihre zu Beginn des Jahres getroffene Entscheidung, die Ehe aufrechtzuerhalten, richtig war. Dennoch besteht sie darauf, ihn zu bestrafen.*

*... Mrs. Ranelagh zeigt sich als eine intelligente, introspektive Frau, die bemüht ist, sich mit einigen äußerst unerfreulichen und bislang noch ungelösten Fragen in ihrem Leben auseinander zu setzen. Nachdem sie sicher war, mich davon überzeugt zu haben, dass sie keine »Depressive« sei, sprach sie ausführlich über ihre Absicht, einen ›Schlussstrich‹ unter die Sache zu ziehen, wobei sie in Bezug auf die Art dieses Abschlusses allerdings ambivalent ist. Meiner Meinung nach zieht sie die wohlwollendere Variante »Gerechtigkeit für ihre*

*schwarze Freundin« der eher zutreffenden »Rache für mich« vor.*

*... Als ich ihr erklärte, dass über längere Zeit internalisierte Wut, sei sie nun berechtigt oder nicht, zu jener Art paranoider Störung – wahnhafte Vorstellungen und Ängste – führen kann, von der sie sich mit solcher Entschlossenheit distanzieren wolle, sagte sie, der Schaden sei bereits angerichtet. »Ich sitze zwischen zwei Stühlen, Dr. Elias. Ich bin ein Feigling, wenn ich klein beigebe, und eine neurotische Ziege, wenn ich mich wehre.«*

*Abschließend ist zu sagen, dass ich bei der Patientin keinerlei Anzeichen einer Depression feststellen kann. Sie ist zwanghaft und äußerst manipulativ, aber sie hat sich gut im Griff. Ich fand sie ziemlich Furcht einflößend ...*

## 6

Letztendlich wechselte ich keine zwanzig Worte mit Peter Stanhope. Er kam ungefähr eine halbe Stunde später, gehetzt und voll der Entschuldigungen für die Verspätung, und wurde mir gleich wieder durch einen Anruf entführt. Unter neuerlichen Entschuldigungen verschwand er in seinem Arbeitszimmer, während seine Frau den Anrufer mit Höflichkeitsfloskeln hinielt, bis er drüben abhob. Es war nicht weiter schlimm. Wendy entpuppte sich als eine Goldgrube an Informationen, und sie konnte mir Geschichten erzählen, die ich von ihrem Mann bestimmt nie gehört hätte; das meiste war nämlich Klatsch; einiges davon recht deftig.

Während wir auf Peter Stanhopes Rückkehr gewartet hatten, waren wir ins Wohnzimmer hinübergegangen, wo Wendy mir meinen kleinen, nur über einer Schulter hängenden Rucksack abnehmen wollte, der mit einem Riemen quer über die Brust festgemacht war. Es erstaunte sie, wie schwer er war und wie ungern ich mich von ihm trennte. Immerhin ließ ich mich dazu herab, die Schnalle des Schulterriemens zu öffnen und das gute Stück neben mich aufs Sofa zu legen. Wenn sie darüber verwundert war, dass ich meinte, mit so schwerem Gepäck reisen zu müssen, verlor sie kein Wort darüber. Ich war ihr offensichtlich ein Rätsel und entsprach sicher gar nicht ihrem Bild von einer fanatischen Kreuzzüglerin.

Mit einer kleinen Grimasse legte sie den Hörer auf, und ich fragte mich, wie oft sie diejenige war, die hier die Stellung halten musste, und wie es ihrem Mann schmecken würde, wenn die Rollen vertauscht wären, sie die Pfarrerin und er die Hilfskraft wäre.

Mein Gesicht hatte offenbar mehr verraten, als ich wollte.  
»Hat er Sie enttäuscht?«, fragte Wendy in die Stille hinein.

»Nein, gar nicht«, versicherte ich. »Ich wollte über Annies Nachbarn in der Graham Road sprechen, und ich glaube, Sie

wissen sowieso mehr als er über diese Leute.«

Sie fixierte mich mit ihrem scharfen Blick. »Ich meinte, in der Vergangenheit«, erklärte sie. »Hat er Sie einmal enttäuscht?«

»In gewisser Weise, ja«, antwortete ich und blickte im Zimmer umher, um sie nicht ansehen zu müssen. »Er erklärte mich für hysterisch, als ich das nicht war.«

Wendy sammelte anscheinend Porzellanfiguren, jedenfalls standen sie auf jeder verfügbaren Fläche im Zimmer herum – ein Sortiment weißer Meißner Püppchen auf dem Kaminsims, eine Schar handbemalter Vögelchen in einer kleinen Glasvitrine an der Wand. Daneben schien sie ein Faible für die Fotografie zu haben – überall waren Bilder von ihrer Familie, und an der Wand hing eine Riesenvergrößerung eines Schnappschusses von sieben lachenden Kindern.

»Wer sind die Kinder?«, fragte ich mit einer Kopfbewegung zu dem Foto.

Sie akzeptierte den Themawechsel mit Gelassenheit. »Meine Enkel. Das war einer der seltenen Momente, wo sie alle zur gleichen Zeit vergnügte Gesichter machten. Im Allgemeinen kann man sich darauf verlassen, dass einer von ihnen brummt.«

»Wer hat das Bild gemacht?«

»Ich.«

»Es ist umwerfend«, sagte ich aufrichtig. »Vergessen Sie die Pfarrerin, Sie hätten Fotografin werden sollen.«

»Eine Zeit lang war ich das – gewissermaßen nebenberuflich. Ich habe bei den Hochzeiten in der Markuskirche fotografiert, vor allem für solche Paare, die nicht viel Geld ausgeben konnten.« Sie zog die Schublade eines Schreibtischs neben dem offenen Kamin auf und holte ein dickes Fotoalbum heraus. »Ich könnte mir denken, dass Sie das hier interessiert. Da haben Sie Aufnahmen von fast allen Nachbarn Annies.«

Sie reichte mir das Album, und ich verfolgte blätternd eine

fotografische Geschichte von Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen und Festgottesdiensten in der Markuskirche. Bei den Bildern aus den Siebzigerjahren musste ich lachen. Diese Mode! Die Männer in Hosen mit Schlag, gerüschten Hemden und Armkettchen: die Frauen mit Riesenfrisuren auf den Köpfen, Kleidern in A-Linie und Plateauschuhen mit Knöchelriemchen. Sogar von mir war ein Bild da; es zeigte mich bei Annies Beerdigung, vierundzwanzig Jahre alt und furchtbar gehemmt in einem schwarzen Maximantel, der mir nicht richtig gepasst hatte und aussah wie geerbt. Ich erkannte nur wenige der Gesichter; längst nicht alle dieser Leute hatten zu meiner Zeit in der Gegend gelebt; aber an einige erinnere ich mich.

»Warum haben Sie so viele Aufnahmen gemacht?«, fragte ich Wendy. »Sie sind doch bestimmt nicht für alle bezahlt worden.«

»Ich fand, es wären interessante Dokumente für zukünftige Generationen«, antwortete sie. »Ich wollte Abzüge bei der Gemeinderegistratur hinterlegen. Dann hätten Leute, die Auskünfte über ihre Familien einholen wollten, nicht nur schriftliche Zeugnisse einsehen können, sondern auch bildliche.« Sie lachte. »Es war keine so tolle Idee. Es kostete so viel Zeit und Arbeit, ein Kreuzverweissystem für Bilder und schriftliche Einträge anzulegen, dass mir die Sache bald über den Kopf gewachsen ist. Danach habe ich aus Spaß an der Freude weitergemacht.«

Sie tat vieles aus Spaß an der Freude, stellte ich fest, und das gefiel mir. Ich fragte mich sogar, ob ich das, was ich tat, auch so begründen könnte. Würde irgendjemand mir glauben, dass ich Fragen über Annies Tod stellte, weil ich mich langweilte?

Ich wies mit dem Finger auf eine Familiengruppe. »Die Charles'«, sagte ich. »Sie wohnten neben uns, in Nummer drei.«

Wendy setzte sich neben mich aufs Sofa. »Paul und Julia.

Sie hatten zwei Kinder, deren Namen ich vergessen habe. Mein Mann hat eines von ihnen getauft. Es hat den ganzen Gottesdienst hindurch gebrüllt wie am Spieß. Das sind die Bilder von der Taufe.«

»Jennifer«, sagte ich. »Sie hat immer gebrüllt, Nächte lang. Einmal ist Sam rübergegangen, um sich zu beschweren, weil wir wegen des Krachs nicht schlafen konnten, aber Julia war so fertig, dass sie gleich an der Tür zu heulen angefangen hat. Da hat er es nicht mehr über sich gebracht, was zu sagen. Wir haben uns dann immer Ohrstöpsel reingeschoben. Jennifer ist jetzt vierundzwanzig. Sie studiert Jura und lebt in Toronto. Die ganze Familie ist 1980 nach Kanada ausgewandert.«

»Alle Achtung! Sie sind wirklich gut informiert!«

»Das Gesicht dieses Mannes kenne ich«, sagte ich, auf ein anderes Foto deutend.

»Derek Slater«, sagte sie. »Ein grässlicher Typ – jedes Mal, wenn er betrunken war, hat er Frau und Kinder geprügelt. Die arme Frau ist immer zu uns geflüchtet, weil sie solche Angst vor ihm hatte.« Sie blätterte um und tippte mit dem Finger auf das Foto einer dunkelhaarigen Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm. »Das ist sie – Maureen Slater. Sie hatte vier Kinder von ihm – zwei Jungen und zwei Mädchen –, die alle irgendwann verdroschen wurden. Und Derek wurde dauernd festgenommen – meistens wegen Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses –, aber ich glaube, er hat auch ein paar Mal wegen Diebstahls gesessen.« Sie zeigte auf das Gesicht des kleinen Kindes. »Ja, Derek war ganz bestimmt eine Zeit lang im Gefängnis, der Kleine da kam nämlich lange nach den drei anderen zur Welt. Soviel ich weiß, lebt Maureen noch in der Graham Road, aber was aus Derek geworden ist, weiß der Himmel. Irgendwann 1979 oder 1980 kam es zu einem furchtbaren Auftritt, als der älteste Sohn endlich den Mut fand, sich mit einem Baseballschläger gegen ihn zu verteidigen, und ihn aus dem Haus jagte.«

»Alan, richtig?«

»Ja. Haben Sie ihn gekannt?«

»Er hatte ein Jahr lang Englischunterricht bei mir – groß und kräftig, mit Riesenhänden. Sie wohnten gleich neben Annie am Ende der Straße. Nummer zweiunddreißig. Haben Sie von Alan auch ein Foto?«

»Ich glaube schon ... aber es ist nicht in der Kirche aufgenommen worden. Soweit ich mich erinnere, ist der nur in die Markuskirche gekommen, wenn er ausbaldowern wollte, ob es was zu stehlen gäbe.« Sie schnalzte leise mit der Zunge und schüttelte den Kopf.

»Er hat geklaut wie ein Rabe. Einmal, als Maureen wieder bei uns untergeschlüpft war, hat er die Brosche meiner Mutter mitgehen lassen. Das habe ich ihm nie verziehen. Aber wissen Sie, die Kinder haben alle gestohlen – bei einem Vater wie Derek wahrscheinlich nicht anders zu erwarten. Es ist schon traurig zu sehen, wie die Sünden der Väter an die nächste Generation weitergegeben werden.«

»Haben Sie den Diebstahl damals angezeigt?«

Sie seufzte. »Das hätte doch nichts gebracht. Er hätte einfach geleugnet. Außerdem war es meine eigene Schuld. Ich hätte vorsichtiger sein müssen. Danach habe ich immer darauf geachtet, dass alles weggesperrt war, wenn sie ins Haus kamen.«

Ich hätte gern gewusst, wie oft Alan sonst noch ungestraft davongekommen war. »Mich wollte er auch bestehlen«, sagte ich. »Ich hatte meine Tasche auf dem Pult gelassen, während ich ins Lehrerzimmer ging, um etwas zu holen. Als ich zurückkam, war er an meiner Brieftasche. Ich habe ihn auch nicht angezeigt.« Ich tippte mir mit dem Finger auf die Lippen, als könnte ich so den aufsteigenden Hass niederhalten. »Meinen eigenen Kindern hätte ich so etwas nie durchgehen lassen.«

»Nein«, sagte sie und sah mich nachdenklich an, »aber ich

vermute, Sie mochten Alan nicht, und weil Sie sich das übel nahmen, meinten Sie, nachsichtig sein zu müssen.«

Ich gab keine Antwort.

»Ich hatte vergessen, dass Sie Lehrerin waren«, sagte sie, um das Schweigen zu brechen.

Ich nickte und neigte mich tiefer, um Derek Slaters Gesicht genauer zu mustern. Er hatte langes dunkles Haar und ein freundliches Gesicht, nichts von einem Schläger. »Warum war Derek im Gefängnis?«

»Ich habe keine Ahnung. Diebstahl vielleicht. Oder Körperverletzung?«

»Hat er seine Frau geschlagen?«

»Natürlich schlug er nur eine Frau. Ich glaube nicht, dass er den Mut hatte, sich mit Männern anzulegen.«

»Wer ist das?« Ich wies auf das Foto einer stark geschminkten Blondine, die unter einem breitkrempigen Hut hervor affektiert in die Kamera lächelte.

»Sharon Percy.« Wendy verzog den Mund. »Sie war an die vierzig, aber sie lief herum, als wäre sie noch keine zwanzig; Miniröckchen und Ausschnitte, dass der halbe Busen herauushing. Sie müssen sich an sie erinnern. Sie war Annies Nachbarin auf der anderen Seite und hat sich ständig über sie beschwert.« Wendy seufzte tief. »Annie konnte einem schon Leid tun, so eingequetscht zwischen den beiden übelsten Familien in der ganzen Straße – hier die Slaters, Diebe und Gewalttäter, und dort eine abgetakelte Nutte, die mit ihrem Sohn nicht fertig wurde.«

Sharon Percy – Jocks Flittchen und Libbys platinblonder Vampir, dachte ich erheitert. »Nein, ich glaube, ich habe sie nie gesehen. Jedenfalls erinnere ich mich nicht an sie. Aber ihren Sohn habe ich unterrichtet – er ging in eine Klasse mit Alan Slater.«

»Sie war eine entsetzliche Person«, erklärte Wendy mit Nachdruck, »kaum besser als eine Prostituierte. Jeden Abend

hatte sie andere Männer bei sich. Trotzdem fühlte sie sich jeder Schwarzen überlegen und hat Annie mit ihren ewigen Beschwerden beim Gemeinderat das Leben zur Hölle gemacht.«

Ich betrachtete das auf jung gemachte alte Gesicht mit Interesse und musste an die so genannten »Rednecks«, die Unterschicht-Weißen in Südafrika, denken. »Je tiefer man in der Hackordnung steht, desto wichtiger ist es, noch jemanden unter sich zu haben.«

»Hm, das trifft auf Sharon genau zu.«

Sehr christlich hörte sich das nicht an, und ich hätte gern gewusst, was die Frau getan hatte, um Wendy so sehr gegen sich aufzubringen. »Woher wissen Sie so viel über sie?«, fragte ich neugierig. »Kam sie regelmäßig zur Kirche?«

»O ja. Jeden Sonntag pünktlich wie die Uhr, solange mein Mann bereit war, sich einmal in der Woche mit ihr zusammenzusetzen, damit sie ihre Probleme bei ihm abladen konnte. Ha!« Sie lachte verächtlich. »Alles nur ein Vorwand, wenn Sie mich fragen. Sie hat ihn immer *Pater* Stanhope genannt, weil sie wusste, das würde seiner Eitelkeit schmeicheln. Erst als sie anfing, ihm die Knie zu tätscheln, ging ihm auf, was sie wollte, und er sagte ihr klipp und klar, dass er in Zukunft nur noch in meinem Beisein mit ihr sprechen würde. Danach hat sie sich nie wieder in der Kirche blicken lassen.«

Ich unterdrückte ein Lächeln. So frustriert sie in ihrer Ehe angeblich war, sie konnte immer noch eifersüchtig sein. »War die Frau je verheiratet?«

»Nein, jedenfalls nicht, solange wir mit ihr zu tun hatten. Ich könnte nicht einmal sagen, wer Michaels Vater war. Sharon selbst wahrscheinlich auch nicht. Der arme Junge geriet ständig mit der Polizei in Konflikt, und dann wurde mein Mann mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, um an Eltern Statt zu erscheinen, weil die Mutter sich irgendwo herumtrieb.«

»Der Junge ist 1978 vierzehn geworden«, erinnerte ich mich.  
»Dunkelhaarig, er wirkte ziemlich erwachsen. Trug immer weiße T-Shirts und Blue Jeans.«

Sie nickte. »Er war kein schlechter Junge, nur völlig außer Rand und Band. Er war sehr intelligent und redegewandt – das genaue Gegenteil von Alan Slater, der praktisch nur Kraftausdrücke auf Lager hatte. Ich hatte den Jungen gern, aber es war nicht leicht, sein Vertrauen zu gewinnen.« Ein wehmütiger Ausdruck flog über ihr Gesicht. »Vor ungefähr sechs Jahren las ich einmal in der Zeitung, dass ein Michael Percy wegen bewaffneten Raubüberfalls zu elf Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Das Alter stimmte, aber der Mann auf dem Foto hatte keine Ähnlichkeit mit dem Jungen, den ich in Erinnerung hatte.«

Ich brachte es nicht über mich, ihre Illusionen zu zerstören.  
»Wohnt Sharon Percy noch immer in Nummer achtundzwanzig?«

»Vermutlich. Als wir 1992 weggingen, war sie auf jeden Fall noch da.« Sie nahm mir das Album aus den Händen und blätterte darin, bis sie auf das Foto eines grauhaarigen Mannes mit einem spitzen, von Falten durchzogenen Gesicht stieß. »Geoffrey Spalding«, sagte sie. »Verheiratet mit einer Frau namens Vivienne, die 1982 an Brustkrebs starb. Die arme Seele – sie hat lange mit der Krankheit gekämpft – fast fünf Jahre insgesamt. Die Aufnahme habe ich bei ihrer Beerdigung gemacht. Die beiden waren Sharons Nachbarn, und während seine Frau im Sterben lag, war Geoffrey fast ständig drüben bei Sharon. Es war ein Skandal. Ungefähr sechs Monate nach Viviennes Tod ist er dann ganz zu Sharon gezogen.« Sie seufzte wieder. »Für die Kinder war das natürlich furchtbar. Er hatte zwei halbwüchsige Töchter. Sie haben so getan, als existierte Sharon gar nicht.«

»Sind sie auch bei ihr eingezogen?«

»Nein. Sie blieben in ihrem alten Haus und versorgten sich

selbst. Eine traurige Geschichte war das. Sie hatten praktisch keinen Kontakt mehr zu ihrem Vater. Ich vermute, sie gaben ihm die Schuld am Tod ihrer Mutter.«

»Ja, wir schlagen alle zurück, wenn man uns verletzt«, meinte ich in Gedanken an Jock und seine Eltern. »Das liegt wohl in der Natur des Menschen.«

»Die beiden Mädchen waren sehr still – zu still, fand ich immer. Ich kann mich nicht erinnern, sie je lachen gesehen zu haben. Sie mussten sich um ihre kranke Mutter kümmern, als sie noch viel zu jung dazu waren. Dadurch hatten sie nie Gelegenheit, Freundschaft mit Gleichaltrigen zu schließen.«

»Erinnern Sie sich an die Namen der beiden?«

»Puh, das ist eine gute Frage.« Sie überlegte einen Moment, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, tut mir Leid. Sie waren hübsche Mädchen, blondes Haar und blaue Augen. Mich haben sie immer an Barbiepuppen erinnert.«

»Wie alt waren sie, als ihre Mutter starb?«

»Die Ältere war, glaube ich, fünfzehn, die Jüngere dreizehn.«

Ich rechnete im Stillen. »Dann wären sie also zur Zeit von Annies Tod elf und neun gewesen.«

»In etwa.«

»Sie hießen Rosie und Bridget«, sagte ich. »Sie gingen jeden Morgen Hand in Hand zur Schule. Ihre Uniformen waren tadellos gebügelt, und sie sahen immer aus wie zwei perfekte kleine Unschuldslämmer.«

»Stimmt«, sagte Wendy. »Sie haben wirklich ein hervorragendes Gedächtnis.«

So gut nun auch wieder nicht, dachte ich. Vor Annies Tod waren die beiden Mädchen und ich Freundinnen gewesen. Wir pflegten einander jeden Morgen lächelnd zu grüßen, ich auf dem Weg in die eine Schule, sie auf dem Weg in eine andere. Aber in den Monaten nach Annies Tod war aus mir unerfindlichen Gründen alles anders geworden, kein Lächeln

mehr, kein freundlicher Blick. Und eines Tages schnitt jemand Bridget die langen blonden Zöpfe ab und schob sie uns in den Briefkasten. Damals wusste ich weder ihren Nachnamen, noch in welchem Haus sie lebten. Ich sah nur, dass Rosie immer blasser und dünner wurde dass und die neunjährige Bridget plötzlich kurze Haare trug. Aber ich hatte keine Ahnung, warum die Zöpfe mir geschickt wurden und was es zu bedeuten hatte.

»Ich wusste nicht, dass ihre Mutter krank war«, sagte ich bekümmert. »Aber ich dachte immer, was für eine nette Frau sie sein müsse, weil die beiden im Gegensatz zu manchen anderen so gut erzogen waren.«

Neuerliches Seufzen. »Sie waren ganz verloren nach ihrem Tod. Ich wollte ihnen helfen, aber Geoffrey ging fürchterlich auf mich los und sagte, ich solle mich gefälligst nicht einmischen. In so einem Fall hat man ja leider nur beschränkte Möglichkeiten ... und Geoffrey hetzte sie gegen mich auf. Er behauptete, ich wolle sie in ein Heim stecken lassen. Das war nicht wahr, aber sie glaubten ihm natürlich.« Sie zog die Mundwinkel herab bei der Erinnerung. »Er war ein ekelhafter Mensch – ich habe ihn nie gemocht.«

»Leben die Mädchen noch in der Graham Road?«, fragte ich.

Sie schien bedrückt. »Nein, und ich habe leider auch keine Ahnung, was aus ihnen geworden ist. Ich glaube, eine Zeit lang lebte Michael bei ihnen, aber der landete immer wieder im Jugendgefängnis, da war es schwierig, auf dem Laufenden zu bleiben. Einmal habe ich Geoffrey gefragt, was aus ihnen geworden ist, aber er hat mich abgewimmelt wie eine lästige Fliege. Wirklich, ein entsetzlicher Mensch. Er und Sharon verdienten einander.«

Ich brachte sie wieder auf Rosie und Bridget. »Haben die Mädchen geheiratet?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ja, dann jedenfalls nicht in der Markuskirche.« Sie

machte eine nachdenkliche Pause. »Augenblick mal, in dem Bericht über den Raubüberfall – über Michael Percy – wurde eine Ehefrau namens Bridget erwähnt. Ich dachte damals ...« Sie spitzte die Lippen. »Natürlich! Diese Kinder hingen ja ständig zusammen. Eine richtige kleine Bande ... unzertrennlich die meiste Zeit.«

Ich war nicht hergekommen, um mich als Besserwisserin hervorzutun, deshalb suchte ich stattdessen nach einer Fotografie von Jock Williams. Wie vorauszusehen, fand ich keine. Er pflegte seinen Atheismus vor sich herzutragen wie ein wiedergeborener Christ die Liebe Jesu und hätte nicht um alles in der Welt eine Kirche betreten. Aber ich entdeckte ein Foto von Libby, die mit mir und Sam zusammen bei Annies Beerdigung gewesen war, und fragte Wendy, ob sie den Ehemann einmal kennen gelernt habe. »Er hieß Jock Williams. Sie wohnten in Nummer einundzwanzig.«

»Wie hat er ausgesehen?«

»Ende zwanzig – ungefähr fünf Jahre älter als Libby –, dunkles Haar, einsfünfundsiebzig groß vielleicht, ganz gut aussehend.« Wieder schüttelte sie den Kopf. »Er und Libby haben sich anderthalb Jahre nach Annies Tod scheiden lassen. Libby ist dann nach Southampton gezogen. Aber Jock kaufte sich eine dreistöckige Stadtvilla in der Alveston Road.«

Wendy lächelte bedauernd. »Ganz ehrlich, ich hätte nicht gewusst, wer diese Frau ist, wenn Sie es mir nicht gesagt hätten. Ist es wichtig?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Sie sah mich einen Moment scharf an. »Ist es doch«, sagte sie. »Aber warum?«

Ich starre eine kleine Figur auf einem Beistelltisch an, die mich im Farbton an Sheila Arnolds Jade-Armband erinnerte. »Die meisten Leute müssen nach einer Scheidung kürzer treten«, sagte ich, während ich wünschte, ich hätte mehr Ahnung von Jade. »Jock hatte das offensichtlich nicht nötig. Er

kaufte sich ein sündteures Haus.«

Sie fand das offensichtlich nicht besonders ungewöhnlich. »So war das damals eben. Nachdem Margaret Thatcher ans Ruder gekommen war, haben sich viele Leute auf die riskanten Immobiliengeschäfte eingelassen. Manchmal hat die Spekulation geklappt und manchmal nicht. Ich weiß, dass ein Mann aus unserer Gemeinde eine Hypothek von zweihunderttausend Pfund aufnahm und innerhalb von fünf Jahren seine Investition verdoppelte. Ein anderer hat genau in dem Moment gekauft, als die Preise am höchsten waren, und hatte nach fünf Monaten mehr Schulden, als das ganze Haus wert war. Ihr Freund hat eben Glück gehabt.«

Ich nickte zustimmend. »Was ist mit den Häusern von Maureen Slater und Sharon Percy?«, fragte ich. »Wenn die beiden noch in der Graham Road wohnen, leben sie dann weiterhin in Miete oder haben sie von ihrem Kaufrecht Gebrauch gemacht?«

»Oh, sie haben die Häuser natürlich gekauft«, antwortete sie säuerlich. »Sämtliche Grundstücke, die dem Staat gehört hatten, waren innerhalb von zwei oder drei Jahren weg. Zu Schleuderpreisen – kein halbwegs vernünftiger Mensch hätte sich so ein Schnäppchen entgehen lassen. Sharon hat ihr Haus bar bezahlt, soviel ich weiß, und Maureen hat Ratenzahlung gewählt. Jetzt stehen sie natürlich beide gut da. Ihre Häuser sind um die zweihunderttausend wert – und sie haben sie für einen Apfel und ein Ei bekommen, weil der dumme Steuerzahler kräftig draufgelegt hat.«

Ich lächelte. »Sie finden das nicht gut?«

»Weshalb sollte ich?«, entgegnete sie unwirsch. »Jedes Mal, wenn ich irgendwo in einer Türnische einen Obdachlosen liegen sehe, denke ich, was für ein Verbrechen es ist, dass für die wirklich Benachteiligten nicht mal mehr ein Dach über dem Kopf da ist.«

»Manche würden sagen, dass Maureen Slater zu den

wirklich Benachteiligten gehörte«, meinte ich. »Sie musste viel aushalten von ihrem Mann.«

»Ja, meinetwegen, bei Maureen ist es was anderes«, gab sie widerwillig zu. »Die hat dieser brutale Kerl ja dumm und dusselig geschlagen. Mein Mann sagte immer, sie sei völlig blöde von den vielen Prügeln, aber ich glaube, ehrlich gesagt, dass der Alkohol mehr damit zu tun hatte. Sie war genauso abhängig wie Derek – wenn auch vielleicht mit mehr Berechtigung.« Sie bemerkte meine Überraschung. »Betäubung«, erklärte sie. »Es muss doch sehr schmerhaft gewesen sein, als Sparring-Partner benutzt zu werden.«

»Trotzdem ...«, sagte ich langsam, »wenn sie von den vielen Schlägen ›blöde‹ geworden war, wie konnte sie es sich dann leisten, das Haus zu kaufen? Arbeiten konnte sie doch vermutlich nicht, woher hat sie also das Geld genommen, auch wenn sie nur ›einen Apfel und ein Ei‹ aufstreben musste?«

Darauf blieb es lange still.

»Sie verschweigen mir doch etwas«, sagte Wendy schließlich.

Ich ließ mir Zeit, um meine Antwort zu überlegen, und beschloss dann, offen zu sein. »Ich habe vor kurzem Sheila Arnold getroffen – Annies Ärztin. Sie sagte mir, dass Annies Haus ausgeraubt wurde. Und ich frage mich, wer es ausgeraubt hat, was dabei für die Diebe herausgesprungen ist und wie sie das Geld verwendet haben.«

»Ach, du meine Güte«, sagte Wendy ehrlich betroffen. »Ich glaube wirklich nicht, dass an der Geschichte etwas Wahres ist. Sheila brachte sie erst aufs Tapet, als man sie beschuldigte, einen anderen Patienten vernachlässigt zu haben – und das war drei oder vier Jahre nach Annies Tod. Sie hat sich erst gerührt, als ihre eigene Existenz auf dem Spiel stand; vorher hat sie nicht das geringste Interesse gezeigt.« Sie gestikulierte erregt. »Das war doch alles sehr sonderbar. Jahrelang kein Mucks – und dann will Sheila uns plötzlich weismachen, Annie sei gar

nicht die arme Seele gewesen, für die wir sie immer gehalten haben, sondern im Gegenteil eine wohlhabende Frau, die bis kurz vor ihrem Tod in guten Verhältnissen lebte. Das Ganze wurde sehr rasch sehr unerfreulich, Beleidigungen flogen hin und her, und jeder bezichtigte den anderen der Lüge.«

Ich sagte nichts, und sie schien zu glauben, sie hätte mich aus der Fassung gebracht.

»Sind Sie jetzt enttäuscht?«, fragte sie. »Das tut mir wirklich Leid. Mein Mann hat mir erzählt, wie sehr Annies Tod Sie erschüttert hat.«

»Bitte entschuldigen Sie sich nicht.« Ich fragte mich, was ihr Mann ihr noch über mich erzählt hatte. »Ich bin nicht enttäuscht.« Ich öffnete meinen kleinen Rucksack, in dem ein dicker Ordner mit allen Unterlagen steckte, die ich gesammelt hatte. Nachdem ich einen Umschlag mit Zeitungsausschnitten herausgenommen hatte, blätterte ich diese durch, bis ich zum Juni 1982 kam. »Ist das die Geschichte, von der Sie sprechen?«, fragte ich und reichte ihr den Bericht »Ärztin bestreitet Pflichtverletzung«.

»Ja«, sagte sie erstaunt und sah von dem vergilbten Papier auf. »Wie lange haben Sie den schon?«

»Siebzehn Jahre. Es war das fünfte Mal, dass Annies Name nach den Meldungen von ihrem Tod in der Presse erschien. Das hier« – ich zog die restlichen Ausschnitte aus dem Umschlag und wedelte mit dem Bündel leicht hin und her – »sind die anderen Verweise auf sie. Meistens wird ihr Fall zitiert, um zu zeigen, wie gefährlich es ist, die Schwachen und Verletzlichen sich selbst zu überlassen.« Ich musste lächeln über Wendys Gesicht. »Ich habe verschiedene Freunde, die Artikel für mich aufheben, und ich bezahle meine alte Unibibliothek dafür, dass man dort die Lokal- und die überregionalen Zeitungen durchsieht«, erklärte ich.

»Du lieber Gott!«

»Nicht nur nach Hinweisen auf Ann Butts, sondern auch auf

die beiden Polizeibeamten, die für die Ermittlungen nach ihrem Tod zuständig waren«, fuhr ich fort und zog einen zweiten Umschlag heraus. »Das sind alle Artikel, die sich auf sie beziehen. Der eine, Constable Quentin, ist vor sieben Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Der andere, Superintendent Drury, ging 1990 in den Ruhestand und übernahm danach ein Pub, das zur Radley Brauereikette gehört. Ich sammle auch Ausschnitte über weitere Beteiligte – hier zum Beispiel ist eine Meldung über Dr. Arnolds Umzug nach Dorchester und hier eine über Sie und Ihren Mann, als Sie von der Markuskirche weggingen, um die Gemeinde hier zu übernehmen.«

Sie blickte auf den Bericht über Sheilas angebliche Pflichtverletzung hinunter. »Ach, und das Zitat meines Mannes hier hat sie dann wohl damals so verärgert?«

Ich nickte. »Er hat kein Blatt vor den Mund genommen. ›Für derartige Nachlässigkeit gibt es keine Entschuldigung‹ und so weiter.« Mein Blick schweifte zu der Jadefigur. »Wusste er denn überhaupt, wovon er sprach? Hat er Annies Haus jemals betreten?«

Wendy schüttelte den Kopf. »Sie hat ihn nicht einmal begrüßt, weil sie wusste, dass Maureen sich in der Not immer zu uns ins Pfarrhaus flüchtete.«

»Dann stand es ihm auch nicht zu, von ›derartiger Nachlässigkeit‹ zu sprechen«, entgegnete ich. »Er kannte ja Annie im Grunde genommen gar nicht. Kein Wunder, dass Sheila Arnold sich darüber aufgeregt hat.«

Wieder einmal seufzte Wendy aus tiefstem Herzen. »Genau genommen war es meine Schuld. Ich habe meinen Mann an Annies Fall erinnert, und er ist sofort in heller Empörung zur Presse gegangen. Sheila hat ihm das nie verziehen, das hat das Leben hinterher ziemlich schwierig gemacht.«

»Das kann ich mir denken.« Ich zog die Meldung von Sheilas Entlastung heraus. »Zumal Sheila von allem Verdacht

freigesprochen wurde. Mr. Potts war überhaupt nicht ihr Patient gewesen.«

»Ja, da war es zu spät. Der Schaden war schon angerichtet. Mein Mann wollte sich bei Sheila entschuldigen, aber sie wollte nichts davon wissen.« Sie schwieg einen Moment. »Aber es war auch nicht allein seine Schuld, wissen Sie. Sheila verbreitete ein paar ziemlich gemeine Geschichten über ihn, zum Beispiel behauptete sie, Annie hätte ihm aus tiefster Seele misstraut, weil er ihre Nachbarn in ihrem Bemühen unterstützte, sie aus der Graham Road zu vertreiben. Sie unterstellte sogar, er wäre ein Rassist.«

»Ist er das?«

Ich glaubte, sie würde ärgerlich werden, aber das geschah nicht. »Nein. Er hat seine Fehler, aber ein Rassist ist er nicht. Und das wusste Sheila auch. Es war gemein von ihr, so etwas zu sagen.«

»Muss für Sie alle nicht sehr angenehm gewesen sein,« murmelte ich.

»Es war furchtbar.«

»Aber das alles heißt noch lange nicht, dass Sheila nicht Recht hatte, als sie sagte, Annie sei ausgeraubt worden«, bemerkte ich.

»Aber es klingt so unwahrscheinlich«, versetzte Wendy. »Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, dass Annie das Haus voller Wertsachen hatte. Oder hätten Sie das gedacht?«

»Nein«, bekannte ich, »aber Sheila hat Beweise für ihre Behauptung. Briefe von dem Tierschutzbeauftragten zum Beispiel, der Annie besuchte, um nach den Katzen zu sehen. Wenn es stimmt, dass Annie ausgeraubt wurde, dann stimmt es auch, dass die polizeilichen Ermittlungen über ihren Tod mangelhaft waren, weil man nicht berücksichtigte, dass ihr entweder vor oder nach ihrem Tod ein kleines Vermögen gestohlen wurde.«

»Aber wer um Himmels willen soll das denn getan haben?«

»Genau das möchte ich herausbekommen«, antwortete ich und steckte die Zeitungsausschnitte wieder in den Umschlag. »Jemand aus der Nachbarschaft, würde ich sagen – jemand, der wusste, was im Haus war.«

Sie neigte den Kopf zur Seite, um mich mit ihren wachen, aufmerksamen Augen nachdenklich anzusehen. »Was sagt Ihr Mann denn dazu?«

»Gar nichts. Das Thema ist bei uns seit zwanzig Jahren absolut tabu.«

Sie berührte impulsiv meine Schulter. »Das tut mir Leid.«

»Nicht nötig«, sagte ich kurz. »Das ist mein Ding, nicht seines.«

»Es ist nicht Ihre Schuld, dass Annie umgekommen ist«, sagte sie aufrichtig. »Sie müssen sich nicht schuldig fühlen.«

»Das tu ich auch nicht.«

Vielleicht glaubte sie mir nicht. Vielleicht sah sie einen Widerspruch zwischen meiner äußerer Gelassenheit und den Zeugnissen der Besessenheit auf meinem Schoß. »Niemand entgeht der Gerechtigkeit«, sagte sie und nahm meine Hand, um sie sachte zwischen ihren eigenen Händen zu reiben. »Es ist vielleicht nicht die Art von Gerechtigkeit, die wir sehen oder verstehen, aber die Strafe ist immer angemessen.«

»Da haben Sie wahrscheinlich Recht«, stimmte ich zu, »aber abstrakte Bestrafung interessiert mich nicht. Ich will *sichtbare* Strafe – Auge um Auge, Zahn um Zahn ...«

»Dann werden Sie enttäuscht werden«, sagte sie. »Anderen Schmerz zu bereiten, bringt keine Freude ... ganz gleich, wie achtbar das Motiv.«

Darauf hatte ich keine Antwort und drückte ihr nur stumm die Hand. Es war eine Art der Bestätigung und beschwichtigte sie ein wenig, aber der Schatten der Beunruhigung in ihrem Blick blieb, bis ich ging.

*Schreiben von M. Ranelaghs Vater aus dem Jahr 1999*

CURRAN HOUSE  
Whitehay Road  
Torquay, Devon

Mittwoch, 28. Juli 99

Liebste M,

wenn ich dir überhaupt einen Rat geben kann – und es bleibt selbstverständlich dir überlassen, ob du ihn annimmst oder nicht –, dann würde ich dir empfehlen, Sam gegenüber reinen Tisch zu machen, bevor deine Mutter und ich am Samstag zu euch kommen. Sie versteht immer noch nicht, warum ihr unbedingt nach Dorchester ziehen müsstet, und ich fürchte, sie wird den Jungs auf den Zahn fühlen, wenn sie von dir keine Erklärung bekommt. Sam hat ihr erzählt, das Bauernhaus wäre das Einzige gewesen, was ihr kurzfristig finden konntet – was er offensichtlich selbst glaubt –, und sie ist jetzt der festen Meinung, dass »etwas im Busch ist«. Sie hätte dir, sagt sie, Anfang Juni von ihrem Immobilienmakler eine ganze Liste geeigneter Objekte in Devon faxen lassen. Verzeih mir meine Einmischung, aber ich denke, Offenheit wäre in diesem Fall das kleinere Übel. Du kennst deine Mutter, sie lässt nicht so leicht locker, und Sam würde es sicher sehr kränken, wenn er die Wahrheit bei einem Verhör seiner Kinder durch deren Großmutter erfahren müsste. Es wird nicht leicht werden, ein »Geständnis« abzulegen – Geheimniskrämerei kann süchtig machen, das habe ich selbst entdeckt, seit ich spüre, wie viel näher wir beide uns durch unseren gemeinsamen Feldzug gekommen sind, mein Kind, und dass ich diese Nähe mit allen Mitteln bewahren möchte –, aber ich finde, es ist an der Zeit, die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, du würdest Sam niemals unnötig verletzen. In Liebe, Dad

Als ich an diesem Abend zurückkam, war das Haus voll von jungen Leuten, die sich spontan entschlossen hatten, auf unserer Terrasse eine Grillparty steigen zu lassen. »Schulabschlussparty«, erklärte mein jüngerer Sohn, der mit einer Platte Spareribs aus der Küche kam. Er zwinkerte mir verschmitzt zu: »Das Los hat Luke und mich getroffen, weil wir solche Partylöwen sind.« An seinem Arm hing ein sehr anschmiegsames Mädchen, dessen Haar beinahe so lang und blond war wie seines. »Georgie«, stellte er vor. »Meine Mutter.« Das Mädchen war zu vernarrt in ihn, um mir mehr als einen flüchtigen Blick zu gönnen. »Danke für die Einladung«, sagte sie. Ich nickte und fragte mich, wie Luke und Tom es geschafft hatten, so schnell zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu werden. In ihrem Alter hatte ich mich hinter langen Stirnfransen versteckt, während ich mich danach gesehnt hatte, bemerkt zu werden, und unweigerlich übersehen wurde. Sani seinerseits hatte seine Eroberungen im Kielwasser der Jock Williams dieser Welt gemacht, die es immer schafften, ein paar Mädchen abzuschleppen. Die Jungen würden wahrscheinlich sagen, es läge an ihrer Größe, ihrem sportlichen guten Aussehen, ihren knackigen Hintern. Aber meiner Meinung nach hatte es mehr mit ihren Aushilfsjobs an der Kasse bei Tesco zu tun. Alle Wege kreuzten sich letztlich vor einem Supermarktregal. Mit dem Versprechen herunterzukommen, sobald ich mich umgezogen hätte, verzog ich mich ins Schlafzimmer, wo Sam ausgestreckt auf dem Bett lag und finster zur Zimmerdecke hinaufstarrte. »Das ist die Hölle da unten«, sagte er erbittert.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass die Jungen vorhaben, halb Dorchester einzuladen?«

»Ich hab's vergessen«, log ich.

»Prima«, knurrte er. »Nur zu deiner Information, ich hab

draußen in der Sonne FKK gemacht, als die ganze Bande plötzlich um die Ecke kam. Das war ganz schön peinlich.«

Lachend ließ ich mich neben ihn aufs Bett fallen. »Hast du dich deshalb hier oben versteckt?«

»Nein.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf ein paar Kartons in der Ecke des Zimmers. »Ich hüte meinen Wein. Als ich in die Küche kam, wollte gerade eine der Damen eine Flasche Cloudy Bay aufmachen, weil sie dachte, das wäre unser Partywein. Daraufhin hab ich ihr einen Vortrag über neuseeländische Weinkultur gehalten, und sie hat angefangen zu heulen.«

»Kein Wunder, wenn du nichts anhattest. Sie hat dich wahrscheinlich für einen Kinderschänder gehalten.«

»Haha! Sehr komisch.«

»Du hast sie wohl richtig in die Mangel genommen, die Arme?«

Er wälzte sich auf die Seite, um mich ansehen zu können, und stützte sich auf einen Ellbogen. »Ich hab ihr nur dringend geraten, schnellstens zu lernen, Liebfrauenmilch von einem unbezahlbaren Sauvignon Blanc zu unterscheiden. Weißt du, ich hätte sie beinahe nach ihrer Geburtsurkunde gefragt, für den Fall, dass uns eine Razzia ins Haus stehen sollte. Sie sah nicht älter aus als zwölf.«

Ich mag das Gesicht meines Mannes, es ist ein sympathisches Gesicht, mit Lachfältchen um die Augen und den Mund, und ich dachte in diesem Moment, wie gut er sein Alter trug und wie wenig er sich in den vierundzwanzig Jahren unseres Zusammenlebens verändert hatte. Er besaß ein Temperament, das anderen gut tat, er wurde nicht leicht ärgerlich und war niemals nachtragend. Diese Gutmütigkeit spiegelte sich in seinem Gesicht. Meistens jedenfalls.

Jetzt sah er mich nachdenklich an. »Wie war dein Tag? Hatte der Herr Pfarrer was Interessantes zu berichten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hab kaum ein Wort mit ihm

gesprochen.«

»Wieso bist du dann so spät zurück?«

»Ich habe mich mit seiner Frau unterhalten«, erklärte ich.  
»Sie hatte ein dickes Album voller Fotos aus der Zeit, als ihr Mann Pastor an der Markuskirche war, und sie hat mir die Bilder von einigen Leuten geliehen, die 1978 in der Graham Road wohnten.«

Er musterte mich einen Moment. »Das war Glück.«

Vielleicht hätte ich diese Gelegenheit ergreifen sollen, um auszupacken, aber wie immer war ich mir nicht sicher, ob es der rechte Moment war. Also nickte ich nur.

»Sie wusste wohl auch sämtliche Namen?«

»Die meisten, ja.«

»Und konnte dir allerlei über die Leute erzählen?«

»Dies und das.«

Mit den Fingerspitzen strich er mir eine Haarsträhne aus der Stirn. »Es gibt bestimmt nicht viele Pfarrersfrauen, die Spaß daran haben, die Schäfchen ihrer Ehegatten zu fotografieren.«

Ich zuckte die Achseln. »Sie hat das beinahe professionell betrieben. Anfangs fotografierte sie bei Hochzeiten von Leuten, die sich einen Fotografen nicht leisten konnten. Dann ist mehr daraus geworden. Sie ist echt gut. Wenn sie vierzig Jahre jünger wäre, könnte sie richtig Geld damit verdienen.«

»Trotzdem ...« Er ließ seine Hand auf den Bettüberwurf sinken. »Es hätte dir auch passieren können, dass du bis nach Exeter gondelst und bei einem braven Frauchen landest, das nie was Aufregenderes getan hat, als für den Kirchenbazar Kuchen zu backen. Aber du stöberst gleich einen David Bailey auf. Das ist schon ganz schön verblüffend, findest du nicht?«

Ich fragte mich, was für eine Laus ihm über die Leber gelaufen war. »Nein, eigentlich nicht. Ich wusste, dass sie zumindest bei Annies Beerdigung fotografiert hatte. Erinnerst du dich nicht mehr daran, wie sie von uns und Libby Williams eine Aufnahme gemacht hat? Sie ist eine sehr auffallende Frau,

groß und hager – wie ein Geier – jemand, den man nicht so leicht übersieht.«

Er schüttelte den Kopf. »Woher wusstest du, dass sie die Frau des Pfarrers war und nicht eine Pressefotografin?«

»Julia Charles hat's mir gesagt. Wendy – ich meine, Mrs. Stanhope – hatte auch bei Jennifers Taufe schon fotografiert. Julia kannte sie daher recht gut.« Ich hielt inne, als er abwehrend den Kopf schüttelte. »Was ist denn los?«, fragte ich.

Er schwang die Beine vom Bett und stand auf. Seine Ungläubigkeit war spürbar, knisterte förmlich in der Luft. »Larry war heute Nachmittag hier. Er meint, du stichst mit deinen Fragen über Annies Tod in ein Wespennest, und möchte, dass du damit aufhörst.«

»Du hast ihm hoffentlich gesagt, dass ihn das nichts angeht.«

»Im Gegenteil. Ich konnte ihn verstehen. Anscheinend war Sheila einem Nervenzusammenbruch nahe, als sie sich das letzte Mal in diese Geschichte hineinziehen ließ. Sie wurde vor die Ärztekammer zitiert, nachdem dein reizender Pfarrer sie der Nachlässigkeit bezichtigt hatte. War natürlich alles Quatsch, sie wurde sofort von jedem Verdacht freigesprochen, aber Larry kann auf eine Reprise gern verzichten.«

Er ging zum Fenster. Von der Terrasse war Gelächter zu hören. Ich hoffte inständig, Tom würde nicht ausgerechnet diesen Moment wählen, um seine Stereoanlage voll aufzudrehen, eines der wenigen Dinge, die seinen Vater garantiert in Rage brachten.

»Und was hat Larry noch gesagt?«, fragte ich.

»Er wollte wissen, was uns veranlasst hat, nach Dorchester zu ziehen. Er glaubt nicht an Zufälle, wie er sagt.« Gekränkt und vorwurfsvoll sah er mich an. »Ich sagte ihm, dass er sich täuscht – dass es wirklich reiner Zufall ist –, wir hätten doch gar nicht im Voraus wissen können, wo Sheila praktizierte. Und da meinte er, ich sei naiv. *Ihre Frau hat es gewusst*, sagte er.

Du seist gleich am Tag nach unserer Ankunft hier in die Praxis gekommen und hättest ausdrücklich darum gebeten, dass Sheila uns als Hausärztin zugeteilt wird. Und dann hättest du noch eine Kopie von Sheilas Dienstplan verlangt, um zu wissen, wann du sie erreichen kannst.«

Ich schüttelte den Kopf. »Woher hat er denn so eine Geschichte?«

»Ganz einfach. Er hat Sheilas Sprechstundenhilfe gefragt, ob Mrs. Ranelagh im Voraus gewusst habe, welcher Arzt kommen würde, als sie anrief und um einen Hausbesuch bat.«

Ich setzte mich auf und schlug die Beine übereinander. »Ich dachte, solche Dinge wären vertraulich«, murmelte ich.

Er wartete darauf, dass ich fortfahren würde, und als ich das nicht tat, rief er zornig: »Ist das alles? Du stellst mich als Vollidioten hin und redest dann von Vertraulichkeit.«

Ich tat gleichmütig. »Was soll ich denn sagen? Ja, ich wusste, dass dieses Haus hier zu Sheilas Praxis gehört, und darum haben wir es gemietet.«

»Und warum hast du mich nicht gefragt, ob mir das Recht ist?«

»Hab ich doch. Du hast gesagt, Dorchester sei so gut wie alles andere.«

»Aber du hast mir nicht verraten, was dahinter steckte.« Es gelang ihm, ruhig zu sprechen, aber ich spürte, wie die Wut sich in ihm zu stauen begann. Und das ist das Gefährlichste bei gutmütigen Menschen – wenn sie wütend werden, dann richtig. »Ich hätte das vielleicht anders gesehen, wenn du mir gesagt hättest, dass du die Absicht hast, Annie Butts aus dem Grab zu holen. Herrgott noch mal! Reicht's dir denn nicht, was wir damals durchgemacht haben?«

Vermutlich gibt es für jeden ein heikles Thema, das man nur anzutippen braucht, um ihn in Wut zu bringen – in meinem Fall war es meine Mutter mit ihrem unerträglichen Hang, ständig zu hetzen; in Sams Fall war es die Furcht vor der »verrückten

Annie« und dem, was ihr Tod repräsentierte: die Maske der Ehrbarkeit, hinter der sich Hass und Lüge verbergen. Ich glaube, er hoffte in ziemlich freier Auslegung des Karma-Prinzips, wenn er nur nicht unter die Oberfläche sähe, wäre die Oberfläche die Wirklichkeit. Aber er konnte die Furcht nicht loswerden, dass er sich täuschte.

Ich ließ mir einen Moment Zeit mit meiner Antwort. »Ich hätte auf deine Wünsche keine Rücksicht genommen, Sam. Ich wäre auf jeden Fall hierher gekommen.«

Ein Ausdruck völliger Verständnislosigkeit flog über sein Gesicht. »Ohne mich?«

»Ja.«

»Warum?«

Es war nur ein kurzes, kleines Wort, aber es bot unendlich viele Möglichkeiten der Interpretation. Warum solltest du mich verlassen wollen? Warum bist du so unaufrechtig? Warum vertraust du mir nicht genug, um mir die Wahrheit zu sagen? Wenn es ihn wirklich interessiert, konnte er diese Fragen natürlich besser beantworten als ich, weil er weit länger Zeit gehabt hatte, über sie nachzudenken. Ich hatte ihm zwar nie direkten Anlass gegeben, sich mit ihnen zu befassen, aber es musste doch Zeiten gegeben haben, wo er nachts wach gelegen und über Erklärungen nachgedacht hatte für den Fall, dass ich es tun sollte.

Ich antwortete ganz direkt. »Ich wollte nach Dorchester, weil ich eine Ahnung hatte, dass Sheila mehr als jeder andere weiß. Aber eigentlich ist es ziemlich egal, wohin wir gezogen wären. Die Leute aus der Graham Road haben sich so weit verstreut, dass es zu diesem Gespräch auf jeden Fall gekommen wäre, ob nun hier oder in –« ich zuckte die Achseln »– in Timbuktu. Paul und Julia Charles leben heute in Kanada, Jock und diverse andere sind in London geblieben. Libby hat wieder geheiratet und lebt glücklich und zufrieden mit ihrem zweiten Mann und drei Kindern in Leicestershire. Die Stanhopes sind in Devon,

der Coroner genießt seinen Ruhestand in Kent. John Howlett, der Mann vom Tierschutz, lebt in Lancashire. Michael Percy, der Sohn von Annies nächster Nachbarin, sitzt in Portland im Gefängnis. Bridget Percy, geborene Spalding, eines der Mädchen, die Annie gegenüber wohnten, arbeitet in Bournemouth ... « Mir gingen die Namen aus.

Ich hatte ihn tief erschüttert. »Woher weißt du das alles?«

»Woher weißt du, dass Jock in der Alveston Road lebt? Ich habe Kontakt gehalten. Ich habe einen Hefter voll mit Korrespondenz meines Vaters, der seit Jahren für mich Briefe geschrieben hat, und Julia und Libby melden sich so ungefähr jedes halbe Jahr, um mich über das Tun und Treiben der Leute auf dem Laufenden zu halten.«

Er schien entsetzt. »Weiß Jock, dass du mit Libby Kontakt hast?« Er redete in einem Ton, als hätte ich mich am schlimmsten Verrat beteiligt. Ganz schön dreist, in Anbetracht der Dinge ...

»Er glaubte doch immer, wir wären auf seiner Seite. Das hab ich ihm selbst gesagt!«

»Tja, da hattest du nur zur Hälfte Recht«, entgegnete ich.  
»Du warst immer auf seiner Seite.«

»Ja, aber ...« Er hielt inne, offensichtlich von neuen, unerfreulichen Gedanken überfallen. »Weiß deine Mutter, dass dein Vater schon jahrelang Briefe für dich schreibt?«

»Nein.«

»Sie wird ausrasten«, sagte er mit Schrecken. »Sie hat immer geglaubt, dieser ganze Mist wäre seit Jahren begraben.«

Erinnerte er sich, dass meine Eltern morgen zu Besuch kommen wollten, oder hatte er das wie alle anderen unangenehmen Dinge in seinem Leben einfach verdrängt? »Mach dir keine Sorgen«, murmelte ich. »Du wirst nichts abbekommen. Wenn einer ihren Ärger zu spüren bekommt, dann ich.«

»Und was ist mit deinem Vater?«, rief er. »Den macht sie

doch bestimmt fertig, wenn sie hört, dass er jahrelang hinter ihrem Rücken mit dir gemauschelet hat.«

»Das braucht sie ja nicht zu erfahren.«

»Oh, aber sie wird's erfahren«, sagte er mutlos. »Sie erfährt immer alles.«

Ich dachte an den Rat meines Vaters bezüglich des kleineren Übels. Wenn nichts anderes, so würde auf jeden Fall Sams Unfähigkeit, seine Gefühle zu verbergen, den Jagdinstinkt meiner Mutter wecken. »Ach, sie wird vielleicht ein, zwei Tage wütend sein«, sagte ich. »Spätestens dann wird sie sich eingeredet haben, es sei alles meine Schuld. Sie ist doch darauf programmiert, niemals bei Männern die Schuld zu suchen. Für sie steht fest, dass Eva Adam verführt hat.« Ich sah Sam fest in die Augen. »Obwohl sie wissen sollte, dass Adam sich beinahe mit Sicherheit ohne Evas Zustimmung an ihr vergriffen hat.«

Er hatte den Anstand, rot zu werden. »Ist es das, worum es hier geht? Vergeltung?«

Ich antwortete nicht.

»Hättest du es mir nicht sagen können?«

Ich seufzte. »Was denn? Dass ich mich mit etwas beschäftige, was mir wichtig ist? Soweit ich mich erinnere, hast du mich als neurotische Ziege bezeichnet, als ich das letzte Mal etwas in der Richtung sagte, und mir erklärt, du würdest dich scheiden lassen, wenn ich noch ein einziges Mal in deinem Beisein Annies Namen erwähne.«

Er wedelte hilflos mit der Hand. »Das hab ich doch nicht so gemeint.«

»Doch, hast du schon«, sagte ich kurz, »und wenn ich damals nur halb so viel Selbstbewusstsein besessen hätte, wie Tom und Luke es heute haben, hätte ich dir gesagt, was du mit deiner Scheißscheidung anfangen kannst. Ich bin nur bei dir geblieben, weil ich nicht wusste, wohin. Meine Mutter wollte nichts mit mir zu tun haben, keine meiner Freundinnen hatte Lust, eine Verrückte in ihrem Gästezimmer unterzubringen.«

»Du hast gesagt, du wolltest bleiben.«

»Da hab ich gelogen.«

Sam ließ sich vorsichtig auf einem ungeöffneten Weinkarton nieder. »Ich dachte, das alles wäre längst vergessen. Ich dachte, du hättest es vergessen.«

»Nein, hab ich nicht.«

»Lieber Gott«, murmelte er und versank, den Kopf in die Hände gestützt, in ein langes Schweigen. Schließlich rappelte er sich auf. »Hast du mich eigentlich je geliebt?«, fragte er bitter.

Ich wollte ihm sagen, das sei eine kindische Frage; wenn er die Antwort darauf nach vierundzwanzig Jahren nicht wisse, würden auch Beteuerungen von mir nichts daran ändern. Ich wollte ihn fragen, ob er glaube, dass es einen Menschen gäbe, der auf die Dauer mit jemandem zusammenleben könne, den er nicht liebt. Aber unten auf der Terrasse donnerten plötzlich die Bässe los, dass die Wände des alten Hauses wackelten, und ich wurde einer Antwort entthoben.

Ich ging ins Bad, um mich umzuziehen, und ließ meinen Rucksack inspektionsbereit für Sam auf dem Bett liegen. Es war eine feige Art, ihm etwas mitzuteilen, aber das störte mich nicht. Wie der alte Spruch besagt – man erntet, was man sät –, und Sams Ernte war lange überfällig.

*E-Mail aus dem Jahr 1999 von Mrs. Julia Charles,  
ehemalige Nachbarin der Ranelaghs in der Graham Road 3,  
Richmond – jetzt in Toronto, Kanada, ansässig*

**Von:** Julia Charles ([juliac@cancom.com](mailto:juliac@cancom.com))

**Datum:** 11. Februar 1999, 18.50 Uhr

**An:** M. Ranelagh

**Betreff:** Die Slater-Kinder

Du kannst dir nicht vorstellen, was für Schwierigkeiten wir hatten, wenigstens eines der Slater-Kinder aufzustöbern. Leider nicht den Knaben, der dich interessiert, sondern den Jüngsten (Danny), der aber vielleicht am ehesten bereit sein wird, seine Mutter zu überreden, deine Briefe zu beantworten. Ich will dich nicht mit Einzelheiten der verschlungenen Pfade unserer Suche langweilen – kurz gesagt, Jennifers Vorschulfreundin aus Nummer 6 (Linda Barry) war noch in Kontakt mit einer anderen Vorschulfreundin (Amy Trent), und die wieder war mit Danny zusammen auf der Kunsthochschule und hält noch Verbindung mit ihm. Wir haben uns wirklich bemüht, Alan zu finden, haben aber leider nichts erreicht. Es heißt, er habe vor sechs oder sieben Jahren geheiratet und lebe jetzt irgendwo in Isleworth, aber ich weiß nicht, ob da was dran ist. Du kannst ja mal versuchen, über die Auskunft festzustellen, ob es in der Gegend einen A. Slater gibt, aber der Name kommt relativ häufig vor, da kann's dir passieren, dass du gleich mehrere Kandidaten findest.

Wie dem auch sei, Danny Slater lebt irgendwo in Brixton (Adresse und Telefonnummer waren nicht zu kriegen) und unterrichtet an der Volkshochschule dort grafisches Design. Name und Adresse der Schule: Freetown Community Centre, Brixton, London. Die wirklich gute Nachricht ist, dass er eine E-Mail-Adresse hat – [michelangelo@rapmail.com](mailto:michelangelo@rapmail.com) – und seine Post regelmäßig bei einem Internet-Café in der Nähe vom

Waterloo Bahnhof abholt. Jennifer ist bereit, mit ihm Kontakt aufzunehmen, wenn Luke und Tom dafür nicht zu haben sind, aber ich denke, die ganze Sache ginge schneller, wenn ihr euch direkt an ihn wendet. Übrigens – deine Idee, zu sagen, es handle sich um ein IT-Projekt, bei dem nur mit E-Mail und über Internet korrespondiert wird, ist wirklich gut und hat bei Linda und Amy prima geklappt.

Wie schön, dass es Sam wieder besser geht. Ich kann mir vorstellen, was für ein Schreck das für dich gewesen sein muss. Auf bald, Julia.

\*\*\*

*Auszüge aus der E-Mail-Korrespondenz zwischen  
Luke Ranelagh und Danny Slater in den ersten sechs  
Monaten des Jahres 1999*

**Von:** Danny Slater ([michelangelo@rapmail.com](mailto:michelangelo@rapmail.com))

**Datum:** 20. Februar 1999, 20.50 Uhr

**An:** Luke Ranelagh

**Betreff:** IT-Projekt – Datenbank: Graham Road

Mann, Kumpel, bist du bescheuert, dass du über ein schwarzes Loch wie die Graham Road eine Datenbank erstellen willst? Okay, du bist am anderen Ende der Welt und hast von Großbritannien keine Ahnung. Das kann man als Entschuldigung gelten lassen, und ich bin auch bereit dazu, aber tu mir einen Gefallen und schick mir ein paar Bilder von knackigen Bikinimädchen. Ich bin Künstler, falls du's nicht weißt! Ich hab ein ästhetisches Interesse an schönen Frauen. *Word pictures* sind okay, wenn du keinen Scanner hast. Ehrlich gesagt, ich möchte am liebsten für immer vergessen, dass ich mal in der beschissenen Graham Road gewohnt hab. Und das würdest du auch verstehen, wenn du mit meiner Mutter

Bekanntschaft machen würdest.

\*\*\*

**Von:** Luke Ranelagh (Beachbum@safric.com)

**Datum:** 22. Februar 1999, 15.12 Uhr

**An:** Danny Slater

**Betreff:** Bikinimädchen

Wie findest du diese hier? Meine ist die Blonde auf der rechten Seite. *Word pictures* von der Graham Road sind okay, wenn du keinen Scanner hast. Ich bin Exil-Brite, falls du's nicht weißt! Ich hab ein ästhetisches Interesse an allem, was britisch ist.

Ciao, Luke

\*\*\*

**Auszüge aus einem schulpsychologischen Gutachten aus dem Jahr 1979 über Alan Slater, Graham Road 32, Richmond. Angefordert von der Klassenlehrerin des Jungen zur Entscheidung über einen endgültigen Schulausschluss.**

*...Alan zeigt die Verhaltensweisen eines Jungen, der gern andere drangsaliert. Er benutzt seine körperliche Überlegenheit dazu, andere ohne Provokation durch Gewaltanwendung einzuschüchtern, und beschimpft Kinder, die anderen ethnischen Gruppen als er angehören. Er ist nicht bereit, sich an Regeln und Vorschriften zu halten, und reagiert aggressiv auf erzieherische Maßnahmen, vor allem von Seiten weiblicher Lehrkräfte ...*

*...Seine schulischen Leistungen sind in allen Fächern unterdurchschnittlich. Infolgedessen haben sich bei ihm starke Unzulänglichkeitsgefühle entwickelt, und seine Selbstachtung ist gering. Er fühlt sich von seiner Peer-Gruppe ausgeschlossen und gerät bei vermeintlichen Beleidigungen,*

*seien sie noch so harmlos, sofort in Wut. Er fühlt sich von Eltern, gleichaltrigen Jugendlichen und Lehrern zurückgewiesen und fordert durch unangebrachtes Verhalten zusätzliche Zurückweisung heraus, um vor sich selbst zu begründen, warum niemand ihn mag. Es bestehen Hinweise auf häusliche Gewalt. Er spricht von seinem Hass auf seinen Vater und bezeichnet seine Mutter als »gemeines Luder«. Er ist eng befreundet mit Michael Percy, einem Klassenkameraden aus der Nachbarschaft, den er als ähnlich benachteiligt betrachtet*

*...*

*...Besorgnis erregend ist Alans Entfremdung, die möglicherweise bereits zu kriminellem Verhalten geführt hat. Meines Erachtens ist rasches Eingreifen erforderlich, wenn eine Verschlimmerung der Dinge vermieden werden soll. Der Junge hat zu Hause und in der Schule Probleme, aber ein endgültiger Schulausschluss ist keine Lösung. Er braucht intensive heilpädagogische Hilfe zur Steigerung seiner Selbstachtung und sollte zu starken und positiven Bindungen an Erwachsene ermutigt werden – entweder innerhalb der schulischen Umgebung oder im weiteren Kreis seines Zuhause. Erst wenn er das Gefühl hat, von anderen geschätzt zu werden, wird er motiviert sein, seine aggressive und ablehnende Haltung aufzugeben ...*

## 8

Ich fand Luke, meinen Ältesten, rittlings auf einem Stuhl hockend in der Küche vor. »Dein Künstler ist draußen und raucht einen Joint«, brüllte er mir ins Ohr, um die dröhnenden Rhythmen von der Terrasse zu übertönen. »Ich hab ihm geraten, vorsichtig zu sein, damit Dad ihn nicht erwischt. Daraufhin hat er sich hinter die Hecke unten an der Terrassentreppe verdrückt.« Er gab mir eine Dose Bier und stand auf, um mich zur Terrassentür zu führen. »Das ist so einer, der gern jammert«, warnte er. »Meint, wir müssen im Geld schwimmen, dass wir uns so ein Haus leisten können, und beklagt sich ohne Ende darüber, dass er in seinem ganzen Leben nie Glück gehabt hat.«

Ich nickte.

»Wo ist Dad?«

»Oben«, brüllte ich zurück.

Luke lächelte schuldbewusst. »Ist er noch wütend wegen seinem Cloudy Bay?«

»Nein, aber er ist kurz vorm Durchdrehen wegen des Krachs.«

»Okay.« Er drängte sich durch das Gewühl und drehte die Anlage auf erträgliche Lautstärke herunter. Als er zurückkam, brachte er einen drahtigen jungen Mann mit dunklem Haar mit, vielleicht fünfundzwanzig und sichtlich nervös. »Danny Slater«, stellte er vor. »Er ist einer von den Typen, bei denen ich mir Infos über die Graham Road geholt hab. Er gibt Kunstunterricht im Gemeindezentrum in Brixton. Den Sommer über ist er draußen auf Portland Bill. Da findet ein Bildhauer-Workshop statt. Und wir landen hier in England in einem Haus, das praktisch um die Ecke ist. Da musste ich ihn natürlich einladen. Das war doch *die* Gelegenheit, sich endlich mal zu sehen.«

Was Luke da sagte, galt mehr Danny als mir. Es wäre doch

ziemlich taktlos, hatte er mir mehrmals klar gemacht, über Monate eine Freundschaft mit jemandem aufzubauen, nur damit der arme Kerl dann gleich beim ersten persönlichen Zusammentreffen erriet, dass man von Anfang an Hintergedanken gehabt hatte und sich keineswegs rein zufällig gerade mal zwanzig Kilometer von seinem Urlaubsort entfernt niedergelassen hatte. »Ich sag's dir, ich würde bei so was stocksauer werden«, hatte er mir mit Entschiedenheit erklärt. »Also, geben wir uns ein bisschen Mühe, okay? Mir gefällt er – er ist cool –, und seine E-Mails sind witzig.«

Bedrückte es mich, meinen Sohn zu meinem Verbündeten gemacht zu haben? Ja. Erinnerte ich mich Dr. Elias' warnender Worte, dass Sam sich verraten fühlen würde, wenn er dahinter käme? Ja. Hätte mich das davon abhalten können, Luke zu benutzen? Nein. Ich hatte genug Vertrauen in meinen Mann, um sicher zu sein, dass er niemals seinen Kindern etwas übel nehmen würde, was sie für ihre Mutter getan hatten.

»Die Patientin ist zwanghaft ... manipulativ ... und Furcht einflößend ...«

Danny war nicht gerade der attraktivste junge Mann, der mir je untergekommen war, aber ich setzte trotzdem mein gewinnendstes Lächeln auf und schüttelte ihm herzlich die Hand, nachdem Luke sich entschuldigt hatte und zum Grill hinüberging.

»Sie werden sich nicht an mich erinnern«, sagte ich, »aber mein Mann und ich haben früher in der Graham Road gewohnt. Nummer fünf. Sie können damals höchstens vier oder fünf gewesen sein, aber Ihren älteren Bruder – Alan – kannte ich gut. Ich war seine Englischlehrerin.«

Er schüttelte den Kopf. »Das kann nicht mein Bruder gewesen sein«, erklärte er. »Alan ist jetzt fünfunddreißig. Sie müssen jemand anders im Kopf haben.«

»Nein«, versicherte ich. »Es war Alan, ganz zweifellos. Er war 1978 in meiner Klasse, damals war er vierzehn. Ganz

schön anstrengend, der Junge«, schloss ich mit einem Lachen, »aber inzwischen ist er wahrscheinlich ruhiger geworden.«

Danny musterte mich einen Moment mit scharfer Aufmerksamkeit, ehe er eine Packung Zigaretten aus seiner Tasche zog. »Dann haben Sie anscheinend ein leichtes Leben gehabt«, stellte er eher abfällig fest. »Meine Mutter ist knapp über fünfzig, aber sie schaut verdammt viel älter aus als Sie.«

Ich lächelte. »Das kommt darauf an, ob man das Lehrerdasein leicht findet. *Ich* tu's nicht, aber ich habe nie *Kunst* unterrichtet. Vielleicht ist das weniger anstrengend, als einem Haufen junger Leute, die ganz anderes im Kopf haben, Shakespeare nahe zu bringen.«

Er biss sofort an, und ich hörte mir geduldig fünf Minuten der Beschwerde darüber an, was für eine bodenlose Zumutung es für einen Künstler sei, sich mit Fronarbeit sein Brot verdienen zu müssen; was für ein tödlicher Stress, sich täglich mit arroganten Schülern herumzuschlagen, die nicht einen Funken Kreativität im Leibe hätten; was für ein Pech für ihn, dass er in einem Land lebte, wo Kultur nichts galt, und er nicht einmal ein Stipendium bekam, um seine Kunst zu machen, sondern eine Klasse Hirntoter unterrichten müsse, um sich überhaupt über Wasser halten zu können ...

Ich nickte teilnahmsvoll, als er innehielt, um Luft zu holen. »Und Ihre Familie ist wohl nicht in der Lage, Ihnen zu helfen?«

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Ich meinte Ihre Eltern. An Ihren Vater kann ich mich noch gut erinnern.« Ich dachte an die Fotografien von Derek Slater, die Wendy Stanhope mir ausgeliehen hatte. »Dunkles Haar, gut aussehend. Sie sind ihm sehr ähnlich.«

Er war nicht anfällig für Schmeicheleien. »Ich hab nur noch meine Mutter«, sagte er, »und die lebt von einer Behindertenrente.« Er bot mir eine Zigarette an, die ich mit einem Kopfschütteln ablehnte. Nachdem er sich selbst eine

angezündet hatte, fügte er hinzu: »Mein Vater hat uns schon vor Jahren verlassen ... ich kann mich nicht mal mehr erinnern, wie er ausgesehen hat.«

»Das tut mir Leid.«

Er zuckte die Achseln. »Es war das Beste, was uns passieren konnte«, stellte er sachlich fest. »Er hat uns alle regelmäßig verprügelt. Alan hat das meiste abgekriegt. Dad hat ihn immer auf den Kopf gedroschen, wenn er unsere Mutter beschützen wollte. Er hat heute noch die Narben.«

»Ja, ich habe mir manchmal meine Gedanken gemacht«, sagte ich gleichermaßen sachlich. »Er kam oft grün und blau geschlagen zur Schule, aber er behauptete immer, er hätte sich mit den Jungs einer verfeindeten Bande geprügelt. Sie sollten mal den anderen sehen, sagte er jedes Mal.«

Zum ersten Mal lächelte Danny. »Er ist ein guter Kerl. Was der damals aushalten musste! Als er fünfzehn war, hat er eines Tages einen Baseballschläger gepackt und meinem Vater damit eins übergebraten. Da ist Dad dann abgehauen.« Wieder ein Achselzucken. »Ich kann mich nicht an meinen Vater erinnern, aber alle sagen, was für ein gemeiner Hund er war. Vor ein paar Jahren hat er sich mal bei einer von meinen Schwestern gemeldet, aber nur weil er Geld brauchte. Sally wollte Alan überreden, ihm zu helfen, aber der hat abgelehnt. Und seitdem haben wir nichts mehr gehört.«

»Wissen Sie, wo er jetzt ist?«

Ein kurzes Zögern. »Irgendwo in London, glaub ich.«

Im Gefängnis? dachte ich. »Und was ist aus Alan geworden?«, erkundigte ich mich in teilnahmsvollem Ton, der zeigen sollte, dass das Schicksal meines ehemaligen Schülers mich mehr interessierte als das seines Vaters. »Was macht er? Ist er verheiratet?«

Danny nickte. »Er hat zwei Kinder, ein Mädchen und einen Jungen. Schimpft nie – gibt ihnen nicht mal eins hinter die Ohren.« Er paffte missmutig an seiner Zigarette. »Das ist der

Wahnsinn, wenn ich ihn besuche. Er wohnt in so einem kleinen Haus in Isleworth, echt stark, sag ich Ihnen, und seine Frau ist große Klasse. Sie heißt Beth – nichts Aufregendes, wissen Sie, ich mein, vom Aussehen her –, aber jedes Mal, wenn ich da hinkomm, denk ich, so müssen Familien sein – alle mögen sie sich, und die Kinder sind so richtig gut aufgehoben. Da wird einem erst bewusst, was einem gefehlt hat.«

Sein Blick schweifte zu Luke und Tom, die darüber diskutierten, was für eine CD sie als Nächstes auflegen sollten. »Ich würde sagen, Ihre Söhne sind auch ganz schöne Glückspilze.«

Ich erkannte plötzlich, wie verwundbar er war, und schämte mich, ihn so zu benutzen. Bis zu diesem Abend war er ein Name auf dem Computerbildschirm gewesen, ein vergessener Junge aus früherer Zeit, der in der unschuldigen Überzeugung, ein anderer brauche bei einem albernen IT-Projekt seine Hilfe, auf eine E-Mail geantwortet hatte. Er hatte keine Schuld an Annies Tod, und ich fragte mich, ob er überhaupt wusste, dass 1978 in der Graham Road eine Schwarze ums Leben gekommen war. Der Name »Ranelagh« sagte ihm offensichtlich nichts, und das ließ vermuten, dass sowohl Annie als auch ich längst vergessen waren, als Danny alt genug gewesen war, um begreifen zu können, dass in seiner Straße eine Frau ums Leben gekommen war und eine andere ihre Nachbarn des Mordes aus rassistischen Motiven beschuldigt hatte.

»Luke und Tom würden vielleicht sagen, dass Sie der Glückspilz sind«, erwiderte ich auf seine Bemerkung.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»So wie die beiden aufgewachsen sind, werden sie es nie nötig haben, so viel Kreativität und Engagement aufzubringen wie Sie, um sich der Welt zu beweisen. Internalisierter Schmerz bewegt mehr als Sicherheit und Zufriedenheit. Menschen, denen es gut geht, nehmen das Glück als etwas

Selbstverständliches hin. Gequälte Menschen kämpfen darum, es zu erlangen, indem sie ihrem Inneren Ausdruck geben. Zumindest haben Sie die Chance, etwas Großes zu werden.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ja.«

»Warum machen Sie dann nicht Ihren Söhnen das Leben zur Hölle?«

In dieser Frage steckte so viel Einfalt, dass ich lächeln musste. Sie basierte auf der Annahme, elterliche Liebe lasse sich nach Belieben ein- und ausschalten – aber bei ihm war das in der Kindheit vielleicht wirklich so gewesen.

»Sollten Sie mich nicht zuerst fragen, ob ich es für vernünftig halte, wenn eine Mutter sich wünscht, dass aus ihren Kindern etwas Großes wird?«

»Warum sollte das nicht vernünftig sein?«

»Weil die Chancen, dass dieser Ehrgeiz erfüllt wird, gering sind. Schmerzvolle Erfahrungen sind keine Garantie für den Erfolg; sie erzeugen nur das Bedürfnis, etwas zu ändern. Alles Weitere ist Begabung. Im Übrigen bin ich, was Luke und Tom angeht, von reinem Egoismus geleitet. Ich möchte, dass sie mich mögen.«

Er war nicht beeindruckt. »Jeder handelt aus Egoismus«, sagte er. »Auch Luke und Tom. Sie benehmen sich so, wie Sie es von ihnen erwarten, weil sie hoffen, dafür etwas zu bekommen. Alan ist vor meinem Vater in die Knie gegangen, weil er nicht verprügelt werden wollte. Luke und Tom geben vor Ihnen wahrscheinlich klein bei, weil sie Geld wollen.«

Ich nickte. »Oft, ja.«

»Alans Kinder sind genauso. Die sind gerade erst aus den Windeln raus, aber sie wissen jetzt schon, wie sie ihn nehmen müssen.« Er ließ seinen Zigarettenstummel auf die Terrasse hinunterfallen und trat ihn mit dem Absatz aus. »Sie brauchen nur zu heulen und zu sagen, dass sie ein Eis haben wollen, und schon leert er seine Taschen aus. Ich hab ihm gesagt, dass er

sich zum Idioten mache, aber man kann überhaupt nicht vernünftig mit ihm reden, weil ihm die Erfahrungen aus seiner eigenen Kindheit noch so tief in den Knochen sitzen.«

Ich fragte mich, ob Danny bewusst war, wie wirr seine Ansichten über Kindererziehung waren, und was er mit »vernünftig« meinte. Vermutlich: Wer mit der Rute spart, verzieht das Kind. Warum gerade er wie so viele andere der Überzeugung war, in der Erziehung wäre Härte gesünder als Güte, war mir schleierhaft.

»Wie steht Ihre Mutter denn dazu?«, fragte ich.

»Ach, das weiß der Himmel. Die ist doch mit Prozac voll gepumpt«, sagte er wegwerfend. »Da kommt's immer drauf an, wie sie gerade drauf ist. Bei der kann man von Glück reden, wenn sie überhaupt aus dem Bett kommt – glauben Sie im Ernst, dass so jemand zu irgendetwas eine Meinung hat?« Er schwieg, den Blick zu Boden gerichtet.

»Tut mir Leid«, sagte ich wieder.

»Ja, schöne Scheiße.« Er lachte bitter. »Jetzt sind Sie wohl ziemlich enttäuscht, was?«

»Worüber?«

»Na, dass ein Typ wie ich sich auf Lukes E-Mails gemeldet hat. Sie haben sich doch bestimmt was Besseres erhofft.«

»Solche Urteile maße ich mir nicht an«, erklärte ich wahrheitsgemäß. »Wenn ich es täte, müsste ich selbst ein Etikett um den Hals tragen, und dazu habe ich wirklich keine Lust. Aber wie dem auch sei, mir ist nicht klar, für was für einen Typen Sie sich überhaupt halten.«

Er stieß mit der Schuhspitze gegen eine Steinplatte der Terrasse und wich meinem Blick beharrlich aus. »Na, 'ne Niete eben«, murmelte er. »Als ich das letzte Mal von meinem Vater gehört hab, saß er wegen einem Überfall im Knast. Aber wir haben alle schon mal gesessen. Ich hab sechs Monate wegen Autodiebstahl gekriegt. Alan war vier Jahre in der Jugendstrafanstalt, weil er gedealt hat, und meine beiden

Schwestern haben wegen Ladendiebstahl gesessen. Wir sind eine missratene Truppe. Meine Mutter haben alle in der Straße geschnitten, weil ihre Kinder nichts als Mist gebaut haben.« Einen Moment lang versank er in düsteres Schweigen. »Wahrscheinlich hat sie deshalb keine Lust mehr, morgens überhaupt aufzustehen.«

Das Geständnis fiel ihm sichtlich schwer, und ich fragte mich, ob er nicht genauso begierig nach uns gesucht hatte – nach Leuten, die frei von Vorurteilen gegen den Slater-Clan waren – wie wir nach ihm. Aber wenn das zutraf, warum hatte er dann so bereitwillig von der »missratenen Truppe« berichtet? Der berechnende Blick, mit dem er mich ansah, als er den Kopf hob, überzeugte mich, dass er mich auf die Probe stellen, meine Aussage, dass ich nicht bereit war, Menschen in Schubladen zu stecken, überprüfen wollte. Mein Mitgefühl schwand ein wenig. Ich hatte den Verdacht, dass er Befriedigung daraus zog, anderen zu grollen, und dass er es geradezu darauf anlegte, zurückgewiesen zu werden, um diesen Groll zu nähren – und ich fragte mich, wer von uns beiden der Manipulativer war.

»Ich dachte, Sie würden sich als jungen Künstler bezeichnen, der alles daransetzt, sich den Weg nach oben zu erkämpfen«, sagte ich mit einem kleinen Lachen. »Mit ›Niete‹ hatte ich wirklich nicht gerechnet. Heißt das etwa, ich verschwende nur meine Zeit, wenn ich Sie einmal bei dem Bildhauer-Workshop besuche?«

Er lächelte widerstrebend. »Nein. Ich bin ein guter Bildhauer.«

»Das überrascht mich nicht«, erklärte ich. »Ihr Bruder hatte mit vierzehn ein bemerkenswertes Talent.«

Er sah mich erstaunt an. »Alan?«

Ich nickte. »Ja. Ich habe heute noch eine kleine Holzfigur, die er mir damals geschnitzt hat. Es ist eine Schlange mit einem Federkranz um den Kopf.«

»Ah ja, das kann stimmen«, sagte Danny. »Er hat's heute noch mit diesem Aztekengott, der angeblich halb Schlange, halb Vogel war. Er ist felsenfest überzeugt davon, dass der Kerl ein Außerirdischer war, der auf die Erde heruntergekommen ist, um in Mexiko eine Kultur zu schaffen, die heute untergegangen ist. Nichts als Quatsch natürlich.«

»Quetzalcoatl?«, fragte ich.

»Genau. Er hat in seinem Wohnzimmer ein Mosaik mit einem Bild von ihm an der Wand hängen.«

Mehr erfuhr ich an diesem Abend nicht über Alans Mosaik. Danny redete zwar des Langen und Breiten darüber, wie lächerlich der Glaube seines Bruders an Außerirdische sei, aber er ging dabei nicht näher auf das Bild ein. Mit ziemlich mühsam bewahrter Geduld hörte ich mir die ewig gleichen abgedroschenen Argumente für und wider die Existenz von Außerirdischen an und war erleichtert, als eine große Brünette mit endlos langen Beinen mir Danny abspenstig machte, indem sie ihn um Feuer für ihre Zigarette bat.

Ich beobachtete eine Weile die beiden, die so eine Art Hochzeitstanz eröffneten, indem sie ihre Köpfe über dem Feuerzeug einander entgegenneigten, und wollte gerade wieder ins Haus gehen, als Sam mit einem Friedensangebot neben mich trat. »Es ist ein Cloudy Bay«, bemerkte er brummig und drückte mir ein Glas Wein in die Hand. »Ich wollte ihn eigentlich allein runterkippen und meinen Kummer darin ertränken, aber die bessere Einsicht hat gesiegt. Es ist ja schließlich nicht deine Schuld, dass Larry mich so aufgestachelt hat.«

Es war nicht die weiße Flagge, aber es war ein Waffenstillstandsangebot. Ich nahm es mit erhobenem Glas und einem Lächeln an und fragte mich dabei, ob Sam die Gelegenheit, die ich ihm gegeben hatte, genutzt und sich darüber informiert hatte, wer Danny Slater war und warum er hier war. Wenn nicht, würde der Waffenstillstand vermutlich

von kurzer Dauer sein. Wenn seine Frau und sein Schwiegervater vor ihm Geheimnisse hatten, dann war das eine Sache – wenn seine Söhne so etwas mitmachten, war das etwas ganz anderes.

Es war, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Wer ist der dunkelhaarige Junge, mit dem du dich unterhalten hast?«, fragte er mit einer Kopfbewegung in Dannys Richtung. »Ich hab euch vom Fenster aus gesehen. Er hatte dir ja offenbar eine Menge zu erzählen.«

»Er heißt Danny Slater«, antwortete ich. »Er arbeitet in dem Skulpturenpark auf Portland.«

»Zufällig mit Derek Slater verwandt?«

»Sein Sohn«, sagte ich ruhig. »Erinnerst du dich an Derek?«

»Nein. Ich habe in deinem Rucksack gekramt.« Er krümmte die Schultern wie ein Boxer in Abwehrstellung. »Und mach mir jetzt deswegen bloß keine Vorhaltungen. Wenn du nicht wolltest, dass ich darin herumkrame, hättest du ihn nicht auf dem Bett liegen lassen sollen.«

»Stimmt«, sagte ich und hoffte, er war so vernünftig gewesen, alles durchzusehen. Er war jahrelang in Unwissenheit glücklich und zufrieden gewesen; nun würde aber das Gefühl, nicht die volle Wahrheit zu kennen, unablässig an ihm nagen.

»In Bezug auf die Pfarrersfrau hattest du Recht. Sie macht gute Fotos. Der Junge da ist seinem Vater, wie er vor zwanzig Jahren war, wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Er hat auch viel von seiner Mutter«, wandte ich ein.

»Maureen Slater, richtig?«

Ich nickte.

»Hm, ja, die hab ich nicht gekannt. Ich hab praktisch niemanden auf den Fotos erkannt, außer Julia Charles und Libby Williams. So eine Blonde noch, die hin und wieder ins Pub kam, glaube ich, aber abgesehen davon« – er schüttelte den Kopf – »waren sie mir alle fremd.«

Ich hätte gern gewusst, wie viel von der Korrespondenz er

gelesen hatte und wie viel er glaubte, dass ich unterschlagen hatte. Wenn er die Wahrheit wüsste, würde ihn das niederschmettern.

Auf der Suche nach Luke und Tom ließ er seinen Blick zerstreut über das Getümmel hinter dem Haus schweifen. »Was die Jungen da an Informationen über die Graham Road zusammengetragen haben, ist wirklich beachtlich. Wie lange haben sie daran gearbeitet?«

»Seit deinem Infarkt.«

Er lächelte dünn. »Unter der Prämisse, dass du auf jeden Fall nach England zurückkehren würdest, ob mit mir oder ohne mich?«

»So etwa, ja.«

Er schwieg, als überlegte er, ob es klug sei, seine nächste Frage zu stellen. Er wusste so gut wie ich, dass es besser war, keine Brücken abzubrechen, aber sein Bedürfnis, sich Gewissheit zu verschaffen, war stärker als seine Vorsicht. »Hast du ihnen erzählt, dass ich dich damals verlassen habe?«

»Nein. Ich habe ihnen erzählt, dass Annie ermordet wurde und ich versuchen wollte, das Ermittlungsverfahren wieder aufzurollen. Sonst nichts.«

Er starrte in sein Weinglas. Sein Mund zuckte auf seltsame Weise, so, als versuchte er, ungewohnte Worte zu bilden. Aber am Ende sagte er nur »Danke«.

**Aussage von Mrs. M. Ranelagh aus dem Jahr 1979 bezüglich  
eines mutmaßlichen Überfalls, begangen von Derek Slater,  
wohnhaft Graham Road 32, Richmond**

**Polizeibericht**

**Datum:** 25.1.1979 – **Zeit:** 10.32 – **Beamter:** P. S. Drury,  
**Polizeidienststelle Richmond**

**Zeugin:** Mrs. M. Ranelagh, Graham Road 5, Richmond, Surrey

**Vorfall:** Mutmaßlicher Überfall auf Mrs. Ranelagh am 24.1.  
79 um ca. 15 Uhr

Mrs. Ranelagh gibt Folgendes zu Protokoll: Ich war gestern Nachmittag beim Einkaufen, weil ich keine Lebensmittel mehr im Haus und seit drei Tagen nichts gegessen hatte. Ich glaubte, ich hätte nichts zu befürchten, weil es noch hell war. Als ich in die Graham Road einbog, kam von hinten ein Mann und stieß mich in die Gasse hinter den Häusern mit den geraden Nummern. Ich konnte nicht schreien, weil er mir sofort den Mund zuhielt und mir von hinten den Arm so fest um den Körper schlang, dass ich meine Arme nicht mehr bewegen konnte. Dann stieß er mich mit dem Gesicht voraus gegen einen Zaun und drückte mich mit seinem ganzen Gewicht dagegen. Es ging alles sehr schnell, und ich hatte keine Möglichkeit, mich zu befreien. Sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, weil er sich hinter mir befand, aber sein Atem roch nach Alkohol und seine Kleidung nach altem Schweiß. Ich hatte eine lange Hose an und spürte, wie mir etwas zwischen die Oberschenkel gestoßen wurde. Ich glaubte, es wäre der Penis des Mannes. Er hielt sein Gesicht seitlich an meinen Kopf gedrückt und flüsterte mir Schimpfwörter ins Ohr, »Schlampe«, »Fotze« und Ähnliches. Er sagte, er würde es mir »richtig geben«, wenn ich nicht mein »dreckiges Maul« hielte und mit meinem »niggerfreundlichen Gequatsche« aufhörte. Er war sehr kräftig, und ich hatte Angst, weil ich glaubte, er

*wollte mich vergewaltigen. Ich vermute, er wollte, dass ich das glaube. Ehe er mich freiließ, stieß er mich auf die Knie hinunter und drückte mir das Gesicht in den Matsch unten am Zaun. Er sagte, wenn ich bei der Polizei Anzeige erstattete, würde ich das nächste Mal »nicht so leicht davonkommen«. Als ich den Kopf hob, sah ich ihn um die Ecke in die Hauptstraße einbiegen. Er hatte eine dunkle Jacke an, Blue Jeans und Jogging-Schuhe. Es war Derek Slater, der gleich neben Annie Butts' ehemaligem Haus wohnt. Ich kenne ihn vom Sehen, aber ich habe nie mit ihm gesprochen. Als ich den Mut fand, in die Graham Road zurückzulaufen, war er verschwunden. Mir ist sonst niemand begegnet, und ich bin direkt nach Hause gegangen.*

\*\*\*

### **Aktennotiz**

**An:** Superintendent Hathaway

**Von:** P. S. Drury

**Datum:** 29.1.79

**Betreff:** Verwarnung von Mrs. M. Ranelagh wegen ungerechtfertigter Inanspruchnahme polizeilicher Dienste

Sir,

wie Sie wissen, hat Mrs. Ranelagh eine Anzahl von Beschuldigungen gegen Derek Slater vorgebracht, darunter

1. Ann Butts belästigt und ermordet zu haben.
2. Die Familie Ranelagh mit nächtlichen Telefonanrufen belästigt zu haben.
3. Versucht zu haben, Mrs. Ranelagh in ihrem eigenen Haus gefangen zu halten, indem er sich vor ihrer Haustür herumtrieb.

Keine dieser Beschuldigungen hält einer Untersuchung stand

*1. Der Spruch des Coroner hinsichtlich der Todesursache im Fall Ann Butts war eindeutig.*

*2. Die Slaters haben kein Telefon und keine Möglichkeit, sich die neue Geheimnummer der Familie Ranelagh zu beschaffen.*

*3. Mrs. Charles in der Graham Road 3 – direkte Nachbarin und Freundin von Mrs. Ranelagh – bestreitet, Derek Slater je vor ihrem Haus gesehen zu haben.*

*Es gibt außer Mrs. Ranelaghs Aussage keinerlei Hinweise darauf, dass der o. a. Vorfall sich tatsächlich ereignet hat. Die Kleidung, die sie ihrer Aussage zufolge am fraglichen Tag getragen hat, weist keinerlei Flecken oder Spuren auf – d. h., es wurden weder Schmutz-Spuren an den Knien ihrer langen Hose noch Spermaspuren auf dem Stoff gefunden. Obwohl sie behauptet, auf brutale Weise festgehalten und »gegen einen Zaun« gestoßen worden zu sein, weisen ihre Arme und ihr Gesicht keinerlei Male oder Verletzungen auf. (N. B. Sie wartete 24 Stunden, ehe sie den Vorfall meldete, und behauptet, den Schmutz entfernt zu haben.)*

*Mrs. Ranelagh erklärte auf Befragen, dass ihr Ehemann sie verlassen hat. Sie ist darüber offenkundig verstört. Sie berichtet, dass sie ihn am Abend zuvor angerufen hat, um ihn von dem mutmaßlichen Überfall in Kenntnis zu setzen, und dass er sie der Lüge bezichtigte. »Er sagte, ich hätte die ganze Geschichte erfunden, um ihn eifersüchtig zu machen. Manchmal glaube ich, er hat nichts anderes als Sex im Kopf.« (N. B. Mrs. Ranelagh hat stark an Gewicht verloren und wirkt anorektisch. Ihr Verhalten ist irrational – sie bricht mitten im Gespräch ab, weil sie meint, das Scharren von Ratten zu hören.)*

*Ich habe telefonisch mit Mr. Ranelagh gesprochen. Er behauptet, seine Frau sei »von ihrem Lehrerinnendasein gelangweilt und wollte ihre fünfzehn Minuten Ruhm auskosten.« Seiner Meinung nach kann man im Moment*

*keinem ihrer Worte Glauben schenken.*

*Ich habe Derek Slater vernommen, und er bestreitet, am 24. 1.79 um 15 Uhr in der Graham Road gewesen zu sein. Seiner Aussage zufolge war er bis zum frühen Abend auf der Rennbahn in Kempton Park. Zum Beweis legte er eine Eintrittskarte vor. Er hat außerdem die Namen und Telefonnummern von drei Freunden angegeben, die mit ihm zusammen dort waren – einer bestätigte seine Aussage, die anderen beiden müssen noch befragt werden.*

*Ich bitte um Anweisung. Ich persönlich bin der Ansicht, dass Mrs. Ranelagh einen privaten Rachefeldzug gegen Derek Slater führt, weil sie ihm die Schuld am Tod von Ann Butts gibt. Meiner Meinung nach ist dieser Rachefeldzug 1. völlig unbegründet, 2. Ausdruck von Verfolgungswahn, 3. eng verbunden mit dem Schock über das Scheitern von Mrs. Ranelaghs Ehe. Ich empfehle, mit allem Nachdruck eine Verwarnung an Mrs. Ranelagh zu erteilen, Zeit und Dienste der Polizei nicht zu missbrauchen.*

*J. Drury*

## 9

Verkatert und mit gemischten Gefühlen besichtigten wir am folgenden Morgen die Terrasse, auf der es aussah wie auf einem Schlachtfeld. Die Jungen käuten mit Genuss Einzelheiten der gelungenen Fete wieder, während Sam und mich das kalte Grausen packte, als ich daran erinnerte, dass am Mittag meine Eltern eintreffen würden. Luke und Tom, die beide am Nachmittag in Tesco Dienst hatten, nahmen die Nachricht mit Gelassenheit auf. Zum Mittagessen sei nicht mit ihnen zu rechnen, erklärten sie unerschüttert, aber sie würden sich auf jeden Fall bemühen, zum Abendessen wieder dazu sein, wenn wir uns damit ein wenig Zeit ließen. Sam hingegen sank in sich zusammen, als hätte er einen Schlag über den Schädel erhalten.

»Es steht seit Ewigkeiten im Kalender«, sagte ich ganz ohne Mitgefühl und reichte ihm eine Tasse Kaffee, als er sich auf einen Stuhl fallen ließ. »Mir kannst du weiß Gott keinen Vorwurf machen, wenn du nie einen Blick reinwirfst.«

»Mir geht's gar nicht gut.«

Die Jungen tänzelten sofort besorgt um ihn herum, voll Furcht, das Unwohlsein hätte womöglich mit einem neuerlichen Infarkt zu tun und nicht nur mit übermäßigem Alkoholgenuss am vergangenen Abend. Ängstlich starrten sie ihm ins Gesicht und klopften ihm ermunternd auf die Schulter, als könnte das einen weiteren Herzanfall verhindern. Sam warf mir plötzlich einen verschmitzten Blick zu, ganz so, als hätte er eine Idee, wie man einem grässlichen Wochenende entgehen könnte.

»Ich will gar nichts davon hören«, sagte ich mit strengem Blick.

»Du kennst meine Mutter. Die lässt sich von nichts abhalten. Und bilde du dir ja nicht ein, du könntest in deinem Bett verschwinden. Du musst sie bei Laune halten, bis die Jungs

wieder da sind.«

»O Gott!«, stöhnte er theatralisch und schlug beide Hände vor sein Gesicht. »Ich weiß nicht, sie bringt mich um. Ich hab ihr mindestens zweimal versichert, dass wir rein zufällig hier in Dorchester gelandet sind.«

Luke und Tom musterten ihn neugierig, verwundert über diese heftige Reaktion ihres sonst eher gleichmütigen Vaters.

»Was ist denn los?«, fragte Luke.

»Nichts«, antwortete ich. »Dad sieht Gespenster.«

»Wir könnten uns krankmelden«, schlug Tom hilfsbereit vor.

»Ich mag Großmutter.«

»Weil du sie nie erlebt hast, wenn sie Feuer speit«, knurrte Sam. »Sie ist noch beängstigender als eure Mutter, wenn sie wütend ist« – wieder ein verschmitzter Blick in meine Richtung – »wahrscheinlich weil sie mehr Volumen hat.«

Ich drückte Tom einen schwarzen Müllsack in die Hand. »Fang schon mal an«, sagte ich. »Dein Vater ist albern. Großmutter betet ihn an. Er braucht nur freundlich zu lächeln, und sie ist Wachs in seinen Händen.«

Aber es kam natürlich ganz anders. Mein Vater hatte sich seinen eigenen Rat bezüglich des kleineren Übels zu Herzen genommen und einen Zeitschriftenartikel über Mord aus Rassismus in seine Reisetasche gestopft, den meine Mutter entdeckte und las, als sie eigenmächtig beschloss, alle ihre und Vaters Sachen in einen gemeinsamen Koffer zu packen. Mein Vater schwor, es sei ein Versehen gewesen, aber ich glaubte ihm das so wenig wie ich geglaubt hätte, dass Sam meine Unterlagen »versehentlich« gelesen hatte. Ich sagte später zu ihm, es sei ein Riesenglück, dass ich seinen Warnbrief nicht einfach ignoriert hatte, da uns sonst ein Schwiegermutter-Schwiegersohn-Bündnis geblüht hätte wie vor zwanzig Jahren, aber mein Vater lachte nur und meinte, Sam sei nicht der Mensch, der zweimal denselben Fehler mache.

Der Artikel war im Nachgang zu der amtlichen

Untersuchung geschrieben, die sich mit der Ermittlungsarbeit der Polizei im Fall des Stephen Lawrence befasste, eines jungen Schwarzen aus der Mittelschicht, der 1993 in London ermordet worden war. Bei dieser Untersuchung – die erst 1999 stattfand – war die Polizei des »institutionalisierten Rassismus« für schuldig befunden worden, nachdem nachgewiesen worden war, dass sie die Ermittlungen mit beispielloser Schlampelei und Gleichgültigkeit geführt hatte. Lawrence war von einer Bande Weißen ermordet worden, die zu den Verfechtern der These von der Überlegenheit der weißen Rasse gehörten. Sämtliche Täter waren der Polizei bekannt gewesen, aber sie waren dank der Nachlässigkeit, die sich bei Polizei und Gerichten in Bezug auf Verbrechen gegen Schwarze eingebürgert hatte, straflos davongekommen.

Meine Mutter hätte die Geschichte vielleicht nicht weiter beachtet, wenn mein Vater nicht eine Passage des Artikels angestrichen und mir folgende Notiz an den Rand gekritzelt hätte: »M. Enthält einiges Interessantes. Nimm doch mal mit dem Journalisten Kontakt auf bezüglich besagten Polizeiverhaltens. N. B. ›River of Blood‹-Rede, 1968 – Annie Butts' Ermordung, 1978.«

Die Passage lautete: »Wird ein Verhalten als ›institutionalisiert‹ bezeichnet, so heißt das, dass ihm eine fest verwurzelte Tradition zu Grunde liegt, und das legt nahe, dass der Fall des Stephen Lawrence nicht der einzige ist, bei dem die Polizei einfach wegesehen hat. Es ist hinlänglich bekannt, dass die meisten Polizeibeamten Weiße sind und dass schwarzen Verbrechensopfern keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. In den 31 Jahren, seit der Abgeordnete Enoch Powell in seiner berühmten ›River of Blood‹-Rede den Krieg zwischen den Rassen prophezeite, haben Polizei und Regierung kaum etwas unternommen, um dem Problem rassistisch motivierter Überfälle auf Schwarze und Asiaten beizukommen. Im Gegenteil, Angehörige dieser

Gruppen weisen auf die große Zahl Schwarzer hin, die entweder in polizeilichem Gewahrsam oder bei ihrer Festnahme, der sie sich vorgeblich widersetzt hatten, ums Leben gekommen sind. Sie bringen vor, dass Minderheiten gerade von den Leuten, deren Pflicht es wäre, sie zu beschützen, häufig am übelsten behandelt werden.«

Meine Mutter witterte augenblicklich eine Verschwörung und setzte meinem Vater auf der ganzen Fahrt von Devon zu uns mit Vorwürfen und Verdächtigungen zu. Als die beiden schließlich bei uns eintrafen, hatte sie sich in die schönste Wut hineingesteigert, zusätzlich angeheizt vom hartnäckigen Schweigen meines Vaters. Er hoffte wahrscheinlich, dass in unserer Gesellschaft die guten Manieren siegen würden, aber er hatte vergessen, mit welchem Genuss meine Mutter auf Konfrontationskurs zu gehen pflegte, insbesondere ihrer Tochter gegenüber. Sie vermutete – mit einiger Berechtigung –, Sam tappte genauso im Dunklen wie sie und ließ, wie vorauszusehen, die geballte Ladung ihrer moralischen Entrüstung auf mich los.

Sie stellte mich gleich in der Küche. »Was ich nicht ertragen kann, ist diese Hinterlistigkeit«, erklärte sie. »Dein Leben lang hast du immer anders geredet als gehandelt. Und das Schlimmste daran ist, dass du nicht davor zurückschreckst, andere in deine Lügengeschichten hineinzuziehen. Ich erinnere mich noch genau, wie du und deine schreckliche Freundin – Hazel Wright – Stein und Bein geschworen habt, ihr hättest bei ihr zu Hause übernachtet, nachdem ihr in Wirklichkeit stockbetrunken bei irgendeinem Jungen im Zimmer herumgelegen habt.« Sie ballte beide Fäuste. »Du hattest es uns *versprochen*«, rief sie erbost. »Ein neuer Anfang, hast du gesagt. Keine Beschuldigungen mehr. Nie wieder wolltest du die Familie mit deinen absurd Hirngespinsten verrückt machen. Und was tust du? Brichst bei der ersten Gelegenheit dein Wort und verleitest deinen Vater auch noch dazu, dir zu

helfen.«

Ich stellte Gläser auf ein Tablett. »Hat Dad immer noch sein Faible für Pink Gin?«, fragte ich, während ich im Küchenschrank nach Angosturabitter suchte.

»Hörst du mir eigentlich zu?«

»Nein. Von der offenen Terrassentür aus, die direkt aus der Küche ins Freie führte, rief ich: »Sam! Frag Dad doch mal, ob er einen Pink Gin will.«

»Ja, will er«, schrie Sam zurück. »Brauchst du Hilfe?«

»Im Augenblick nicht, danke.« Ich nahm eine Zitrone aus der Obstschale und schnitt sie in der Mitte durch.

»Ich werde mit Sam reden, wenn du mich einfach ignorierst«, drohte meine Mutter. »Deinem Vater hab ich schon gesagt, was ich von ihm halte. Was hat er sich bloß dabei gedacht, dich in diesem Unsinn auch noch zu unterstützen.«

Ich betrachtete sie einen Moment und wünschte wieder einmal, ich hätte nicht so viel von ihr mitbekommen. Sie war eine gut aussehende Frau, auch wenn sie aus Angst vor Falten selten lächelte, aber ich machte seit zwanzig Jahren die wildesten Verrenkungen, um jede Ähnlichkeit mit ihr zu löschen. Ich hatte gehungert, um schlanker zu werden, ich hatte mir die Haare färben lassen, ich zwang mich zu einem stets heiteren Gesichtsausdruck – und dennoch war das alles nichts weiter als Augenwischerei. Jedes Mal, wenn ich sie sah, sah ich mich in dreißig Jahren, und dann wurde mein Lächeln ein wenig starrer, und mein Vorsatz, mich nicht zu vorschnellen abfälligen Urteilen hinreißen zu lassen, gewann an Festigkeit. Manchmal fragte ich mich, wer ich eigentlich war und ob ich über den kindlichen Wunsch hinaus, besser zu sein als sie, überhaupt einen Funken eigene Identität besaß. Ich erinnerte mich, dass mein Vater mir einmal versichert hatte – als wäre es nötig, das zu betonen –, meine Mutter liebe mich wirklich, und ich geantwortet habe: »Ja, natürlich, solange ich ihr Recht gebe. Sonst nicht.«

»Sie betrachtet dich als ihr Werk, auf das sie stolz ist«, hatte er gesagt. »Wenn du ihre Ansichten zurückweist, weist du sie zurück.«

Ich begann, eine der Zitronenhälften aufzuschneiden. »Du machst ein Gesicht, als hättest du in eine saure Zitrone gebissen«, murmelte ich, »und wenn der Wind umschlägt, bleibt dir diese saure Miene für immer.«

Sie zog die Mundwinkel noch tiefer. »Das ist nicht witzig.«

»Du hast es witzig gefunden, als du es zu mir gesagt hast.«

Einen Moment blieb es still.

»In dir steckt etwas Grausames«, sagte sie dann. »Es ist dir völlig gleich, wen du verletzt, Hauptsache, du kannst deine kleinliche Rachsucht befriedigen. Ich habe mich oft gefragt, woher du das hast. Du kannst einfach nicht verzeihen. Du trägst anderen ihre Fehler mit einem Groll nach, der mir und deinem Vater absolut fremd ist.«

Ich lachte ehrlich belustigt. »Du lieber Gott! Und das ausgerechnet von einer Frau, die ein Gedächtnis wie ein Elefant hat. Hast du mir soeben nicht die Sache mit Hazel Wright vorgehalten? Ich war damals dreizehn Jahre alt, Mama, und Hazel und ich hatten jede genau zwei Bier mit Limo getrunken, bevor wir auf Bobby Simpkins' Bett eingeschlafen sind.« Ich schüttelte den Kopf. »Du musstest immer wieder darauf herumhacken. Ich weiß nicht, was wir deiner Vorstellung nach verbrochen haben, aber von dem Moment an hab ich von dir immer nur zu hören gekriegt, dass kein ordentlicher Mann beschmutzte Ware kauft.«

»Na bitte, jetzt fängst du schon wieder an«, zischte sie. »Immer sind die anderen schuld, nie du selbst.«

Ich zuckte die Achseln. »Ich habe nur versucht, dir klar zu machen, dass ich meine grausame Ader, wenn es sie tatsächlich gibt, von dir habe.«

»Habe ich je mein Wort gebrochen? Habe ich gelogen?«

Vielleicht nicht, dachte ich, aber ein paar kleine Lügen und

hin und wieder die schmerzliche Erkenntnis, dass sie statt meiner lieber einen Sohn gehabt hätte.

»Ich habe nur ein einziges Versprechen gegeben«, erinnerte ich sie. »Ich habe versprochen, Annie Butts in deinem oder Sams Beisein nie wieder zu erwähnen. Ich kann ja wohl kaum etwas dafür, wenn du es mir jetzt als Hinterhältigkeit auslegst, dass ich mich an dieses Versprechen gehalten habe.«

»Wie ist dann dein Vater in all das hineingeraten?«

»In all was?«

»Was du da eben so hinter meinem Rücken treibst – was offenbar der Grund dafür ist, dass du unbedingt hierher ziehen musstest, obwohl ich mir alle Mühe gegeben habe, in Devon ein Haus für euch zu finden.«

»Dad habe ich dieses Versprechen nicht gegeben«, sagte ich, »und er hätte es auch gar nicht angenommen. Er hat mir seine Hilfe angeboten, bevor Sam und ich aus England weggegangen sind, und er war mir seither eine große Stütze. Übrigens hat *er* die Annonce für dieses Haus in der *Sunday Times* entdeckt und mich in Kapstadt angerufen, um mir vorzuschlagen, es für den Sommer zu mieten.«

Wieder blieb es still. Länger diesmal. Sie wollte mich – genau wie Sam am vergangenen Abend – fragen, »warum«, aber es war ihr peinlich einzugeben, wie wenig sie in unser Leben und unsere Entscheidungen eingeweiht war. Stattdessen spielte sie die Gekränkten. »Ich hoffe nur, du hast nicht auch eure Söhne gegen Sam aufgewiegelt«, sagte sie. »Das wäre wirklich unverzeihlich.«

»Ich habe niemanden gegen ihn aufgewiegelt«, entgegnete ich, während ich im Schrank nach einem Krug suchte.

»Also, wirklich!«, rief sie scharf. »Bist du so naiv oder tust du nur so? Als du deinen Vater dazu gebracht hast, sich gegen deinen Mann auf deine Seite zu stellen, hast du die beiden sehr wohl gegeneinander gehetzt.«

»Es ging nie um Parteinahme«, sagte ich ruhig, »es ging

lediglich um Recherchen. Außerdem hast du dich gegen mich auf Sams Seite gestellt, da fand Dad es angemessen, das Gleichgewicht wiederherzustellen.«

»Ich habe das zu deinem eigenen Besten getan. Du hast dich ja aufgeführt wie ein störrisches kleines Kind.«

»Ist das nicht komisch?«, fragte ich und lachte. »Das Gleiche hat Dad über Sam gesagt.«

»Unsinn! Dein Vater und Sam haben sich glänzend verstanden, bis du meintest, wegen dieser verrückten Negerin deine Ehe aufs Spiel setzen zu müssen.« Sie machte eine kleine Pause. »Dad hat sich alle Mühe gegeben, das alte gute Verhältnis wiederherzustellen, deshalb ist es umso rücksichtsloser von dir, ihn zu solchen Heimlichkeiten anzustiften.«

Ich lauschte einen Moment dem Gemurmel ruhiger Stimmen draußen auf der Terrasse. »Na, bis jetzt scheinen sie ja noch ganz friedlich zu sein. Hoffen wir, dass du dir unnötig Sorgen machst.«

»Was meinst du wohl, wie lange noch? Du kannst doch nicht vergessen haben, wie aufgebracht Sam nach dem Tod dieser Frau war. Was um Himmels willen ist in dich gefahren, dass du so bald nach seinem Infarkt diese üble Geschichte wieder aufröhren musstest? Möchtest du, dass er gleich noch einen bekommt?«

Ich fand eine Glaskaraffe, füllte sie mit Wasser und stellte sie auf das Tablett. »Er scheint bisher nicht weiter beunruhigt zu sein«, stellte ich fest, »aber frag ihn ruhig selbst, wenn du mir nicht glaubst.« Ich nahm das Tablett. »Ich denke, wir haben alles. Kannst du die Zitronen mitnehmen?«

Wir redeten über Gott und die Welt, nur nicht über Annie Butts. Aber sie war unter uns. Das zeigte sich in der beharrlichen Weigerung meines Vaters, meiner Mutter in die Augen zu sehen; in Sams offenkundigem Unbehagen, wenn unser Umzug nach Dorchester zur Sprache kam; in dem

peinlich koketten Getue, mit dem meine Mutter ihre Männer wieder für sich zu gewinnen versuchte. Als deutlich wurde, dass sie meine Anwesenheit völlig überflüssig fand, tat ich ihr den Gefallen und ging ins Haus, um das Mittagessen zu machen. Zehn Minuten später brach auf der Terrasse ein Riesenstreit aus. Ich fing nur hier und da ein paar Wortfetzen auf, aber es ging so hitzig zu, besonders zwischen meinen Eltern, dass die schnell lauter werdenden Stimmen durch die ganze Küche schallten.

Es gereicht mir natürlich nicht zur Ehre, aber ich muss sagen, ich genoss jeden Moment. Es befriedigte meine kleinlichen Rachegefühle, und ich applaudierte meinem Vater im Stillen, als er zu meiner Mutter sagte, es sei jammerschade, dass ihr das Leben offenbar so wenig Interessantes zu bieten habe, dass sie den Mangel beheben müsse, indem sie Zwietracht in der Familie säe.

Das Schweigen, das eintrat, als ich mit Salatschüsseln beladen wieder auf der Terrasse erschien, wollte kein Ende nehmen. Ich weiß noch, dass mir in dem Moment in den Sinn kam, wie viele Wespen es in diesem Sommer gab. Brummend schwirrten sie um die süßlich duftenden Weingläser, und während ich sie beobachtete, überlegte ich, ob irgendwo in der Nähe vielleicht ein Nest war, das ausgeräuchert werden musste. Ich erinnere mich auch noch, gedacht zu haben, dass Wespen lange nicht so gefährlich sind wie Menschen, und dass ein Stich von ihnen eine Lappalie ist im Vergleich zu dem Gift lang unterdrückten Grolls.

»Warum bleibt dein Vater bei ihr?«, fragte Sam mich an diesem Abend im Bett.

»Weil er alles, was er anfängt, auch zu Ende bringt.«

»Ist das der einzige Grund, warum die beiden noch zusammen sind? Weil dein Vater Pflichtgefühl besitzt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Was gibt's noch für einen Grund?«

»Liebe«, sagte ich. »Er ist ein sehr liebevoller Mensch und gibt den anderen nie auf.«

»Aha. Wie der Vater, so die Tochter, hm?«

\*\*\*

*Schreiben von Dr. Joseph Ellas, Psychiater am Queen Victoria Hospital, Hongkong*

QUEEN VICTORIA HOSPITAL,  
HONGKONG  
(PSYCHIATRISCHE ABTEILUNG)

Mrs. M. Ranelagh  
12 Greenough Lane  
Pokfulam

Hongkong

14. Februar 1980

Liebe Mrs. Ranelagh,  
besten Dank für Ihren Brief vom 3. Juli. Ich bedaure es, dass Sie eine weitere Therapiesitzung für unnötig halten, zumal Ihr Hinweis auf »eine neue Gelassenheit« nahe legte, dass unser letztes Gespräch eine gewisse Hilfe für Sie war. Doch es besteht, wie Sie richtig sagen, keinerlei Verpflichtung für Sie zur Fortsetzung der Therapie.

Ich habe eingehend über die Frage nachgedacht, die Sie mir gegen Ende der Sitzung stellten. Warum sollte Ihr Mann seiner Strafe für die Vergewaltigung an Ihnen entgehen? Und ich möchte Ihnen ein Stück Weisheit weitergeben, das ich als Kind im Konzentrationslager Auschwitz empfangen habe, als ich einen Rabbi fragte, ob den Deutschen je verziehen würde, was sie den Juden antaten. *Sie werden sich selbst nie verzeihen*, sagte er später. Das ist ihre Zukunft und ihre Strafe.

Aber hätten Sie nicht fragen sollen, ob es rechtens sei, dass

Sam der Bestrafung durch *Sie* entgeht? Und sind Sie selbst so frei von Schuld, Mrs. Ranelagh, dass Sie mit gutem Gewissen Ihren Mann verurteilen können?

Mit den besten Wünschen  
Joseph Elias

\*\*\*

*Antwortbrief von Betty Hepinstall bezüglich Tierquälerei  
in Großbritannien – aus dem Jahr 1988*

**Katzenklinik Cheshire  
Cheadle Hulme, Cheshire, GB**

Mrs. M. Ranelagh  
›Jacaranda‹  
Hightor Road  
Kapstadt  
Südafrika

3. Dezember 1998

Sehr geehrte Mrs. Ranelagh,  
bezugnehmend auf Ihre Bitte um detaillierte Auskünfte über die Misshandlung von Katzen in Großbritannien lege ich eine Broschüre bei, die wir letztes Jahr herausgebracht haben, um die Öffentlichkeit auf die Missstände aufmerksam zu machen und neue Spender zu werben. Die Lektüre ist bedrückend, wie Sie sehen werden, aber an den Tatsachen ist nicht zu rütteln. Die Arbeit, die wir leisten, kostet viel Geld und viel Zeit; sie wäre völlig überflüssig, wenn nicht immer wieder wehrlose Tiere von Menschen grausam gequält werden würden.  
Es fällt mir überhaupt nicht schwer zu glauben, dass jemand es fertig bringt, einer Katze Sekundenkleber ins Maul zu spritzen

und ihr die Schnauze mit Klebeband oder Pflaster zu verschließen, um sie am Fressen oder Schreien zu hindern. Wir haben in der Vergangenheit die schlimmsten Dinge gesehen: Katzen, deren Pfoten man in schnell trocknenden Zement getaucht hatte, um sie gehunfähig zu machen; Katzen, denen man das Rückgrat gebrochen hatte, um sie zu lähmen; Katzen, denen man Krallen und Zähne mit Zangen gezogen hatte; die man mit glühenden Schürhaken geblendet hatte; denen man Gummiband so fest um die Schnauze gewickelt hatte, dass das Fleisch ihrer Mäuler sich über dem Band geschlossen hatte. Dies alles offenkundig mit demselben Ziel: sie daran zu hindern, Vögel und Mäuse zu fangen.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen sagen, dass ein Mensch, der mit solchem Hass gegen Katzen zu Felde zieht, leicht zu erkennen ist, aber das ist leider nicht der Fall. Es gibt – großenteils dank verhaltenswissenschaftlicher Studien in den USA und Großbritannien – deutliche Hinweise darauf, dass kindliche Grausamkeit gegen Tiere zu soziopathischem Verhalten im Erwachsenenalter führt. Doch Tierquälerei kommt bei Erwachsenen weit häufiger vor als bei Kindern, und solch grausames Verhalten ist im Allgemeinen Ausdruck eines krankhaften Hasses gegen bestimmte Tierarten oder einer unbeherrschbaren Wut – häufig durch Alkoholgenuss ausgelöst –, in der der Mensch auf alles, was ihn reizt, mit Gewalt reagiert.

Leider kann man nicht grundsätzlich ausschließen, dass Miss Butts, so liebevoll sie mit ihren eigenen Katzen umging, Streunern gegenüber ein anderes Verhalten an den Tag legte. Ich kann hier nur die Parallele zu den Menschen ziehen, unter denen es bekanntlich mehr als genug gibt, die nicht bereit sind, Fremden mit der Nächstenliebe entgegenzukommen, die sie ihrer Familie und ihren Freunden zeigen.

Mit freundlichen Grüßen

Betty Hepinstall

## 10

Am nächsten Tag fuhr ich mit meiner Mutter zur Kimmeridge Bucht auf der Insel Purbeck. Es war ein herrlicher Sommertag. Weiße Wolkenhaufen trieben über den blauen Himmel, als wir den Felsweg zum Clay Tower auf dem Ostufer der Bucht hinaufstiegen. In der Luft über uns sangen die Lerchen, und hin und wieder begegneten wir einem Wanderer, der uns grüßend zunickte oder stehen blieb, um das bizarre Bauwerk zu betrachten, das irgendein längst Verstorbener hier zur ständigen Überwachung des der Bucht vorgelagerten Meeresgebiets errichtet hatte. Meine Mutter und ich sprachen mit den Fremden, aber nicht miteinander, und in den Gesprächspausen blickten wir unverwandt zum Wasser hinaus – aus Furcht, mit einem Wort einen neuen Streit auszulösen, jede der anderen ungewiss.

Schließlich erzählte ich von einer Bekannten, einer Pfarrersfrau, die auf die Klippen hinauszufahren pflegte, wenn der Druck des täglichen Lebens allzu beengend wurde, und sich dort lauthals ihren Ärger von der Seele schrie. Ich schlug meiner Mutter vor, das doch auch einmal zu versuchen. Sie lehnte ab. So etwas liege ihr nicht, erklärte sie. Und ihr war auch unverständlich, wie die Frau eines Pfarrers sich so gehen lassen konnte. Das sei doch gewöhnlich! Was das denn für eine Person sei?

»Exzentrisch«, sagte ich, während ich die Möwen beobachtete, die mühelos über dem Meer segelten, leicht wie Fetzen seidenen Papiers. »Sehr groß und hager ... findet es grässlich, mit einem Pfarrer verheiratet zu sein ... trinkt gern mal einen ... wär gern Bauchtänzerin geworden ... hat Ähnlichkeit mit einem Geier.«

»Na also«, sagte meine Mutter.

»Was soll das heißen?«

»Drum schreit sie. Dünne Menschen sind immer exaltierter

als dicke.«

Das klang vernünftig. Aber vieles, was meine Mutter sagte, klang vernünftig. Ob es richtig war, stand auf einem anderen Blatt. Ich dachte mir, sie wolle mir wahrscheinlich eins auswischen, weil sie pummelig war und ich dünn, aber ich ließ mich ausnahmsweise nicht aus der Reserve locken.

»Es würde mich interessieren, ob es wirklich hilft«, sagte ich beiläufig. »Meine Schreie sind immer lautlos. Sie umkreisen tagelang meinen Kopf, bis sie matter und matter werden und eines natürlichen Todes sterben.«

»Herumschreien ist nichts als affektiertes Getue. Du solltest lernen, dich im stillen Kämmerlein mit deinen Problemen auseinander zu setzen, anstatt ein Riesentamtam um sie zu machen.«

Genau das habe ich doch getan, dachte ich und seufzte resigniert, worauf sie mir einen argwöhnischen Blick zuwarf. »Ach, darum hast du mich wohl hierher geschleppt? Damit du mich anschreien kannst?«

»Ich will niemanden anschreien. Ich will einfach in den Wind schreien.«

»Na wunderbar«, sagte sie. »Und überhaupt nicht peinlich, wenn genau in dem Moment jemand den Weg heraufkommt.«

»Vielleicht ist das der Witz an der Sache«, meinte ich nachdenklich.« Ein doppelter Adrenalinstoß. Körperlich und geistig.« Ich sah zu, wie ein Boot mit Tauchern in Gummianzügen aus der Bucht hinaustuckerte und Kurs nach Südwesten nahm. »Wäre es *dir* denn peinlich?«

»Nicht im Geringsten.« Sie hockte sich auf einer Felskante nieder. »Ich hab mich vor zwanzig Jahren nicht davon in Verlegenheit bringen lassen, dass du dich wie eine Geistesgestörte benommen hast, und ich tu's heute erst recht nicht.«

Ich setzte mich vor ihr auf den Boden. Sie hatte ein kurzes Gedächtnis. Ihre Verlegenheit damals war kolossal gewesen.

Ich starrte auf ein Büschel rosaroter Grasnelken, das sich in einer Felsspalte verwurzelt hatte. »Ich war nicht geistesgestört, Mama, ich war völlig erschöpft. Wir haben keine Nacht geschlafen, weil unaufhörlich das Telefon läutete, und selbst nachdem wir die Nummer geändert hatten, ging das so weiter. Wenn wir das verdammte Ding ausgehängt haben, haben sie uns Dreck an die Fenster geschmissen oder wie die Wilden an die Haustür getrommelt. Wir waren *beide* total fertig, Mama, wir waren *beide* nur noch Zombies, aber für dich war aus irgendeinem Grund alles, was Sam sagte, wahr, während alles, was von mir kam, gelogen war.«

Ihr Blick war in die Ferne gerichtet, zum Horizont, wo das Blau des Meeres mit dem Blau des Himmels zusammentraf, und ich erinnerte mich, dass sie mir einmal erklärt hatte, der Unterschied zwischen einer Frau und einer Dame zeige sich darin, dass die Frau ohne Überlegung spreche, während die Dame stets ihre Worte vorher abwäge.

»Du hast wie eine Verrückte herumgeschrien, in eurer unteren Toilette wären Ratten«, sagte sie schließlich. »Oder willst du behaupten, dass das nicht stimmt? Du hast literweise Bleichmittel ins Klo geschüttet, um sie zu töten, und hast dann völlig hysterisch behauptet, sie hätten sich im Wohnzimmer eingenistet.«

»Ich bestreite ja gar nicht, dass ich allerhand sonderbare Dinge gesagt habe, aber es waren keine Lügen. Ich habe immer wieder dieses Scharren gehört, und das Einzige, was mir dazu einfiel, waren Ratten.«

»Sam hat nichts gehört.«

»Aber ja, natürlich hat er es gehört«, widersprach ich ihr.  
»Wenn er zu dir etwas anderes gesagt hat, hat er gelogen.«

»Und warum sollte er das tun?«

Ich dachte zurück. »Aus vielen sehr komplexen Gründen – vor allem, denke ich, weil er mich damals nicht besonders mochte und der Meinung war, ich sei an allem schuld. Er warf

mir vor, ich selbst machte die Geräusche, um Aufmerksamkeit zu erhalten, und sagte, es fiel ihm nicht ein, meinem kindischen Verhalten auch noch Vorschub zu leisten.«

Sie runzelte die Stirn. »Ich weiß, dass er sagte, er hätte einen Mann von der Rattenbekämpfung kommen lassen, der dir klar machen sollte, dass du dir das alles nur einbildest.«

Ich schüttelte den Kopf. »*Ich* habe den Mann kommen lassen, und aus genau dem entgegengesetzten Grund. Ich wollte den Beweis, dass tatsächlich Ratten da waren.«

»Und? Waren welche da?«

»Nein. Der Mann sagte, es gebe keinerlei Anzeichen für eine Rattenplage, keine Nester, keine Exkreme, nichts. Und er sagte, wenn wir wirklich Ratten hätten, dann würden auch unsere Nachbarn darüber klagen.« Ich strich mit einem Finger sachte über die Grasnelken, und die rosaroten Blüten zitterten leicht. »Am nächsten Tag hat Sam dich angerufen, um dir mitzuteilen, ich hätte den Verstand verloren und er wolle sich scheiden lassen.«

Sie sagte eine ganze Weile gar nichts, und ich hob den Kopf, um sie anzusehen. Sie schien verwirrt. »Also, jetzt verstehst du gar nichts mehr. Wenn ihr es beide gehört habt, du ebenso wie Sam, und es keine Ratten waren und auch nicht deine Einbildung, was war es denn?«

»Katzen vielleicht.«

»Jetzt hör aber auf!«, rief sie ärgerlich. »Wenn Katzen im Haus gewesen wären, hättest du doch gemerkt!«

»Nicht *im* Haus«, sagte ich. »Unter dem Haus. Ich habe lange gebraucht, um darauf zu kommen, weil ich keine Ahnung hatte, wie Häuser gebaut werden. Als ich geheiratet habe, konnte ich nicht mal eine Glühbirne auswechseln, und von Unterbodenbelüftung hatte ich noch nie was gehört.«

Augenblicklich bekam sie einen schmalen Mund. »Das geht wohl gegen deinen Vater und mich.«

»Nein«, antwortete ich und seufzte im Stillen. »Es ist einfach

Tatsache.«

»Und was hat das alles mit Katzen zu tun?«

»Häuser haben in Bodennähe Öffnungen in den Mauern, damit unter den Bodendielen Luft zirkulieren kann. Auf diese Weise wird verhindert, dass das Holz faul. Im Allgemeinen werden für solche Öffnungen Luftziegel verwendet, aber die Häuser in der Graham Road wurden um 1880 gebaut, und damals benutzte man schmiedeeiserne Gitter, weil das hübsch aussah. Bevor der Mann von der Rattenbekämpfung ging, machte er mich darauf aufmerksam, dass an unserem Haus eines der hinteren Gitter fehlte. Die Dinger würden laufend gestohlen, sagte er, weil sie auf Flohmärkten und in Trödelläden reißenden Absatz fänden. Es sei in unserem Fall kein Problem, weil jemand einen Fußabstreifer aus Metall in die Öffnung geklemmt hätte, aber er meinte, wir sollten trotzdem das Gitter ersetzen lassen, sonst bekämen wir in Zukunft Ärger. Er sprach dauernd von einem Lüftungsgitter, und ich dachte, er meinte irgendetwas, das an dem Abzugsventilator im oberen Badezimmer angeschlossen war, weil das die einzige Art von Lüftung war, die ich kannte.«

Als ich schwieg, wedelte sie ungeduldig mit der Hand, als wollte sie sagen, nun mach schon.

»Ich war damals ziemlich weggetreten – das Einzige, was ich wollte, war die Bestätigung, dass Ratten da waren. Was der gute Mann mir erzählte, ging einfach an mir vorbei, zumal ja der Abzugsventilator trotz dieses fehlenden Teils tadellos funktionierte. Viel später, als wir in Sydney lebten, sah ich eines Tages, wie der Jack Russell unserer Nachbarn im Blumenbeet neben unserem Haus ein tiefes Loch grub und durch das Loch in den Hohlraum unter dem Haus kroch, und da kapierte ich, dass der Rattenmann wahrscheinlich von Unterbodenbelüftung gesprochen hatte. Er hatte mir sagen wollen, dass in unserer hinteren Hausmauer auf Bodenhöhe ein Loch war, und wahrscheinlich ein ziemlich großes, wenn man

da ein schmiedeeisernes Gitter herausgerissen hatte.«

»Und dort sind die Katzen reingekommen?«

»Ja.«

»Aber der Mann von der Rattenbekämpfung sagte dir doch, man hätte einen Metallrost in das Loch geklemmt. Wie sollen die Katzen da durchgekommen sein?«

»Ich glaube, dass jemand sie hineingestoßen und hinterher das Loch zugemacht hat.«

Sie lachte ungläubig. »Das ist nun wirklich absurd! Da hätte der Mann von der Rattenbekämpfung sie doch gehört. Sie hätten gejault wie verrückt. Und warum gerade Katzen? Warum nicht Hunde? Du hast eben von einem Jack Russell erzählt, der in Sydney in den Hohlraum unter dem Haus gekrochen ist.«

»Weil Annies Haus voller Katzen war.«

»Also hör mal! Die Frau war damals schon seit Wochen tot. Das können unmöglich ihre gewesen sein.«

»Das sage ich ja auch gar nicht«, gab ich zurück. »Ich sage nur, dass unter den Umständen Katzen wahrscheinlicher sind als Hunde. Ich vermute, sie wurden halb tot unter unsere Bodendielen geschoben, weil in unserer Küchentür leider keine Katzenklappe war. Wäre eine da gewesen, dann hätte ich sie halb tot in meiner Küche gefunden. Ich habe zweimal die Gaswache angerufen, weil ich glaubte, Gas zu riechen. Beide Male sagte man mir, es sei alles in Ordnung. Einer der Männer meinte, es rieche wie eine tote Maus, aber ich sagte, das könne es nicht sein, wir hätten keine Mäuse.«

Ich hatte das Gefühl, das geballte Gewicht ihrer Ungläubigkeit drückte auf meinen gesenkten Kopf. »Das hättest ihr doch gemerkt, wenn da Tiere verendet wären. Der Verwesungsgeruch ist unerträglich.«

»Nur wenn es warm ist. Aber es war ja Winter – ein besonders kalter Winter sogar. Und wir hatten im ganzen Haus Spannteppiche.«

»Aber –« Sie brach ab, um zu überlegen. »Wieso habt ihr sie nicht gehört? Wenn Kater jaulen, machen sie einen Höllenlärm.«

»Das kommt darauf an, was ihnen vorher angetan wurde.« Ich schüttelte den Kopf. »Meiner Ansicht nach sind sie sowieso sehr schnell an Unterkühlung eingegangen.«

Wieder eine Pause. »Was kann man einer Katze denn antun, um sie am Schreien zu hindern?«

Ich zog fröstelnd die Schultern hoch bei dem Gedanken an das grausige Ergebnis meiner Nachforschungen zu diesem Thema. »Ich kann nur Vermutungen anstellen ... Man hatte ihnen Sekundenkleber in Mäuler und Augen gespritzt und ihre Schnauzen so fest mit Heftpflaster umwickelt, dass sie unfähig waren, etwas zu sehen, Nahrung zu sich zu nehmen oder zu schreien. In diesem Zustand hat man sie dann in den Belüftungsraum unter unserem Haus geschoben, wo sie verzweifelt versuchten, wieder herauszukommen – mit dem Einzigen, was man ihnen gelassen hatte, ihren Krallen.«

Meine Mutter schnaubte empört, ich konnte allerdings nicht sagen, ob ihre Empörung sich gegen mich richtete, weil ich so etwas für möglich hielt, oder gegen die Menschen, die so etwas fertig brachten.

»Wer würde so etwas tun?«

Ich zog aus meiner Tasche eine Kopie des Polizeiberichts über die Besichtigung von Annies Haus am Tag nach ihrem Tod und reichte ihn meiner Mutter. »Dieselben Leute, die Annies Katzen malträtiert haben«, sagte ich. »Der einzige Unterschied ist, dass sie ihr die armen Tiere durch die Katzenklappe ins Haus befördert haben, sodass sie sehen konnte, was man mit ihnen gemacht hatte.«

Sie warf einen Blick auf den Bericht, aber sie las ihn nicht. »Aber warum? Wozu?«

»Den Grund kannst du dir aussuchen. Manchmal glaube ich, es wurde getan, um Annie in Angst und Schrecken zu

versetzen, dann wieder glaube ich, es geschah aus reinem Vergnügen.« Ich wandte mein Gesicht in den Wind. »Wenn ich pervers wäre, würde ich mich geschmeichelt fühlen, da diese Leute offensichtlich glaubten, ich wäre klüger als Annie und käme von selbst darauf, dass unter meinem Haus Tiere unter entsetzlichen Qualen verendeten. Die Tatsache, dass das nicht der Fall war, muss eine Enttäuschung gewesen sein.«

»Warum?«, hatte meine Mutter gefragt und fragte es auf der Heimfahrt hundertmal. Warum war Annie nicht zur Polizei gegangen? Warum hatte Annie nicht den Tierschutzverein angerufen? Warum waren diese Leute so sicher gewesen, sie könnten mich ungestraft auf die gleiche Weise quälen, wie sie Annie gequält hatten? Warum hatten sie nicht Angst gehabt, ich würde zur Polizei gehen? Warum *war* ich nicht zur Polizei gegangen? Warum sollte jemand so dumm sein, mich in meinem Verdacht hinsichtlich Annies Tod noch zu bestärken? Warum hätte man das Risiko eingehen sollen, Sam in die Sache hineinzuziehen? Warum hatte man bei der gerichtlichen Untersuchung von Annies Tod nicht den Befund des Tierschutzvereins in Frage gestellt? Warum ... warum ... warum ...?

Begann sie endlich zu begreifen, wie verraten ich mich gefühlt hatte, als sie mir damals nicht glaubte? Oder kam ich aus reinem Zynismus zu der Überzeugung, dass sie lediglich deshalb auf die Sache einging, weil sie die unerschütterliche Treue meines Vaters zu mir beschämte?

Wie dem auch sei, ich hatte im Grunde nur eine Antwort für sie, dass nämlich kein Mensch einer Verrückten glaubt. Aber warum überhaupt annehmen, hier sei logische Überlegung am Werk gewesen, fragte ich. Es sei doch klar, dass die Leute, die die Katzen gefoltert haben, nur psychisch gestört sein konnten. Sie hatten es getan, weil es sie befriedigte, anderen Schmerz zu bereiten, nicht weil es möglich war vorherzusagen, wie die »verrückte Annie« oder ich reagieren würden, wenn wir die

gemarterten Katzen im Haus vorfanden.

*Schreiben von M. Ranelaghs Mutter aus dem Jahr 1999*

CURRAN HOUSE  
*Whitehay Road*  
*Torquay, Devon*

Montag

Darling,

nur ein paar Zeilen, um dir und Sam für das Wochenende zu danken. Es war schön, die Jungs wiederzusehen, ich finde nur, du solltest dafür sorgen, dass sie sich bei Gelegenheit mal die Haare schneiden lassen. Das Haus hat uns gefallen, deinem Vater und mir – obwohl es so heruntergekommen ist –, und ich denke, es wäre nicht verkehrt, ein Angebot dafür zu machen. Sam kommt sich ja offenbar im Augenblick ein bisschen verloren vor (das Landleben ist wohl doch nicht so ganz seine Sache), und so ein Renovierungsprojekt gäbe ihm etwas zu tun. Ihr könnt ja hinterher immer noch verkaufen, wenn er wirklich woanders eine Arbeit finden sollte.

Zu unserem gestrigen Gespräch: Ich habe inzwischen mit dem Tierschutzbeauftragten hier am Ort gesprochen, und er sagte mir, dass Geschichten wie deine nichts Ungewöhnliches sind und Katzen viel häufiger gequält werden, als man glaubt. Er hat mir einige furchtbare Beispiele genannt – Katzen, die in Säcke eingebunden und als Fußbälle benutzt werden, ausgerissene Krallen, Tiere, die mit Benzin übergossen und angezündet werden. Sehr beliebt ist es anscheinend, sie als Zielscheiben beim Luftgewehr- und Bogenschießen zu benutzen.

Er hat mir den Namen eines Anwalts hier in der Gegend genannt, dessen Frau ein Heim für misshandelte Tiere betreibt,

und schlug vor, wir sollten wegen einer möglichen Strafverfolgung einmal mit ihm sprechen. Ich sagte, dass du meiner Ansicht nach eine Ahnung hast, wer damals die Täter waren, und er meinte, es wäre einen Versuch wert, zumal der damals zuständige Tierschutzbeauftragte noch am Leben ist und als Zeuge aussagen kann. Er meinte allerdings auch, dass die Aussichten auf Erfolg nach zwanzig Jahren nicht rosig seien.

Schreib mir, was ich unternehmen soll.

Alles Liebe,  
Mama

P. S. Sie liegt natürlich falsch, aber sie bemüht sich, und das solltest du ihr zugute halten. Sie ist im Moment sehr niedergeschlagen, weil sie das Gefühl hat, wir hätten uns gegen sie verschworen, und nicht versteht, warum. Ich sagte ihr, sie brauche sich nicht zu wundern – wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück –, aber sie will nicht daran erinnert werden, wie sie sich damals dir gegenüber benommen hat. Es wäre gemein, ihr jetzt vorzuhalten, dass sie sich die Suppe selbst eingebrockt hat, auch wenn die Versuchung dazu sicher groß ist. Ich wäre enttäuscht von dir, wenn du es tätest.

Dad

# 11

Auf der Halbinsel Portland wehte ein stürmischer Südwesten, als Sam und ich am folgenden Mittwoch die schmale Straße hinauffuhren, um den Skulpturenpark zu besuchen. Wenn ich die Wahl gehabt hätte, wäre ich lieber allein gefahren. Zu vieles verlangte noch nach einer Erklärung – mein gar nicht flüchtiges Interesse an Danny zum Beispiel –, aber ich wollte Sam nicht sagen, dass seine Anwesenheit das Problem nur schwieriger machen würde, da er doch, genau wie meine Mutter, gerade bemüht war, vergangene Gleichgültigkeit durch verspätete Anteilnahme wieder gutzumachen.

Ich hatte am Tag zuvor einen halbherzigen Versuch unternommen, über die drei Wochen Ende Januar und Anfang Februar 1979 zu sprechen, während deren ich allein in der Graham Road lebte, aber es war mir zur zweiten Natur geworden, die Dinge mit mir selbst abzumachen, und so gab ich schon nach wenigen Minuten auf. Ich stellte fest, dass ich nicht über meine Angst sprechen konnte, ohne verletzend zu werden, und dass ich damit Sam treffen wollte, weil er mich zu einem Zeitpunkt im Stich gelassen hatte, als ich ihn dringend brauchte. Am Ende zog ich mich, wie so oft in meinem Leben, auf die fatalistische Einstellung zurück, dass die Dinge so oder so ihren Lauf nehmen würden. Sam war ein erwachsener Mann. Wenn er es nicht schaffte, mit der Wahrheit zu leben, ganz gleich, wie sie ihm enthüllt wurde, dann würde auch ich daran nichts ändern können, was immer ich sagte oder tate.

Die Halbinsel Portland, eine schräg gekippte Kalksteinplatte von sechseinhalb Kilometern Länge und anderthalb Kilometern Breite, bildet einen natürlichen Wellenbrecher zwischen der Lyme-Bucht im Westen und den geschützten Gewässern zwischen Weymouth und der Insel Purbeck im Osten. Die steilen Klippen erheben sich bis zu einer Höhe von nahezu 150 Metern aus dem Wasser, und nur die robustesten Pflanzen

gedeihen dort unter dem Einfluss der unberechenbaren englischen Witterungsverhältnisse. Was für ein unwirtlicher Ort, dachte ich, während wir auf einer schmalen Straße aufwärts fuhren, kaum verwunderlich, dass aufeinander folgende Regierungen ihn zum Bollwerk gegen die Invasion fremder Mächte und zur Gefangenekolonie erkoren hatten.

Im Jahr 1847 hatte die Admiralität von Sträflingen, die auf den Abtransport nach Australien warteten, auf der Ostseite der Halbinsel einen gewaltigen Hafen bauen lassen, der militärisches Sperrgebiet geblieben war, bis die Regierung ihn Anfang der Neunziger Jahre freigegeben hatte. In Erinnerung an die Sträflinge, die ihn im Schweiße ihres Angesichts erbaut hatten, schien es irgendwie passend, dass im Hafenbecken von Portland ein riesiges graues Gefängnisschiff lag, das etwa vier Jahre zuvor aus den USA importiert worden war, da man sonst der chronischen Überfüllung in den Strafanstalten auf dem Festland nicht mehr Herr geworden wäre.

»Sitzt Michael Percy da auf dem Schiff ein?«, fragte Sam.

»Nein. Er ist in dem Zuchthaus hier auf der Insel. Es heißt *The Verne* – irgendwo links von uns.« Ich wies auf einen weitläufigen viktorianischen Bau vor uns, der den Horizont verdeckte. »Das ist die Jugendstrafanstalt. Sie wurde ursprünglich für die Sträflinge gebaut, die hier im Hafen gearbeitet haben.«

»Du meine Güte! Wie viele Gefängnisse gibt es denn hier?«

»Drei mit dem Schiff.« Ich lachte über sein verblüfftes Gesicht. »Ich glaube nicht, dass das bedeutet, dass Dorset eine Brutstätte für Verbrecher ist«, sagte ich. »Es beweist nur, dass einsame Felsbrocken im Meer sich gut als Depot für Leute eignen, mit denen die Gesellschaft möglichst nichts zu tun haben will. Denk an Alcatraz.«

»Was hat Michael überhaupt angestellt?«

Ich dachte zurück an die Zeitungsausschnitte mit den Berichten über seinen Prozess, die gegen Ende 1993 bei mir

eingetroffen waren. »Er ist in Lederkluft und Sturzhelm in das Dorfpostamt marschiert und hat einem alten Mann so lange seine Pistole um die Ohren geschlagen, bis der Postbeamte bereit war, die gesicherte Tür zu seinem Büro aufzumachen und ihm alles Geld zu übergeben, das er in der Kasse hatte.«

Sam pfiff durch die Zähne. »Ein ziemlich übler Bursche also.«

»Das kommt auf den Standpunkt an. Wendy Stanhope würde sagen, es sei die Schuld seiner Mutter, die sich nie um ihn gekümmert hat. Sie hieß Sharon Percy – die Blondine, die du hin und wieder im Pub gesehen hast.«

Er verzog das Gesicht. »Diese Nutte? Die kreuzte ständig da auf und suchte Kundenschaft. Einmal hat sie versucht, Jock und mich abzuschleppen, aber da habe ich ihr gründlich den Marsch geblasen. Jock war hinterher stocksauer auf mich. Er sagte, Libby ließe ihn nicht ran, und er wäre sofort dabei gewesen, wenn ich ihm nicht in die Parade gefahren wäre.«

»Hm. Wenn du mich fragst, hat er geblufft, weil er Angst hatte, du könntest misstrauisch werden, dass sie es überhaupt gewagt hatte, sich an euch ranzumachen. Von Libby weiß ich nämlich, dass er 1978 fast das ganze Jahre hindurch wöchentlich dreißig Pfund an Sharon gezahlt hat. Sie haben sich auch gar keine große Mühe gemacht, die Geschichte geheim zu halten, außer vor den Leuten, die ihm wichtig waren – wie du und ich und seine Frau.« Ich beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. »Paul und Julia Charles sind hinter die Sache gekommen, weil Paul Jock eines Abends aus Sharons Haus kommen sah und sich natürlich sofort seinen Reim daraufgemacht hat.«

Er warf mir einen ungläubigen Blick zu. »Du machst Witze!«

»Nein. Für normalen Sex hat sie zwanzig verlangt und dreißig fürs Blasen. Jock hat sie monat lang jeden Dienstag besucht.« Ich verzog amüsiert das Gesicht. »Was er für sein

Geld bekommen hat, kannst du dir selbst ausrechnen.«

»Scheiße!« Das klang so entsetzt, dass ich mich fragte, ob er sich erinnert hatte, dass Annie an einem Dienstag umgekommen war, und jetzt überlegte, wie genau das Alibi ausgesehen hatte, das er Jock gegeben hatte. »Wer hat dir das erzählt?«

»Libby.«

»Wann?«

»Ungefähr ein Jahr, nachdem wir weggegangen waren. Es kam alles bei Gericht raus, als es Jock plötzlich einfiel, die Scheidungsvereinbarung anzufechten. Libby nahm sich damals einen Anwalt, der mit allen Wassern gewaschen war, und der verlangte prompt eine Erklärung für die wöchentlichen Abhebungen von dreißig Pfund vom gemeinsamen Konto jeden Dienstag, sowie eine Erklärung für die zahlreichen anderen Konten, die Jock ohne Libbys Wissen eingerichtet hatte. Er hat sich nicht sehr geschickt darin gezeigt, seine Machenschaften zu vertuschen, und der Richter hat ihn dafür bluten lassen.« Ich wies auf einen Wegweiser zum Steinbruch Tout Quarry. »Ich glaube, da müssen wir abbiegen.«

Er setzte den Blinker. »Und wo haben sie sich immer getroffen?«

»Bei ihr zu Hause. Sharon hat ihre Freier immer hinten durch die Gasse geschleust, um ihren Ruf zu schützen – als hätte es da noch etwas zu schützen gegeben.«

»Und der Junge?«

»Michael? Ich glaube nicht, dass der sehr viel zu Hause war. Wendy hat mir erzählt, dass er dauernd Ärger mit der Polizei hatte, ich nehme also an, er wurde auf die Straße geschickt.«

»Das ist ja furchtbar«, sagte Sam angewidert, während er den Wagen auf eine holprige Schotterstraße lenkte, die zum Skulpturenpark hinunterführte. »Kein Wunder, dass er auf die schiefe Bahn geraten ist.« Er hielt den Wagen an und schaltete den Motor aus. »Und wie haben sie ihn nach dem Überfall auf

das Postamt geschnappt?«

»Er hat die Sache drei Monate später seiner Frau gestanden, und die hat ihn prompt angezeigt. Sie übergab der Polizei eine schwarze Lederjacke, die Michael ihrer Aussage zufolge am Tag des Überfalls getragen hatte. Man fand an den Ärmeln noch Blutspuren und konnte nachweisen, dass sie von dem Kunden im Postamt stammten.« Ich dachte zurück. »Michael bekannte sich schuldig, aber das hat ihm nicht viel genützt. Der Richter sprach Bridget sein Lob dafür aus, dass sie der Polizei so mutig geholfen hat, und brummte ihrem Mann dann elf Jahre auf.«

»Und das ist die Bridget, die damals in der Graham Road wohnte?«

»Ja. In Nummer siebenundzwanzig – gegenüber von Annie. Ihr Vater, Geoffrey Spalding, zog zu Michaels Mutter ins Haus, als Bridget dreizehn war, und überließ die beiden Mädchen einfach ihrem Schicksal. Ich weiß nicht, was aus Rosie, der Älteren, geworden ist, aber Bridget hat 1992 Michael geheiratet, nachdem der eine lange Strafe wegen schweren Einbruchs und Einbruchs in zehn Fällen abgesessen hatte. Er blieb ungefähr ein halbes Jahr lang sauber, dann startete er den Überfall auf das Postamt. Insgesamt haben er und Bridget nicht einmal ein Jahr als Ehepaar zusammengelebt.«

»Und jetzt sind sie geschieden?«

»Nein. Als Letztes hörte ich, dass sie in Bournemouth arbeitet und jeden Monat nach Portland fährt, um Michael zu besuchen. Das ist der Grund, weshalb er hierher verlegt wurde – weil niemand außer seiner Frau ihn besucht. Sie sagte bei der Verhandlung, sie liebe ihn immer noch, sie könne sich auf keinen Menschen in solchem Maß verlassen wie auf Michael, weil sie sich schon seit der Kindheit kennen, und sie habe ihn nur angezeigt, weil sie Angst gehabt hätte, er würde sonst noch jemanden umbringen. Ich fand das sehr tapfer von ihr«, sagte

ich. »Seine Mutter ist feige dagegen – Sharon Percy, meine ich, sie will nichts von ihm wissen, seit Jahren schon nicht mehr, weil er sie ja so in Schande gestürzt hat. Seit sie mit Bridgets Vater zusammenlebt, ist sie nämlich eine anständige Frau geworden und hat ihr Gewerbe aufgegeben.«

»Das scheint ja ein schönes Miststück zu sein«, sagte Sam grimmig.

»Eine tolle Mutter ist sie jedenfalls nicht.«

Sam legte seine Arme aufs Lenkrad und starre nachdenklich zum Fenster hinaus. »Waren die Kinder alle so schlimm?«, fragte er. »Die Charles-Kinder von nebenan zum Beispiel?«

»Die waren ja noch klein, das älteste war fünf«, antwortete ich, »und Julia hat sie nie aus den Augen gelassen. Nein, eigentlich sind nur Michael und die Slaters so missraten – in beiden Fällen, weil ihre Mütter sich nicht um sie kümmerten. Sharon war ihr Sohn egal ... und Maureen wurde von ihrem Mann so brutal behandelt, dass sie die meiste Zeit in ihrem Zimmer hockte und sich volllaufen ließ.«

»Hast du das alles damals schon gewusst, als wir noch dort wohnten?«

»Nein. Das meiste habe ich von Libby erfahren, nachdem wir weggegangen waren. Ich wusste, dass Alan Slater sich prügelte, weil er ständig grün und blau geschlagen in die Schule kam, aber ich hatte keine Ahnung, dass er die Prügel von seinem Vater bezog. Ich erinnere mich, dass ich einmal unseren Direktor darauf angesprochen habe, aber der meinte nur, es täte Alan gut, wenn seine Kameraden ihn ab und zu verprügeln, weil er selbst so ein Schläger sei. Und Michael – « ich lachte kurz » – den fand ich immer ausgesprochen reif für sein Alter. Er hat mir damals ein paar Liebesgedichte geschrieben und aufs Pult gelegt. Unterschrieben waren sie mit: der Gefangene von Zenda.«

»Woher wusstest du, dass sie von ihm waren?«

»Ich erkannte seine Handschrift. Er war ein unheimlich

intelligenter Junge. Wäre er in einer anderen Familie aufgewachsen, dann hätte er jetzt wahrscheinlich einen Magister von der Uni Oxford und nicht eine ellenlange Vorstrafenliste. Aber er war ein hartnäckiger Schulschwänzer und kam immer nur alle drei Tage zum Unterricht.« Ich seufzte. »Wenn ich ein bisschen mehr Erfahrung gehabt hätte – oder dem verdammten Direktor gegenüber nicht so ehrfürchtig gewesen wäre –, hätte ich ihm helfen können. So hab ich ihn im Stich gelassen.« Ich schwieg. »Und Alan auch«, setzte ich dann hinzu.

»Wusste Jock, dass Michael die Schule schwänzte?«

Ich legte die Hand auf den Türgriff. »Das glaube ich kaum«, antwortete ich trocken. »Der hat doch dafür bezahlt, sich einen blasen zu lassen, und nicht dafür, sich Geschichten über Sharons einzigen Sohn anzuhören.«

Ich verstand erst viele Jahre später, dass es in Michaels Gedichten mehr um Einsamkeit als um Liebe ging. Zu jener Zeit, als er sie mir aufs Pult legte, schwankte ich zwischen dem Verdacht, dass er sie irgendwo abgeschrieben hatte, dass es vielleicht Schlagertexte waren, und Bewunderung für einen Vierzehnjährigen, der mit Worten so ergreifen konnte. Eines aber stand für mich fest: dass diese Verliebtheit gar nicht normal war. Ich achtete daher darauf, ihn auf Abstand zu halten, um ihn nicht noch zu ermutigen.

»Wäre ich klug. Wäre ich schön. Dann würdest du mich anders  
seh'n  
und lieben.

Wäre ich älter. Wär ich ein Mann. Dann fände keiner was  
daran,  
dass du mich liebst.«

»Es macht mich so traurig,  
eine Welt ohne Blumen zu sehen,  
drum denk ich an Blumen, wenn meine Gedanken  
zu dir gehen.

Es macht mich so traurig,  
mitten in tödlicher Stille zu stehen,  
drum denk an Musik ich, wenn meine Gedanken  
zu dir gehen.«

\*\*\*

*Brief von Libby Garth – geschiedene Frau von Jock Williams,  
früher Graham Road 21, Richmond, jetzt in Leicestershire  
ansässig*

Windrush  
Henchard Lane  
Melton Mowbray,  
Leicestershire

4. Dezember 1989

Hallo Süße –

fröhliche Weihnachten! Ich hätte eine Karte geschickt, wenn ich nicht sicher wäre, dass Sam beim Lesen einen Tobsuchtsanfall bekäme. Weißt du, es kränkt mich immer noch, dass er sofort Jocks Partei ergriffen hat, ohne mich auch nur einmal anzuhören. Du behauptest zwar immer, es wäre nicht seine Art, von irgendjemandem schlecht zu denken – schon gar nicht von engen Freunden –, aber er muss schlecht von mir denken, wenn du ihm nicht einmal sagen kannst, dass wir noch Kontakt haben. Es ist leider wahr, bei Scheidungen wird nicht nur der Besitz aufgeteilt, auch die Freunde werden in zwei Lager gespalten. Na ja, wahrscheinlich ist es besser so,

wenn er vor dem Thema Annie immer noch so ängstlich zurückschreckt.

Bist du eigentlich je dahinter gekommen, warum das so ist? Ich weiß, du sagst immer, er verdränge einfach alles, woran er sich nicht erinnern will – wie deine Kälte damals, euer Zerwürfnis, das beinahe zur Scheidung geführt hätte, deine so genannten ›Vapeurs‹, die polizeiliche Verwarnung, die du bekommen hast usw., usw. –, aber Annie kann doch jetzt nichts Erschreckendes mehr für ihn haben? Umgebracht hat er sie garantiert nicht, weil er nicht der Typ ist, der andere vor einen Lastwagen stößt! Das kann doch nur Derek Slater gewesen sein! Er war der einzige Kerl in der Graham Road, der so etwas fertig gebracht hätte.

Jim und den Mädchen geht es gut. Im Augenblick wehre ich mich standhaft gegen Jims Schmeicheleien, mit denen er mich überreden will, noch einen Versuch zu machen, um zu sehen, ob wir nicht einen Knaben zu Stande bringen. Ich sag ihm immer wieder, dass ich mit zwei kleinen Kindern und meinem Job in der Schule mehr als genug um die Ohren habe, aber er scheint mich für Superwoman zu halten. Mir ist schleierhaft, wie du ohne Kindermädchen zurecht gekommen bist. Ich dreh nur deshalb nicht durch, weil ich jeden Morgen in mein Auto steigen und den Tag mit meiner »Alternativ«-Familie in der Schule verbringen kann, auch wenn ich immer noch nicht herausbekommen habe, wie man einer Bande 14-jähriger Gorillas mit mehr Testosteron als Gehirnmasse beibringen kann, dass Lernen nützlich ist. Ich gehe jedes Mal mit dem Gefühl aus dem Klassenzimmer, sie hätten mich mit ihren scheußlichen Fantasien vergewaltigt. Hat so etwas zu deiner Agoraphobie nach Annies Tod beigetragen? Ich habe mich das oft gefragt. Ich weiß noch, dass du mal gesagt hast, du könntest es nicht aushalten, wie Alan Slater und Michael Percy dich anstarren.

Apropos – ich lege zwei Zeitungsausschnitte bei. Einen über

Michael, mit dem es rapide bergab geht, wie vom Sohn einer Nutte nicht anders zu erwarten. Ja, ich weiß, ich bin gemein, aber ich müsste schon eine Heilige sein, um dieses blonde Gift und ihren Sprössling nicht zu hassen; die Tussi hat schließlich im Gegensatz zu mir ein regelmäßiges Einkommen von Jock bezogen.

Der zweite Ausschnitt betrifft den Polizisten, Sergeant Drury, den du anfangs so umwerfend fandest. Sah aus wie Patrick Swayze in *Dirty Dancing*, nur die Haare waren kürzer. Hast du den Film gesehen? Einfach klasse! Der Kerl hätte mir vielleicht auch gefallen können, wenn er sich nicht als so ein Arschloch entpuppt hätte. So was Gemeines, Sam zu sagen, du wärst hinter ihm her! Hast du dir mal überlegt, dass Sam vielleicht deshalb so ein Problem mit der ganzen Annie-Geschichte hat? Ganz sicher war's an dem Abend, bevor er für drei Wochen abgehauen ist, ein Problem für ihn. Hast du ihm je verziehen, dass er dich gezwungen hat? Es war wirklich schäbig und rücksichtslos von ihm, dich so zu behandeln, wo du sowieso schon mit Ängsten und Depressionen zu kämpfen hattest. Aber so sind die Männer – erst handeln, dann denken. Bestimmt hat er's inzwischen hundertmal bereut, besonders wenn du es geschafft hast, ihn davon zu überzeugen, dass Drury gelogen hat.

Na, jedenfalls ist der fiese Drury vorzeitig in den Ruhestand gegangen. So wie die Meldung abgefasst ist, scheint er allerdings rausgeflogen zu sein, weil er einen siebzehnjährigen Asiaten zusammengeschlagen hat.

Keep smiling!

Alles Liebe,  
Libby

## **Richmond & Twickenham Times, 14. September 1989**

### **Mann aus Richmond verurteilt**

Michael Percy, 25, bekannte sich gestern des schweren Einbruchs in ein Haus im Sheen Common Drive für schuldig. Er gab zu, einen Meißel bei sich gehabt und damit den Hausbesitzer bedroht zu haben, als er diesen überraschenderweise

im Haus vorfand. Er bekannte sich weiterer zehn Einbrüche für schuldig. Der Richter bezeichnete Percy als einen »unverbesserlichen Kriminellen« und einen »gefährlichen Menschen«, bevor er ihn zu drei Jahren Gefängnis verurteilte.

## **Richmond & Twickenham Times, 24. November 1989**

### **Polizist geht in Pension**

Sergeant James Drury, 41, geht nach 15-jähriger Dienstzeit bei der Städtischen Polizei in Richmond vorzeitig in den Ruhestand. Er war nach einem Handgemenge, das sich zwischen ihm und einer Gruppe Jugendlicher hinter dem William of Orange Pub ereignete, seit zwei Monaten im Krankenurlaub. Einer der Jugendlichen, Javinda Patel, 17, trug bei der Auseinandersetzung einen Wangenbeinbruch davon und wurde ins Krankenhaus eingewiesen. Der Rest der

Bande ergriff die Flucht, bevor Sergeant Drurys Kollegen am Tatort eintrafen. Ein Polizeisprecher kommentierte die Sache wie folgt: »Der Zwischenfall hat Mr. Drury sehr mitgenommen, und das hat zu seiner Entscheidung beigetragen, sich vorzeitig in den Ruhestand versetzen zu lassen. Wir bedauern es stets, wenn ein guter Beamter uns verlässt.« Er bestritt, dass Sergeant Drury den Streit begonnen habe.

## 12

Tout Quarry, das Gelände, auf dem man den Skulpturenpark angelegt hatte, war ein großer Steinbruch, der seit langem ausgeschlachtet und verlassen war. Es war ein wildromantischer Ort, ein von Menschenhand geschaffenes Labyrinth verschlungener Schluchten und weit offener Räume, wie Amphitheater, wo zwischen gewaltigen Blöcken behauenen Sedimentgesteins verkrüppelte Bäume und Büsche wuchsen. Man hatte den Eindruck, als hätte hier eine Riesenhand die Eingeweide der Erde aufgewühlt und den Stein in einen chaotischen Tanz gestürzt.

Sam war fasziniert von den Skulpturen, die aus den Felsen herausgearbeitet waren und der zerklüfteten Landschaft einen eigenen Charakter gaben. Antony Gormleys »Still Falling« – die reliefartig aus dem Stein gehobene Darstellung eines herabstürzenden Menschen. Robert Hardings »Der Stein des Weisen« – eine komplizierte Schichtung geschliffener Steine zwischen V-förmigen Felsblöcken. Die Figur eines Kauernden, dessen Kinn auf seinen Knien ruhte. Eine dem Fels abgerungene Tulpe, die wie hingeworfen auf dem Boden lag.

»Darf da jeder mal dreinschlagen, wenn er will?«, fragte Sam, während er ein Fossil in einer Felsplatte musterte und festzustellen versuchte, ob es ein echter Ammonit war oder ein nachgemachter.

»Ich glaube, die wählen die Leute aus.«

»Schade«, sagte er. »Ich hätte mich hier gern verewigt.«

Ich lachte. »Das ist wahrscheinlich genau der Grund, warum Leuten wie dir das nicht gestattet ist. Du würdest dich nach kurzer Zeit langweilen und nur noch ›Sam war hier, 1999‹ raushauen, und aus dem Skulpturenpark würde ein Graffitipark werden.«

Wir brauchten nur den Geräuschen zu folgen, um den Workshop zu finden – ein fortwährendes hartes Klopfen von

Hämmern auf Meißel, untermalt vom Pfeifen des Windes in der Plastikplane, die wie ein Zeltdach über den Köpfen der Bildhauer gespannt war. Es war ein Bild intensiven Arbeitseifers, denn alle hier hatten ein Ziel, sie wollten lernen, in der Dreidimensionalität zu arbeiten. Weiße Steinsplitter bedeckten den Boden, und feiner Staub saß wie Mehl auf Armen, Haar und Kleidung. Man hätte sich in einer italienischen Renaissance-Werkstatt glauben können, wären nicht die Plastikplane gewesen, die T-Shirts und Jeans und die Tatsache, dass die Hälfte der Bildhauer Frauen waren.

Danny hob sich aus der Gruppe heraus, nicht nur, weil er seinen Arbeitsplatz gleich am Eingang zu der geschützten Mulde hatte, wo die Bildhauer ihre Werkstatt errichtet hatten, sondern vor allem weil sein Steinblock dreimal so groß war wie der jedes anderen. Und seine Arbeit war bereits viel weiter gediehen. Während die meisten anderen noch dabei waren, sich an eine Grundform heranzutasten, hatte Danny schon einen Kopf und einen Oberkörper aus dem Kalkstein herausgeholt und bearbeitete nun das Gesicht mit einem Zahneisen, um der Haut Struktur zu geben.

Er blickte auf, als wir uns näherten. »Also, was meinen Sie?« Er trat zurück und schien keineswegs überrascht, dass wir gekommen waren, seine Arbeit zu bewundern. Da er keine Jacke trug, fiel zum ersten Mal auf, wie muskulös seine Schultern und Arme waren.

»Hervorragend«, erklärte Sam mit übertriebener Jovialität, die er gern Leuten angedeihen ließ, mit denen er nicht näher bekannt war. »Wer ist es denn? Jemand, den wir kennen?«

Danny kniff unwillig die Augen zusammen.

»Mahatma Gandhi«, sagte ich mit einem raschen Blick der Vergewisserung auf die Zeichnungen und Fotografien, die neben Danny auf dem Boden lagen. Es wäre nicht nötig gewesen. Die Ähnlichkeit war da, wenn auch mehr intuitiv erfasst als an der Realität orientiert. »Das ist ein ehrgeiziges

Projekt.«

Auch das passte ihm nicht. »Man merkt, dass Sie Lehrerin sind«, sagte er sauer und sah sich nach dem Plastikzelt um, wo Lehrer den anderen Kursteilnehmern Tipps und Ratschläge gaben. »Das sagen die auch alle.«

Ich betrachtete ihn neugierig. »Warum nehmen Sie es nicht als Kompliment?«

Er zuckte die Achseln. »Weil ich höre, wie's gemeint ist.«

»Sie sind zu empfindlich«, sagte ich. »Ich hatte es als Ansporn gemeint. Sie sind ja offensichtlich der Star hier – den anderen weit voraus –, und wenn Sie nicht blind und vernagelt sind, muss Ihnen das doch klar sein.«

»Ist es mir.«

»Dann hören Sie auf, sich zu beschweren, und beweisen Sie, dass Sie einem ehrgeizigen Projekt gewachsen sind.« Ich zog einen Finger über die überdimensionale Brille, die schräg über den gefurchten steinernen Wangen saß. »Wie haben Sie die gemacht?«

»Ganz behutsam«, antwortete er ohne Ironie.

Ich lächelte. »Hatten Sie nicht Angst, Sie könnten sie versehentlich abschlagen?«

»Hab ich immer noch.«

»In Ladysmith in Südafrika gibt es eine Bronzestatue von Gandhi. Sie soll daran erinnern, dass er im Burenkrieg dort das Sanitätscorps aufgebaut hat. Es ist das einzige Standbild von ihm, das ich kenne.«

»Und wie fällt der Vergleich aus?«

»Mit diesem hier?«

Er nickte. Ich hätte seine Frage vielleicht für arrogant gehalten, wenn seine Körperhaltung weniger angespannt, sein Gesichtsausdruck weniger trotzig gewesen wäre. Er ist schon wieder in Abwehrstellung, dachte ich.

»Es ist eine sehr professionelle, lebensgroße, in Bronze gegossene Darstellung eines kleinen Männchens, der seine

Pflicht für das Empire getan hat, nachdem er die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatte«, sagte ich. »Aber das ist auch alles. Es hat mir kein Gefühl für seine Größe vermittelt, keine Ahnung der gewaltigen Wirkung, die seine Demut auf das Weltgeschehen hatte, kein Empfinden innerer Kraft.« Ich berührte leicht das aus Kalkstein gehauene Gesicht. »Gandhi war ein Riese ohne Arroganz und Anspruch. Ich persönlich sehe ihn lieber überlebensgroß und in Stein gehauen als realistisch klein in blank polierter Bronze.«

Sein Gesicht entspannte sich. »Wollen Sie ihn kaufen?«

Ich schüttelte bedauernd den Kopf.

»Warum nicht? Sie haben doch gerade gesagt, dass er Ihnen gefällt.«

»Wo soll ich so eine Skulptur aufstellen?«

»In Ihrem Garten.«

»Wir haben keinen Garten. Das Bauernhaus haben wir nur für den Sommer gemietet. Danach – ich zuckte die Achseln – wer weiß? Wenn wir Glück haben, können wir uns vielleicht ein Winzlingshaus mit einem Winzlingsgärtchen und ein paar Rosenrabatten leisten – glauben Sie nicht, dass eine überlebensgroße Büste von Mahatma Gandhi sich da ziemlich bizarr ausnehmen würde?«

Er war enttäuscht. »Ich dachte, Sie hätten Geld.«

»Leider nicht.«

Er zog seine Zigaretten heraus. »Na ja, da kann man nichts machen«, sagte er resigniert und neigte den Kopf, um die Flamme des Feuerzeugs vor dem Wind zu schützen. »Vielleicht schenk ich ihn Ihnen.« Er blies eine Rauchwolke in die Luft. »Wenn ich ihn nach London verfrachten wollte, würde mich das ein Vermögen kosten, und wahrscheinlich würde ihm dann doch noch die Brille von der Nase fallen. Sie können ja eine Sammlung anfangen – mein Gandhi neben Alans Quetzalcoatl – und der Welt zeigen, dass die Slaters auch noch was anderes können als dealen, einbrechen und ihre

Ehefrauen verprügeln.«

Ich schlug vor, Danny ins *Sailor's Rest* in Weymouth zum Mittagessen einzuladen, aber Sam war nicht begeistert. »Das Essen ist in Ordnung«, sagte er, »aber der Wirt ist das Letzte.«

»Ich glaube, Sie kennen den Mann«, sagte ich zu Danny, als wir zu unserem Wagen zurückgingen. »Es ist der Polizist, der Alan damals ins Gefängnis gebracht hat. Ich dachte, es würde Sie vielleicht amüsieren, ihn mal in einer ganz anderen Situation zu erleben.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, dann fragte Danny: »Wie heißt er?«

»James Drury. Er war Sergeant bei der Polizei in Richmond, bis er gezwungenermaßen in den Vorruestand ging und Gastwirt wurde. Radley's Brewerey hat ihm erst ein Pub in Guildford gegeben und ihn dann 1995 ins *Sailor's Rest* gesteckt.«

Danny musterte mich mit verständlichem Argwohn. »Woher wissen Sie, dass er Alan damals eingebuchtet hat?«

»Eine Nachbarin aus der Graham Road hat es mir erzählt«, antwortete ich.

»Libby Williams?« Er schüttelte den Kopf. »Sie wusste, dass ich mich für alles interessierte, was der gute Mr. Drury trieb, besonders wenn es mit einem meiner früheren Schüler zu tun hatte.«

Mit kameradschaftlicher Geste hakte ich Sam unter, um die Keulenbiebe der plötzlichen Erkenntnis ein wenig zu dämpfen. »Ich hatte mehrere Zusammenstöße mit ihm, bevor wir ins Ausland gingen. Er ist wahrscheinlich der korrupteste Mensch, der mir je begegnet ist – verlogen und brutal – und rassistisch dazu. So einer gehört nicht in eine Polizeiuniform.«

Danny lachte mit bitterer Ironie. »Ja, Alan hat er damals richtig in die Pfanne gehauen. Ich will ja gar nicht behaupten, dass mein Bruder ein Unschuldslamm war, aber er war ganz bestimmt kein Dealer. Kann sein, dass er hin und wieder was

genommen hat – aber gedealt hat er nie.«

»Wie war das damals eigentlich?«

»So genau weiß ich das nicht, ich war ja noch klein, aber meine Mutter hat gesagt, Drury hätte Alan eines Abends in einem Pub festgenommen und ihm die Taschen mit Hasch voll gestopft, als er ihm die Handschellen umlegte. Der Kerl war ein echtes Schwein. Irgendwie hat er einen immer dran gekriegt, wenn nicht für das eine, dann für was anderes.«

»Was hatte Alan denn wirklich verbrochen?«

Danny ballte beide Hände zu Fäusten und schlug sie gegen einander. »Wo's eine Prügelei gab, war er dabei, besonders wenn er gesoffen hatte. Einmal hat er's mit einem ganzen Bullenregiment aufgenommen und wie ein Berserker gewütet, obwohl er erst fünfzehn war.« Ein Lächeln flog bei der Erinnerung über sein Gesicht. »Er hat fünftausend Eier Schmerzensgeld gekriegt.«

»Das ist ein guter Trick«, bemerkte Sam.

»Stimmt nicht. Al hatte viel schlimmere Verletzungen als die Bullen. Drei gebrochene Rippen, Blutergüsse am ganzen Körper von den Fußtritten, innere Blutungen – was weiß ich, er hatte so ziemlich alles, was man kriegen kann. Der Haken war nur –« Danny hob einen Stein auf und schleuderte ihn ins Weite –, »dass Drury es von dem Tag an auf die Slater-Sprösslinge abgesehen hatte. Irgendwann hat er jeden von uns mal kassiert –« er rieb sich wie in Erinnerung daran den Arm – »und hat jede Chance genutzt, um uns zu verdreschen.«

»Und weswegen wurde Alan dann tatsächlich verurteilt?«, fragte ich neugierig. »Wegen Drogenbesitzes oder Gewalt gegen die Polizei?«

Danny runzelte die Stirn. »Ich glaub, wegen Dealen«, sagte er. »Aber es war so oder so 'ne abgekartete Sache. Die waren der Meinung, er hätte einen schlechten Einfluss auf uns, also hat Drury ihn zum Abkühlen hinter Gitter gebracht. Seitdem hat Alan sich nichts mehr zuschulden kommen lassen – es hat

also anscheinend gewirkt.«

Ich fragte mich, ob irgendetwas an dieser Geschichte wahr war, oder ob die Familie sie einfach erfunden hatte.

Sam sah mich verwirrt an. »Und dieser Drury ist der Kerl, der dich so angestarrt hat?«

Ich nickte. »Ich vermute, er versuchte, sich zu erinnern, woher er mich kannte.«

»Na, das weiß er inzwischen. Ich habe mit Kreditkarte bezahlt.«

»Ja«, sagte ich. »Deshalb sind wir ja dorthin gegangen.«

Er wandte sich ab, offensichtlich ziemlich aus der Fassung. Erst als wir den Wagen fast erreicht hatten, sagte er: »Und wie sieht dein Plan jetzt aus? Knöpfen wir uns den Kerl vor oder strafen wir ihn mit vornehmer Verachtung?«

»Mit vornehmer Verachtung haben wir ihn schon das letzte Mal gestraft«, sagte ich.

»Du vielleicht«, gab er gereizt zurück und sperrte den Wagen auf. »Ich hatte keine Ahnung, wer er ist. Für mich war er nur ein blöder Kerl, der meine Frau anglotzte.« Über das Wagendach hinweg sah er mich stirnrunzelnd an. »Wenn du vorhast, mit ihm über den Diebstahl zu reden, wirst du nicht weit kommen. Larry sagte, er hätte nicht das geringste Interesse gezeigt, als Sheila versucht hat, ihn darauf anzusprechen. Er wurde lediglich aggressiv und hat Sheila fertiggemacht.«

Ich warf einen raschen Blick auf Danny und sah nur Neugier in seinen Augen. »Ich möchte ihn ein bisschen aus der Ruhe bringen«, erklärte ich. »Er wird sich doch bestimmt fragen, was drei ehemalige Bewohner aus der Graham Road in sein Pub geführt hat.«

Sam schüttelte wegwerfend den Kopf. »Wozu denn? Was willst du damit erreichen? Warum solltest du mehr Erfolg haben als Sheila? Und ich hab wirklich keine Lust auf eine lautstarke Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit.«

Danny meldete sich zu Wort, ehe ich antworten konnte. Aber vorher schob er noch seine Hände in seine Hosentaschen, als müsste er etwas beschützen, was sich darin befand. Cannabis vielleicht? »Ich hab mir die letzten zehn Jahre allergrößte Mühe gegeben, Mr. Drury aus dem Weg zu gehen«, sagte er. »Mir war's nur recht, wenn er mich für tot hielte.«

Ich zuckte die Achseln. »Okay – dann gehen wir eben woanders hin. Ich hatte sowieso immer vor, ihn mir allein zu schnappen. Ich habe keine Angst vor ihm.«

Das war natürlich gelogen.

Sam nahm die Herausforderung an, wie ich gehofft hatte, allerdings mit einem gewissen Widerstreben, da er wohl fürchtete, ich hätte vor, eine Riesenszene hinzulegen. Danny hingegen brummte, mit Angst hätte das überhaupt nichts zu tun, es sei einfach eine Frage des gesunden Menschenverstands. Er fragte mich, ob wir ihn hinterher wieder zum Tout Quarry zurückbringen würden, und als ich bejahte, hellte sich seine Stimmung sichtlich auf, und er stopfte irgend etwas zwischen die Polster des Rücksitzes, ehe wir aus dem Wagen stiegen.

Im *Sailor's Rest* wählte Sam einen Tisch in der Nähe der Hafenmauer und beäugte die anderen Gäste misstrauisch, um festzustellen, ob er jemanden unter ihnen kannte. »Tu mir einen Gefallen und versuch, dein Organ zu zügeln«, knurrte er. »Du wirst immer entsetzlich laut, wenn du von Annie redest.«

»Schon lange nicht mehr«, entgegnete ich, bevor ich mich Danny zuwandte und ihn bat, mit mir hineinzugehen. »Sam kann den Tisch bewachen«, sagte ich, »während wir beide die Getränke holen.«

»Sie meinen, die Schlange soll das Kaninchen schon mal zu Gesicht bekommen«, sagte Danny gottergeben, als wir über das Kopfsteinpflaster zur Eingangstür des Pubs gingen.

Ich lächelte. Er gefiel mir immer besser. »*Die Kaninchen*«, verbesserte ich. »Wir sitzen beide im selben Boot – aber

Einigkeit macht stark, das kann Ihnen jedes Kaninchen bestätigen.«

»Und wer ist diese Annie, bei der Sie immer laut werden? fragte er, als wir an der Tür stehen blieben, um uns nach dem blendenden Sonnenlicht draußen erst einmal auf die Düsternis drinnen einzustellen.

»Annie Butts«, sagte ich. »Sie hat in der Graham Street im Haus neben Ihnen gewohnt. Damals, als wir auch noch dort lebten. Ihre Mutter würde sich wahrscheinlich an sie erinnern. Sie war eine Schwarze. Kurz bevor wir dort wegzogen, wurde sie von einem Lastwagen angefahren und so schwer verletzt, dass sie wenig später starb. Ihr Tod war einer der Gründe, weshalb ich mit Drury aneinandergeraten bin.«

Er schüttelte den Kopf. »Nie von ihr gehört.«

Ich glaubte ihm. Er schien keinerlei Erinnerungen an seine frühe Kindheit zu haben – vielleicht weil sie zu schmerhaft waren und er sie darum verdrängt hatte, genauso wie ich das mit einigen meiner eigenen Erinnerungen getan hatte. Mir kam seine Ahnungslosigkeit sehr zugute. Sie erlaubte mir, mein Vorhaben ohne allzu schlechtes Gewissen in Angriff zu nehmen.

»Das wundert mich nicht«, antwortete ich. »Jeden Tag sterben Menschen, und sie bleiben im Allgemeinen nur ihren nächsten Angehörigen in Erinnerung.«

Er schaute zur Bar hinüber, wo Drury stand. »Und wieso sind Sie wegen dieser Frau mit ihm aneinander geraten?«

Es war eine gute Frage. »Das weiß ich auch nicht«, bekannte ich. »Und ich habe es auch nie verstanden. Aber eines Tages werde ich eine Erklärung dafür bekommen – vorausgesetzt, es gibt eine.«

»Sind wir deshalb hergekommen?«, fragte er, ähnlich wie drei Tage zuvor meine Mutter. Schmeichelhaft. Sie nahmen beide an, ich wüsste, was ich tat.

*Briefe aus dem Jahr 1999 von Michael Percy, früher in der  
Graham Road 28 wohnhaft, derzeit wegen bewaffneten  
Raubüberfalls Insasse des Gefängnisses The Verne, Portland*

Bitte adressieren Sie Ihre Antwort wie folgt:

Häftlingsnummer: V50934

Name: Michael Percy

**Trakt: B 2  
TRAKT B 2  
STRAFANSTAIT THE VERNE  
PORTLAND  
DORSET  
DT5 1EQ**

1. Februar 1999

An:

Mrs. M. Ranelagh

»Jacaranda«

Hightor Road

Kapstadt

Südafrika

Liebe Mrs. Ranelagh,

bitte bemühen Sie Ihren Vater nicht wegen der Briefmarken. Er braucht mir keine zu schicken. Wir haben hier einen Haufen Ausländer – Drogenschmuggler und solche Leute, die bei der Ankunft im Flughafen festgenommen werden –, und mit denen tauschen wir Inlandsbriefmarken gegen Luftpostbriefe. Und Briefmarken habe ich genug, da ich außer Bridget niemanden habe, an den ich schreiben könnte.

Sie können sich sicher vorstellen, dass das Leben hier ziemlich hart ist, aber ich hab's ja nur mir selbst zuzuschreiben, dass ich hier gelandet bin. Jeder Häftling ist in gewissem Sinne ein Freiwilliger, nicht wahr? Sie schreiben, dass Sie von mir in der

Zeitung gelesen haben und Ihr Vater mich mit der Hilfe eines Freundes, der im Strafvollzug tätig ist, ausfindig gemacht hat. Das freut mich wirklich. Sie waren immer meine Lieblingslehrerin. Aber Sie werden mir vielleicht nicht wieder schreiben wollen, wenn ich Ihnen sage, dass alles, was in der Zeitung über mich geschrieben steht, stimmt. Ich schäme mich jetzt dafür, aber hinterher zu sagen, es tut mir leid, ist leicht, finden Sie nicht auch? Der Richter sagte, ich sei gefährlich, weil ich kein Gewissen hätte, aber ich denke, mein Problem ist fehlende Voraussicht. Ich konnte noch nie im Vorhinein erkennen, was mir später mal Leid tun würde – so einfach ist das.

Sie möchten wissen, ob ich mich an die Schwarze erinnere, die in der Graham Road neben uns gewohnt hat. Sehr gut sogar. Sie hat meine Mutter zur Weißglut gebracht mit den Beschimpfungen, die sie dauernd durch die Wand geschrillt hat, Hure und Schlampe und Gesindel und solches Zeug. Einmal hat meine Mutter vom oberen Stock aus einen Eimer Wasser auf sie runtergekippt, als sie sie dabei erwischen hat, wie sie bei uns über den Zaun geschaut hat. Annie hat geschrillt wie am Spieß, weil sie dachte, es wäre Urin. Es ist wahrscheinlich gemein, das zu sagen – ich meine, jetzt, wo sie tot ist –, aber das war damals schon ziemlich komisch.

Für mich wär's einfacher, wenn Sie mir über das, was Sie wissen wollen, gezielte Fragen stellen. Gemocht hab ich die »verrückte Annie« nie besonders, das kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Sie hat Alan Slater einmal fast die Hand abgehackt, als sie ihn in ihrem Haus erwischen hat – sie ist mit einem Hackmesser auf ihn losgegangen und hat ihn nur haarscharf verfehlt. Er hat hinterher noch tagelang gezittert vor Angst. Natürlich hätte er sie nicht beklauen sollen, aber dass sie gleich mit dem Hackbeil kam, wo er doch nur so eine lumpige Holzfigur aus ihrem Wohnzimmer mitgenommen hatte, das war schon ziemlich krass.

Aber, wie ich schon sagte, Sie müssen mir schreiben, was genau Sie wissen wollen. Die Frau hat ja nicht nur meine und Alans Mutter die Wände hochgetrieben. Sie hat fast die ganze Straße gegen sich aufgebracht. Ich erinnere mich noch an diese Frau, der sie jedes Mal bis nach Hause nachgelaufen ist, wenn die vom Einkaufen kam. »Flittchen« hat sie ihr immer nachgeschrien, und die war jedes Mal stocksauer. Einmal hab ich gesehen, wie sie mit ihrer Einkaufstasche nach der verrückten Annie geschlagen hat und dann ausgerutscht und auf der Straße gelandet ist. Das war auch ganz schön komisch. Diese dumme Kuh war unheimlich eingebildet.

Ich nehme an, eigentlich wollen Sie wissen, wer Annie getötet hat, aber das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß noch, dass meine Mutter total geplättet war, als sie hörte, dass sie tot ist – das kann ich also mit Sicherheit sagen, dass meine Mutter und ich es nicht getan haben. Wenn Sie mich fragen, hat der Lastwagen sie zusammengefahren, genau wie die Polizei behauptet. Tut mir Leid, wenn Sie das enttäuscht.

Ihr Freund  
Michael Percy

*Bitte adressieren Sie Ihre Antwort wie folgt:*

Häftlingsnummer: V50934  
Name: Michael Percy Trakt: B 2

**TRAKT: B 2  
STRAFANSTALT THE VERNE  
PORTLAND  
DORSET  
DT5 1EQ**

23. Februar 1999

An:  
Mrs. M. Ranelagh  
»Jacaranda«  
Hightor Road  
Kapstadt  
Südafrika

Liebe Mrs. Ranelagh,  
meine gute Handschrift ist nur Ihr Verdienst. Ich erinnere mich, wie Sie uns die Schreibschrift beigebracht und gesagt haben, mit einer ordentlichen Handschrift würde man immer Arbeit finden. Das hat zwar bei mir nicht geklappt, aber nur weil ich nicht einsehen konnte, warum ich schuften soll wie ein Blöder, wenn bei einem Überfall auf einen Laden oder ein Postamt viel mehr herausspringt. Aber ich hab mir mit meiner Handschrift immer Mühe gegeben, in der Hinsicht haben Sie auf jeden Fall was erreicht. Und gut ausdrücken kann ich mich heute noch. Das hab ich auch Ihnen zu verdanken. Sie haben immer gesagt, mit einem guten Wortschatz macht man immer einen guten Eindruck.

Eines Tages werde ich Ihnen von mir und Bridget erzählen –

ihr habe ich es zu verdanken, dass ich hier bin. Klar, ich musste ja auch die einzige Frau auf der ganzen Welt heiraten, der es lieber war, ihren Mann im Gefängnis zu besuchen als das Risiko einzugehen, dass er irgendwann mal jemanden umbringt. Sie erinnern sich vielleicht an sie. Sie wohnte uns gegenüber in der Graham Road und hatte lange blonde Haare, bis sie sie eines Tages abgeschnitten und Ihnen in den Briefkasten gesteckt hat – als Opfer. Sie ist immer noch bildhübsch und steht zu mir, obwohl ich ihr immer wieder sage, dass sie jung genug ist, um einen anderen zu finden und Kinder zu bekommen. Immerhin – wenn ich mich gut führe, bin ich vielleicht nächstes Jahr schon draußen.

Aber jetzt zu Ihren Fragen:

1. Den Namen der Frau, die Annie ein Flittchen nannte, weiß ich nicht mehr, aber ich glaube, ihr Mann war Kunde bei meiner Mutter. Ich war allerdings nie lange genug im Haus, um ihn mir richtig anzusehen. Für mich waren das alles Scheißkerle.

2. Alle haben damals bei Annie gestohlen. Ich würde sagen, dass Alan und seine Schwestern es am schlimmsten getrieben haben, aber wir anderen machten auch mit. Die Mädchen haben uns dazu angestachelt. In den Kommoden und Schränken bei Annie war haufenweise billiger Schmuck und solches Zeug, das sie ganz toll fand. Annie hat wegen der Katzen immer ihre Hintertür offen gelassen, und für uns war es ein Kinderspiel, sie reinzulegen. Einer hat sie vorn an der Tür beschäftigt gehalten, und der andere hat sich hinten ins Haus geschlichen. Nachdem sie die Katzenklappe eingebaut hatte, war es nicht mehr so leicht. Von da an hat sie die Hintertür immer verriegelt, aber zum Glück schloss das untere Klofenster nicht richtig, und der kleine Danny Slater war dünn genug, um da einzusteigen. Er war zwar bestimmt nicht älter als vier, aber ein richtig heller kleiner Bursche. Er ist vom Klo aus in die Küche geschlichen, auf einen Stuhl gestiegen und hat

die Riegel hinten aufgemacht. Alan hat ihm sogar beigebracht, sie hinterher wieder zuzuschieben. Wenn wir im Haus fertig waren, ist er dann auf den Klodeckel gestiegen und durchs Fenster wieder rausgeklettert. Ich weiß nicht, ob Annie merkte, dass ihre Sachen verschwanden – wir stellten immer alles so hin, dass es nicht zu sehr auffiel –, aber Alan sagte, sie hätte irgendjemanden geholt und alles, was sie im Haus hatte, in eine Liste aufnehmen lassen. Wahrscheinlich hat sie also doch etwas gemerkt. Nachdem sie mit dem Hackmesser auf Alan losgegangen war, haben wir mit der Sache Schluss gemacht, weil wir es zu riskant fanden. Wenn ich mich recht erinnere, war das ein oder zwei Monate vor ihrem Tod.

3. Warum wir es getan haben? Aus Jux, nehme ich an. Ich glaube, keiner von uns hat sich diese Frage je gestellt. Ich weiß nur, dass es unheimlich aufregend war, im Haus einer Verrückten herumzuschleichen, in dem es noch dazu eine Menge zu holen gab. Wegen Geld haben wir es nicht getan. Wir hielten das meiste, was sie hatte, für wertlosen Schund – wie zum Beispiel die Holzfigur. Aber ich erinnere mich, dass Alans Mutter Bridget einmal einen Ring abgenommen hat, weil sie meinte, er sähe wertvoll aus. Sie hat ihn verhökert und sich für das Geld Wodka gekauft. Anscheinend war er wirklich was wert gewesen.

4. Über den Abend, an dem der Unfall geschah, weiß ich nicht viel. Ich erinnere mich nur, dass ich gegen Mitternacht nach Hause kam und meine Mutter sagte, ich hätte den ganzen Spaß verpasst. Die verrückte Ziege von nebenan war von einem Lastwagen überfahren worden, sagte sie. Ich habe keine Ahnung mehr, was ich an dem Abend getan habe, das Gleiche wie immer, nehme ich an – im Spielsalon geflippert.

5. Vom Tag darauf habe ich nur noch in Erinnerung, dass meine Mutter und ich es kaum glauben konnten, als wir hörten, wie viele Katzen in dem Haus gefunden wurden. Wir hatten keine Ahnung gehabt, dass Annie so viele gehabt hatte.

Wenn ich das jetzt noch einmal lese, klingt es alles ziemlich schrecklich, und ich hoffe, Sie sind nicht allzu sehr entsetzt. Aber so ist das mit der Wahrheit – wenn man nur die nackten Tatsachen erzählt, klingt sie viel schlimmer. Dass es da auch noch eine andere Seite gibt, kommt meistens nicht heraus. Damit will ich sagen, dass wir alle eine Heidenangst vor Annie hatten, weil sie verrückt war, und Alans Mutter behauptete, sie wäre eine Hexe und hielte sich Hühner, mit denen sie die scheußlichsten Sachen machte. Ich weiß, das klingt total bescheuert, aber damals – wir hielten uns für die größten Helden, dass wir uns überhaupt in ihr Haus wagten. Alan war überzeugt, sie könnte uns mit einem einzigen Blick in Frösche verwandeln oder so was.

Ich hoffe, das hilft Ihnen weiter.

Ihr Freund  
Michael

## 13

Ich weiß nicht, ob es reicht, wenn ich sage, dass ich mich an Drury rächen wollte, weil ich ihn hasste. Für Hass sollte man Gründe haben; er sollte nicht allein auf einer rein gefühlsmäßigen Abneigung beruhen, die so heftig ist, dass man schon bei der Erwähnung eines Namens rot sieht. Dr. Elias fragte mich mehrmals, warum ich so starke Emotionen an einen Menschen verschwendete, den ich nur wenige Wochen gekannt hatte, aber ich konnte mich nie dazu durchringen, ihm eine Antwort zu geben, weil ich fürchtete, sie würde sich völlig irrsinnig anhören.

Er hatte sich in den vergangenen zwanzig Jahren kaum verändert, nur sein Haar war grau geworden, und seine Augen wirkten dunkler und noch unergründlicher. Er war so alt wie Sam, aber er war immer härter, stärker und attraktiver gewesen. Er war ein Typ, auf den Frauen unweigerlich flogen und dies unweigerlich bereuteten, wenn sich erwies, dass das Image des harten Burschen – hinter dem sich ein tiefer Frauenhass verbarg – unwandelbare Realität war.

Er musterte uns mit Belustigung, als wir näher kamen. »Ah, Mrs. Ranelagh.« Mit einer Kopfbewegung und einem ironischen Lächeln wies er auf Danny. »Wo haben Sie denn den Typen aufgegabelt? Was ist er – Schoßhund oder Wachhund?«

Mein Mund war strohtrocken. »Moralische Unterstützung«, antwortete ich.

Sein Grinsen wurde breiter. »Und wozu brauchen Sie die?«

»Weil Ihnen das hier ganz sicher nicht gefallen wird.« Ich zog mehrere Fotografien aus meiner Tasche und legte sie auf den Tresen.

Er wollte nach ihnen greifen, aber Danny kam ihm zuvor. »Ist das die Schwarze, von der Sie erzählt haben?«, fragte er.

»Ja.«

»Die sieht ja aus, als war sie mit einem Baseballschläger verdroschen worden«, sagte er und legte die Bilder wieder auf den Tresen.

»Ja, nicht wahr?« Ich tippte mit der Fingerspitze auf das oberste und schob es zur Seite, um die fünf darunter liegenden Fotos aufzufächern. Schlimme Bilder allesamt. Sie zeigten die tote Annie, das aufgeschwollene, von Blutergüssen entstellte Gesicht, den geschundenen rechten Arm, von einem Hämatom verfärbt, das von der Schulter bis zum Handgelenk reichte.

»Mr. Drury entschied, dass all diese Verletzungen durch einen einzigen kurzen Aufprall gegen einen vorüberfahrenden Lastwagen verursacht wurden und innerhalb von dreißig Minuten zum Tod führten – aber ich finde niemanden, der mit ihm einer Meinung ist. Diese Bilder wurden 1978 bei der Autopsie aufgenommen. Ich habe sie von zwei Pathologen begutachten lassen – unabhängig voneinander –, und beide sagen, dass der Bluterguss am Arm auf ein schweres körperliches Trauma hinweist, das sie mehrere Stunden vor ihrem Tod erlitt.«

»Und was heißt das konkret?«

»Annie wurde ermordet.«

Hinter dem Tresen brach Drury plötzlich in Wut aus, und ich fragte mich, was der Mann eigentlich glaubte, warum ich hergekommen war. Um unsere alte Freundschaft aufzufrischen etwa?

»Das ist ja zum Kotzen«, schimpfte er. »Geben Sie denn nie auf? Immer dieselbe alte Leier! Haben Sie nichts Besseres zu tun, als eine versoffene Schwarze zur Märtyrerin hochzujubeln?« Er nahm das oberste Foto zur Hand und drehte es, um auf der Rückseite nach einem amtlichen Stempel zu suchen. »Woher haben Sie die überhaupt?«

»Constable Quentin hat sie mir geschickt.«

»Andrew?«

Ich nickte.

»Der ist seit sieben Jahren tot«, sagte er wegwerfend. »Den hat's bei einem Zusammenstoß erwischt, als er einen rasenden Autoknacker verfolgte.«

»Ich weiß. Er hat mir die Bilder kurz nach unserem Umzug ins Ausland geschickt. Ich habe ihm damals geschrieben und um Abzüge gebeten, weil ich wusste, dass er mit dem Spruch des Coroner nicht einverstanden war.«

Drury schnaubte gereizt. »Was hat der denn schon gewusst? Der Junge war ja noch feucht hinter den Ohren. Nur weil er an irgendeiner windigen kleinen Uni Soziologie studiert hat, meinte er, er wusste es besser als ein amtlicher Pathologe und ein Polizeibeamter mit zehn Jahren Streife auf dem Buckel.«

»Aber er hatte Recht«, sagte ich. »Ein Bluterguss dieser Art« ich berührte eines der Fotos – »braucht Zeit, um sich zu entwickeln. Er legt außerdem nahe, dass der Arm nicht nur einen einzigen Schlag empfing, sondern von mehreren Schlägen an verschiedenen Stellen getroffen wurde und die entstandenen Einzelhämatome sich ausbreiteten und die Haut von der Schulter bis zum Handgelenk unterliefen.«

»Eine Fotografie beweist gar nichts. Sie war dunkelhäutig. Da kann man überhaupt nicht erkennen, was ein Bluterguss ist und was nicht.«

»Das sind Farbfotos«, widersprach ich ruhig. »Wenn man also nicht gerade blind ist, kann man die Blutergüsse deutlich erkennen.«

Er schüttelte wütend den Kopf. »Na und? Was ändert das schon? Der Coroner hat in seinem Spruch den Befund des Mannes übernommen, der die Leiche obduziert hat, und der sagte, dass ihre Verletzungen durch einen seitlichen Zusammenprall mit einem Lastwagen verursacht wurden.«

»Aber nicht eine Viertel- oder halbe Stunde bevor ich sie fand. Zwei oder drei Stunden vorher *vielleicht*. Und das heißt, dass die Leute, die ihrer Aussage nach Annie auf der Straße herumtorkeln sahen, wahrscheinlich eine schwer Verletzte vor

sich hatten.«

Unwillkürlich schweifte sein Blick wieder zu den Bildern; er schien abgestoßen und fasziniert zugleich von ihnen. »Selbst wenn das stimmen sollte, können Sie es den Leuten nicht zum Vorwurf machen, dass sie sie für betrunken hielten.«

»Das tue ich auch nicht.«

»Was soll das Ganze dann?«

Mein Mund war schon wieder wie ausgedörrt, und ich leckte mir die Lippen, ehe ich antwortete. »Ich werde den Fall wieder aufrollen lassen«, sagte ich. »Ich werde dafür sorgen, dass eine Untersuchung über Ihre damaligen Ermittlungsmethoden eingeleitet wird. Ich möchte nämlich wissen, wieso ein blutiger Anfänger im Polizeidienst, der nicht mehr vorweisen konnte als ein Soziologiestudium an irgendeiner windigen Universität, auf Anhieb sehen konnte, dass da was nicht stimmte – während *Ihnen* überhaupt nichts auffiel. Und ich möchte wissen, warum Sie ihn von dem Fall abziehen ließen, als er mit Ihnen über seinen Verdacht sprechen wollte.«

Er zerriss die Fotografien und schleuderte die Fetzen über den Tresen in die Luft. »Problem erledigt«, sagte er, als mir die Schnipsel zu Füße flatterten. »Und wenn das alles ist, was Sie vorzuweisen haben, dann haben Sie zwanzig Jahre Zeit verschwendet.«

Danny bückte sich, um die Papierfetzen einzusammeln. »Lassen Sie sich von ihm nicht einschüchtern«, sagte er, als er sie mir reichte. »Er ist immer schon ein brutaler Kerl gewesen. Anders als brutal kann er mit Menschen gar nicht umgehen. Der will doch nur das Thema wechseln, damit er nicht erklären muss, warum er wegen der Schwarzen, dieser armen Sau, keinen Finger gerührt hat.«

Drury maß ihn mit verächtlichem Blick. »Was weißt denn du schon davon, du kleiner Klugscheißer? Du warst damals noch in den Windeln.« Er wies mit einer kurzen Kopfbewegung auf mich. »Und wenn du auf die setzt, dann setzt du aufs falsche

Pferd. Die wollte damals *deinen* Vater einsperren lassen – die hat *deinen* Vater als Mörder hingestellt.«

Danach war es lange still.

Danny warf mir einen unsicheren Blick zu. »Stimmt das?«

»Nein«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Mr. Drury fragte mich, ob ich jemanden wüsste, der etwas gegen Annie hatte, und da nannte ich deine Eltern und Sharon Percy. Ich habe nie behauptet, sie hätten sie ermordet. Das war Mr. Drurys Angelegenheit.«

Drury lachte. »Sie hatten immer schon ein Riesentalent dafür, die Tatsachen zu verdrehen.«

»Wirklich? Ich dachte, das wäre Ihre Spezialität.«

Er erwiederte einen Moment lang meinen Blick, schien nach einem wunden Punkt zu suchen, dann kreuzte er die Arme und wandte sich Danny zu. »Überleg dir doch mal, warum sie dich hierher geschleppt hat und warum du die Fotos sehen solltest. Sie will über dich an deine Eltern rankommen, am liebsten indem sie dich vorher richtig gegen sie aufhetzt. Das hat sie echt drauf – andere zu manipulieren.«

Danny zog unglücklich den Kopf ein, und ich dachte mit Unbehagen an die Worte meines Sohnes, »... ich würde stocksauer werden, wenn mir so was passierte ...«

»Ihr Vater hatte von fünf Uhr abends bis Mitternacht ein Alibi«, sagte ich zu ihm, »und Mr. Drury persönlich hat es überprüft. Er weiß so gut wie ich, dass Ihr Vater Annie nicht getötet haben kann.«

»Warum bin ich dann hier?«

»Weil Mr. Drury Ihren Eltern Lügen über mich erzählt hat. Er behauptete Ihren Eltern gegenüber, ich verbreitete allerhand Geschichten über sie – aber das stimmte nicht. Und ich brauche Sie, Danny, weil ich hoffe, Sie werden Ihrer Mutter und Ihrem Bruder klar machen, dass ich Ihren Eltern nie etwas anderes vorgeworfen habe als ihre rassistische Einstellung. Und der Vorwurf war berechtigt, Danny. Sie waren wirklich rassistisch

– sind es wahrscheinlich noch –, und sie haben sich dessen nicht geschämt.«

Ich berührte kurz seine Schulter zum Zeichen der Entschuldigung. Es schien mir grausam, ihn mit seiner ressentimentgeladenen Familie gewissermaßen in einen Topf zu werfen, nachdem er in seinen E-Mails an Luke so häufig erklärt hatte, er habe keinerlei Verständnis für Weiße, die sich in Südafrika niederließen.

»Aber mir geht es gar nicht um die Familie Slater«, sagte ich zu Drury. »Mir geht es um *Sie*.« Ich schob die zerrissenen Fotos mit einer Fingerspitze hin und her. »Als ich nämlich Ihnen und Ihren Kollegen den gleichen Vorwurf machte – den des Rassismus, meine ich –, da bekamen Sie solches Muffensausen, dass Sie jedes einzelne Indiz oder Beweisstück so hindrehten, dass es die Theorie, Annie sei durch einen Unfall ums Leben gekommen, stützen musste. Es würde mich interessieren, warum Sie solche Angst hatten, dass Sie meinten, so etwas tun zu müssen.«

Flackerte Furcht in seinen kalten Schlangenaugen oder bildete ich mir das nur ein?

»Wir brauchten nichts ›hinzudrehen‹«, fuhr er mich scharf an. »Wir haben uns lediglich an den Spruch des Coroner gehalten, dass Ann Butts ungefähr fünfzehn bis dreißig Minuten, bevor sie von Ihnen gefunden wurde, von einem Lastwagen angefahren worden war und an den erlittenen Verletzungen gestorben ist.«

»Aber als Sie mit Ihren Ermittlungen über Annies Tod begannen, wussten Sie doch noch gar nicht, zu was für einem Urteil der Coroner gelangen würde.«

»Und?«

»Und folglich können Sie das Urteil nicht als Rechtfertigung dafür heranziehen, dass Sie es rundweg ablehnten, ordnungsgemäße Ermittlungen zu führen. Ihr einziger Beitrag war eine Besichtigung von Annies Haus nach ihrem Tod, und

was Sie sahen, veranlasste Sie einzig zu der Schlussfolgerung, Annie sei eine Trinkerin gewesen, eine Tierquälerin und eine Geistesgestörte, die nicht fähig war, für sich selbst zu sorgen. Ich erinnere mich noch genau an Ihre Worte. Sie sagten, angesichts der zahlreichen Probleme, die die ›verrückte Annie‹ gehabt habe, wundere es Sie nur, dass sie überhaupt so lange gelebt habe.«

»Richtig. Und ich weiß von niemandem außer Ihnen, der anderer Meinung war.«

»Doch! Annies Ärztin zum Beispiel.«

Er blickte an mir vorbei zur Tür. »Aber nicht Ihr Mann«, entgegnete er. »Er und Mr. Williams sagten aus, Annie sei ›stockbetrunken‹ draußen vor Ihrem Haus herumgetorkelt, als sie anderthalb Stunden vor Ihnen nach Hause kamen. Sie ließen außerdem durchblicken, dass das nichts Ungewöhnliches war.«

Ich drehte mich herum und sah Sam, der unsicher an der Tür stand. »Sie haben gelogen«, sagte ich ruhig.

»Ja, das haben Sie damals schon behauptet.«

»Weil es stimmt.«

»Weshalb hätten sie lügen sollen? Gerade der Mann, mit dem Sie verheiratet waren, hätte doch Ihre Aussage bestätigen müssen.«

Der Meinung war ich auch einmal gewesen, aber nur, weil ich geglaubt hatte, die Wahrheit wäre einfach. »Er wollte seinen Freund decken«, sagte ich. »Die beiden Leute, die ich an dem Abend unter der Straßenlaterne sah, waren Jock Williams und Sharon Percy. Ich nehme an, Jock hatte Angst, ich hätte ihn erkannt, und wollte unter allen Umständen verhindern, dass seine Frau davon erfuhr, dass er mit einer Prostituierten unterwegs gewesen war. Deshalb dachten er und Sam sich diese Geschichte aus, dass sie bei uns zu Hause gesessen und ein Bier getrunken hätten.«

Drury sah wieder zur Tür, aber Sam war verschwunden. »Warum haben Sie mir das nicht schon vor zwanzig Jahren

gesagt?«

»Habe ich doch! Ich sagte Ihnen, dass ich vermutete, der Mann draußen auf der Straße sei Jock Williams gewesen.«

»Aber genau das ist doch der springende Punkt«, versetzte er sarkastisch. »Sie *vermuteten*, er sei es gewesen – und Sie sagten keinen Ton davon, dass er mit Sharon Percy zusammen war.«

»Damals wusste ich nicht, wer sie war.«

Er schüttelte wegwerfend den Kopf. »Sharon Percy hatte ein Alibi, und Mr. Williams war aus dem Rennen, als Ihr Mann sich für ihn verbürgte.«

»Aber Sie haben seine Aussage nie auch nur in Frage gestellt«, sagte ich. »Sie haben meinem Mann unbesehen geglaubt und meine Aussage einfach verworfen. Warum? Gilt bei Ihnen das Wort einer Frau weniger als das eines Mannes?«

Er stemmte beide Hände auf den Tresen und schob sein Gesicht dicht an das meine heran. »Sie waren nicht bei Verstand, Mrs. Ranelagh. Man konnte Ihnen kein Wort glauben. Darin waren sich alle einig – sogar Ihr Mann und Ihre Mutter. Und die beiden mussten es ja wohl wissen, sie mussten schließlich mit Ihnen leben.«

Hätte ich in diesem Moment eine Schusswaffe zur Hand gehabt, ich hätte ihn niedergeschossen. Peng! Genau zwischen die Augen! Wie konnte er es wagen, mir meine nächsten Angehörigen vorzuhalten, wo er doch ihr Misstrauen verursacht hatte? Aber der Hass ist ein kontraproduktives Gefühl, er schadet dem Hasser mehr als dem Gehassten. Ja, er wäre tot gewesen – aber ich auch – für alles, was mir wichtig war. Vielleicht verriet mein Gesicht mehr, als mir bewusst war, denn er richtete sich plötzlich auf und straffte die Schultern.

»Als mein Mann und Jock Williams sich ihre Geschichte ausdachten, orientierten sie sich einfach an dem, was Sie gleich am nächsten Morgen Mrs. Williams berichtet hatten«, sagte ich ruhig. »Sie haben damals doch Libby Williams und jedem, der

es hören wollte, erzählte, man hätte Annie eine Stunde vor ihrem Tod auf der Straße herumtorkeln sehen; und Sie vergaßen auch nicht zu erwähnen, zu welchem Zeitpunkt sie in den Lastwagen hineingerannt sein musste. Mein Mann und Jock Williams brauchten diese Informationen nur ein bisschen aufzubereiten, um Ihnen das zu präsentieren, was Sie haben wollten – eine geistig minderbemittelte Schwarze, die von Viertel vor acht Uhr an volltrunken in der Graham Road herumstolperete. Dass nichts davon der Wahrheit entsprach, war Ihnen dabei völlig egal.«

»Und weshalb hätten Ihr Mann und Mr. Williams sich so verhalten sollen?«

Ich zuckte die Achseln. »Ein Unfall war für alle Beteiligten die einfachste Erklärung. Auch für die Polizei. Da konnte man die Rassismusfrage bequem unter den Tisch fallen lassen.«

Allem Anschein nach wirklich perplex, starre er mich einen Moment mit zusammengezogenen Brauen an. »Wann hat Ihr Mann Ihnen das alles gesagt?«

»Sechs Monate, nachdem wir aus England weggegangen waren.«

Es geschah in Hongkong nach der peinlichen Szene mit dem Polizeibeamten, an dem ich auf der Party meine ganze Wut über seine Kollegen in Richmond ausgelassen hatte. Sam kippte einen Whisky nach dem anderen, während er im Zimmer hin und her rannte und mir endlose Vorwürfe über mein Benehmen machte. Die meisten – was für Auswirkungen meine »Wahnvorstellungen« auf seine berufliche Karriere und unsere gesellschaftlichen Beziehungen hätten – rauschten an mir vorbei. Aber einiges von dem, was er mir vorhielt, erreichte mich klar und deutlich – besonders als er gegen drei Uhr morgens begann, sich in Selbstmitleid zu suhlen. Er habe entsetzliches Heimweh nach England – und das sei einzig meine Schuld. Welcher Teufel mich geritten hätte, bei der Polizei von Mord zu reden? Er könne jetzt nicht mehr zurück –

zumal der arme alte Jock bis zum Hals in der Klemme sitze. Die halbe Straße hätte diese dusselige Person doch herumstolpern sehen, voll bis unter die Mütze. Er habe nichts weiter getan, als diese Aussagen zu bestätigen ...

Ich konnte Drury förmlich ansehen, wie es in seinem Hirn arbeitete.

»Sie sagten schon, Ihr Mann hätte gelogen, als ich Ihnen das Protokoll seiner Aussage vorlas. Woher wussten Sie das, wenn er es Ihnen erst ein halbes Jahr später gestanden hat?«

»Es waren keine Bierdosen im Müll«, sagte ich.

Danny trank einen Schluck von seinem Radley's Lager und musterte Sam über den Tisch hinweg argwöhnisch, während er sich den Schaum von den Lippen wischte. »Wieso haben Sie Drury nicht wiedererkannt, als Ihre Frau neulich mit Ihnen hierher gefahren ist?«, fragte er scharf. »Ich hab ihn seit Jahren nicht mehr gesehen, aber ich hab ihn auf Anhieb wiedererkannt. Er hat sich ja kaum verändert.«

Sam ging sofort in Verteidigungsstellung. »Ich bin ihm überhaupt nur zweimal begegnet. Und soweit ich mich erinnere, hat mich das, was er zu sagen hatte, mehr interessiert als sein Aussehen.«

»Sam hat kein gutes Gedächtnis für Gesichter«, warf ich ein, um Sam Hilfestellung zu geben.

Danny beachtete mich gar nicht. »Und als Sie Ihre Aussage zu Protokoll gegeben haben? Da muss er Sie doch vorher vernommen haben! Haben Sie ihn sich da nicht genauer angesehen?«

»Ich habe meine Aussage nicht vor Drury gemacht, und ich bin nie vernommen worden. Irgendein Constable hat mich ganz einfach gebeten aufzuschreiben, wo ich zur fraglichen Zeit war und was ich getan hatte.«

Er hob kurz den Blick, um mich anzusehen. »Mit dieser schriftlichen Aussage war der Fall für mich erledigt. Ich brauchte nicht einmal zu der Verhandlung zu kommen.«

Danny fand das offensichtlich unbefriedigend. »Kann ja sein, aber man haut doch nicht einfach ab, wenn die eigene Familie Ärger hat«, sagte er. »Sie hätten darauf bestehen müssen, bei der Vernehmung Ihrer Frau dabei zu sein, Mann! Nie im Leben hätte ich meine Frau diesem Drury und seinen Methoden allein ausgeliefert.«

Sam nahm sein Glas in beide Hände, machte aber keinerlei Anstalten, daraus zu trinken. »Ich glaube, Sie verwechseln hier etwas«, sagte er. »Meine Frau war nicht die Angeklagte, sie war gewissermaßen die Klägerin.«

»Und mit Recht! Diese Schwarze schaut ja aus, als wär sie zu Tode geprügelt worden. Außerdem spielt das überhaupt keine Rolle. Ihre Frau gehört zu Ihnen. Sie hätten für sie da sein müssen. So läuft das nämlich.«

Sam vergrub sein Gesicht in den Händen, und ich durfte mich von seinem Schmerz nicht erweichen lassen, denn es gab nichts daran zu rütteln, dass mein Mann Teil des Problems war – nicht Teil der Lösung ...

»So einfach war das damals nicht«, murmelte er unglücklich.

»Aber klar!«, widersprach Danny verächtlich. »Glauben Sie mir. Ich kenn mich da aus. Familien halten zusammen – Ratten verlassen das sinkende Schiff.«

*Brief von Dannys Mutter, Maureen Slater,  
aus dem Jahr 1999*

Graham Road 32  
Richmond

2. August 1999

Liebe Mrs. Ranelagh,  
ich bin nur deshalb damit einverstanden, dass Sie mich besuchen, weil Danny Sie mag und Sie vor Jahren mal Alan geholfen haben, als Sie ihn bei einem Diebstahl erwischt haben. Er ist jetzt ein ordentlicher Mensch – verheiratet, mit zwei kleinen Kindern –, und ich kann mir denken, dass Sie froh sind, dass Sie ihm damals eine Chance gegeben haben. Es war auch nett von Ihnen, mich damals im Krankenhaus zu besuchen. Ich weiß, ich habe gesagt, ich wäre die Treppe heruntergefallen, aber Sie haben bestimmt erraten, dass die ganzen Blessuren von Derek stammten.

Sie sagen, dass sich seit 1978 viel verändert hat, und das ist wahr. Hierwohnt beinahe niemand mehr, der sich noch an Annie erinnert. Ich glaube auch heute noch nicht, dass sie ermordet worden ist, aber wie Sie sagen, es ist ja nichts dabei, wenn man sich mal drüber unterhält. Derek hat mich vor zwanzig Jahren Knall auf Fall sitzen lassen, und ich hab ihn seitdem nicht wiedergesehen.

Wenn Sie nächsten Montag um die Mittagszeit kommen, soll's mir recht sein.

Ihre Maureen Slater

**Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr. Dorchester  
Dorset  
DT2 XXY**

Donnerstag, 5. August 1999

Sehr geehrter Mr. Drury,  
unter Bezugnahme auf unser gestriges Gespräch übersende ich Ihnen die Kopie eines Schreibens, das ich 1985 von einem Kollegen Dr. Benjamin Hanleys erhielt, des Pathologen, der Ann Butts obduzierte. In Anbetracht Ihres vorbehaltlosen Vertrauens in Dr. Hanleys Befund könnte ich mir vorstellen, dass Sie die Lektüre interessant finden werden. Der Kollege hieß Anthony Deverill; er arbeitete von 1979 bis zu Hanleys Pensionierung im Jahr 1982 mit Hanley zusammen.

Hochachtungsvoll  
M. Ranelagh

P.S. Im Anschluss an die unter 3) erwähnten Ermittlungen wurden beide Fälle an das Berufungsgericht zurückgegeben und die Verurteilungen zweier unschuldiger Menschen wegen Mordes aufgehoben. Das von Dr. Harley vorgelegte Beweismaterial wurde als »nicht zuverlässig« beurteilt, und man entschied infolgedessen, dass der Tod der beiden mutmaßlichen »Opfer« unter natürlichen Umständen eingetreten sei.

PPS: Ich besitze weitere Abzüge der Obduktionsfotos.

**Dr. Anthony Deverill, Pathologe  
25 Avenue Road  
Chiswick  
London W 4**

Mrs. M. Ranelagh  
P. O. Box 103  
Langley  
Sydney  
Australien

6. Februar 1985

Sehr geehrte Mrs. Ranelagh,  
besten Dank für Ihr Schreiben vom 10. Januar sowie die beigelegten Obduktionsaufnahmen von Miss Ann Butts und den Bericht von Professor James Weber. Sie haben Recht, ich hatte mehrmals Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen mit Professor Weber und schätze sein Urteil sehr. Nach eingehender Prüfung der Bilder sehe ich keinen Grund, seinem detaillierten Befund, dass Miss Butts die Verletzungen im Gesicht und am Arm einige Stunden vor ihrem Tod empfing, zu widersprechen.

Ausdrücklich baten Sie um Auskünfte über Dr. Benjamin Hanley, der im November 1978 die Obduktion an Miss Butts' Leichnam vornahm. Sie schreiben, weder Ihnen noch Ihrem Vater sei es trotz wiederholter Versuche im Lauf der Jahre gelungen, mit ihm Kontakt aufzunehmen; sie hätten lediglich über ein Telefongespräch, das Ihr Vater 1982 mit der Sekretärin Dr. Hanleys führte, erfahren, dass die Akte mit den Obduktionsunterlagen über Miss Butts »verschwunden« sei. Leider hat eine Suche im Archiv dies bestätigt. Der einzige Hinweis darauf, dass Dr. Hanley Miss Butts obduzierte, ist ein Eintrag neben seinem Namen im Dienstplan vom 15.11.78 – »10 Uhr 30 Butts. Befund an Sergeant Drury, Richmond«.

Es wird Sie vielleicht interessieren zu hören, dass die Akte Butts nicht die einzige ist, die wir trotz gründlicher Suche nicht finden konnten. Zu den 103 Einträgen unter Dr. Hanleys Namen in den Dienstplänen von 1978, 1979 und 1980 sind nur 94 Akten vorhanden. Mit anderen Worten, neun sind derzeit »verschwunden«.

Nun zu Ihren Einzelfragen:

1. Wie Sie bereits wissen, wurde Dr. Hanley 1982 aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand versetzt und starb anderthalb Jahre später an Leberversagen. Tatsächlich jedoch wurde er auf Grund des ständigen Nachlassens seiner Arbeitsleistung pensioniert und nicht auf Grund einer diagnostizierten Erkrankung; er hatte es stets abgelehnt, einen Arzt aufzusuchen. So etwas ist bei Pathologen, die täglich mit dem Tod zu tun haben und ihre eigenen Prognosen stellen können, nichts Ungewöhnliches. Dr. Hanley war Alkoholiker und immer weniger in der Lage, seine dienstlichen Aufgaben zu erfüllen. Die Pensionierung aus »gesundheitlichen Gründen« gestand man ihm zu, um ihn in den Genuss seiner Pension kommen zu lassen; tatsächlich aber wurde die Zirrhose, an der er starb, erst kurz vor seinem Tod entdeckt, als er ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Diese Tatsachen sind amtsbekannt, und ich mache mich keines Vertrauensbruchs schuldig, indem ich sie Ihnen mitteile.

2. Ich habe zweieinhalb Jahre – von September 1979 bis März 1982, als er in den Ruhestand ging – mit Dr. Hanley zusammengearbeitet, und ich bedaure, sagen zu müssen, dass ich von Anfang an ernste Zweifel an seiner sachlichen Kompetenz hatte. Ich kann selbstverständlich keinen Kommentar zu einer Obduktion angeben, die a) stattfand, bevor ich zum Team stieß, und über die b) keinerlei Unterlagen zur Hand sind, aber meiner Meinung nach – und ich habe das gründlich überlegt –, war im November 1978 Dr. Hanleys Urteilsvermögen zweifellos bereits von seiner

Alkoholabhängigkeit beeinträchtigt.

3. Über Dr. Hanleys Beziehung zu Sergeant Drury von der Polizeidienststelle Richmond kann ich keinerlei Aussagen machen. Auch für Ihre Vermutung, dass Dr. Hanley möglicherweise nach Anweisungen von Sergeant Drury gehandelt und einen Befund vorgelegt hat, der der Polizei Richmond genehm war, habe ich keine Beweise. Ich habe jedoch mehrmals meiner Sorge darüber Ausdruck gegeben, dass Dr. Hanley die Unabhängigkeit seiner Abteilung gefährdete, indem er Obduktionsbefunde schrieb, die sich wie eine Wiedergabe der jeweiligen Polizeiberichte lasen. *Zwei dieser Vorfälle werden derzeit amtlich untersucht.* Zu Dr. Hanleys Verteidigung möchte ich sagen, dass sein Handeln meiner Ansicht nach nicht von böser Absicht geleitet war, sondern lediglich von der Erkenntnis, dass er den Anforderungen seiner Stellung nicht mehr gewachsen war. Vielleicht ist daraus bei ihm auch die Bereitschaft entstanden, sich übermäßig auf den »Riecher« gewisser Polizeibeamter zu verlassen. Ich muss hinzufügen, dass dies in der Mehrzahl der Fälle kein Anlass zur Sorge wäre – die meisten Toten, die wir untersuchen, sind eines natürlichen Todes gestorben –, aber es könnte natürlich zu Problemen führen, wenn Fakten verschlagen oder verdreht werden.

4. Ich kann mit absoluter Sicherheit sagen, dass Dr. Hanley eventuell vorhandene Indizien dafür, dass Miss Butts ermordet wurde, nicht aus rassistischen Motiven verschlagen hätte. Ich bin selbst Schwarzer und habe von seiner Seite niemals irgendein Vorurteil gespürt. Er war ein gutmütiger Mensch, den Politik nicht interessierte und der seine Arbeit offensichtlich zunehmend bedrückend fand, besonders wenn er gezwungen war, die Brusthöhlen von Frauen und Kindern zu öffnen, was er als »völlig überflüssige Verstümmelung« sah.

5. Da, wie bereits festgestellt, keinerlei Unterlagen zum Fall Butts vorhanden sind, kann ich Ihnen leider kaum behilflich

sein. Ich stimme jedoch mit Professor Webbers Interpretation der Fotografien voll überein. Wie oben erwähnt, scheinen neun Akten verschwunden zu sein, und es gibt gewisse Hinweise darauf, dass Dr. Hanley selbst sie vernichtete, bevor er aus dem Dienst ausschied. Die Vermutung liegt nahe, dass er in den letzten drei Monaten vor seiner Pensionierung alle Akten entfernte, die seiner Meinung nach fragwürdige Befunde enthielten. Doch es gibt keinerlei Beweise dafür, und solche Spekulationen besäßen vor einem Gericht keine Geltung.

Gern gestatte ich Ihnen, dieses Schreiben als Nachweis dafür zu verwenden, dass Dr. Hanleys Arbeitsleistung in den Jahren, als ich mit ihm zusammengearbeitet habe, drastisch nachließ, was im Übrigen schon damals allgemein bekannt war. Darüber hinaus kann ich Ihnen nur raten, möglichst umfassendes Beweismaterial aus allen zur Verfügung stehenden Quellen zu sammeln, um mit zwingenden Gründen für eine Wiederaufnahme des Falls Butts plädieren zu können.

In der Hoffnung, dass dieses Schreiben Ihnen eine Hilfe sein wird, verbleibe ich

hochachtungsvoll  
Dr. Anthony Deverill

## 14

Ich reiste am folgenden Montag allein nach London. Es gab Krach deswegen, weil ich mich weigerte, Sam zu sagen, zu wem ich wollte und was ich vorhatte, und nachdem er mich früh um acht am Bahnhof in Dorchester abgesetzt hatte, brauste er wütend und eingeschnappt davon. Seit Dannys Bemerkung über die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen, war er ziemlich geknickt ... »So war das doch überhaupt nicht. Ich brauchte einfach Zeit, um erst mal wieder einen klaren Kopf zu kriegen. Jock saß mir ständig im Nacken und bedrängte mich, ich solle dich zwingen, diese verdammten Beruhigungsmittel zu nehmen ... er behauptete, du brauchtest dringend Hilfe ... er sagte, du wärst total von der Rolle ... er sagte ... er sagte ...« Und daran änderte auch meine säuerliche Bemerkung nichts, er solle sich doch an Jock wenden und nicht an mich, da Jock ja offensichtlich der große Guru für ihn sei.

Ich weiß nicht, ob er meinen Rat beherzigt hatte, als ich Montagmorgen losfuhr. Ich hielt es für unwahrscheinlich. Sam war nicht der Typ, der unnötig schlafende Hunde weckte, schon gar nicht, wenn er fürchten musste, selbst gebissen zu werden.

Die Graham Road war mir fremd geworden, als ich sie an diesem Augustmorgen wiedersah. Man hatte eine Einbahnstraße mit Aufpflasterungen zur Temporeduzierung aus ihr gemacht. Parken durfte hier nur noch, wer eine Lizenz hatte, und Lastwagen war die Durchfahrt verboten. Die Häuser waren freundlicher, als ich sie in Erinnerung hatte, die Bürgersteige breiter, das Sonnenlicht war heller und dunstiger. Für mich war diese Straße bis dahin nur ein finsterer, unheildrohender Ort gewesen, und ich fragte mich jetzt, was im Lauf der Jahre meine Erinnerung derart entstellt und vergiftet hatte. Aber vielleicht lag es gar nicht an meinem Gedächtnis? Vielleicht hatte Annies Tod tatsächlich etwas bewirkt?

Als ich an Nummer 5 vorüberkam, warf ich einen kurzen Blick auf das Anwesen und fühlte mich beinahe beschämmt bei dem gefälligen Anblick. Die Liebe und Pflege, die wir dem Haus niemals gegönnt hatten, bekam es offensichtlich von seinen jetzigen Bewohnern. Kästen voll farbenfroher Blumen vor den Fenstern, eine neue Haustür aus gebeiztem Holz statt der alten dunkelblauen, die wir gehabt hatten, und der winzige Vorgarten, kaum einen Meter groß, mit einem adretten Backsteinmäuerchen, Töpfen mit knallroten Petunien und einem Halbrund sauber gemähten Rasens neben dem Weg, der zur Haustür führte. Und dies war nicht das einzige Haus, das so herausgeputzt war. Hier und dort sprachen zwar ungepflegte Vorgärten und blätternder Lack von Bewohnern, die nicht bereit oder fähig waren, sich anzupassen, aber ganz allgemein hatte die Straße sich eindeutig gemausert und ließ Jocks Behauptung, dass die Grundstückspreise sprunghaft in die Höhe geschossen seien, durchaus plausibel erscheinen.

Ich vermutete, dass dies zum Teil dem Verkauf der gemeindeeigenen Häuser zuzuschreiben war, die vor zwanzig Jahren mit ihren einheitlichen gelben Türen jedermann sofort ins Auge gesprungen waren. Jetzt waren sie von den Häusern, die immer schon Privateigentum gewesen waren, nicht mehr zu unterscheiden, und ich fragte mich, wie viele von ihnen noch von den alten Mietern bewohnt wurden, die sie zu Schleuderpreisen gekauft hatten. Wenn man Wendy Stanhope glauben konnte, hatten die meisten dieser Leute innerhalb eines Jahres verkauft, um einen hundertprozentigen Gewinn einzustreichen; die Klügeren jedoch hatten ausgeharrt und zugesehen, wie das investierte Kapital wuchs.

Ich überquerte die Straße und blieb vor der Pforte zu Sharon Percys Haus stehen. Es war beinahe so schmuck wie das unsere, mit Sonnenjalousien in den Fenstern und einem Büschel Pampasgras im Garten. Ich konnte mir vorstellen, dass sie verkauft hatte, sobald sie einen Reibach gewittert hatte.

Dass sie das Haus erworben hatte, wusste ich von Libby, die sich in ihren Briefen monatelang darüber aufgereggt hatte, dass Jock mit seinen dreißig Pfund die Woche Sharons Schlafzimmer finanziert hätte, aber es fiel mir schwer, die neue zurückhaltende Gediegenheit von Nummer 28 mit der affektierten Wasserstoffperoxidblondine auf Wendys Fotografie in Einklang zu bringen.

Ich spähte – mehr neugierig als in Erwartung, sie zu sehen – durch das Erdgeschossfenster und fuhr zurück, als hinter der Scheibe flüchtig ihr mehlweißes Gesicht mit dem roten Mund, der wie ein blutiger Schlitz wirkte, und den stark geschminkten Augen sichtbar wurde. Ich musste an Libbys Spitznamen für sie denken – »Der platinblonde Vampir« – aber an diesem Morgen wirkte sie eher mitleiderregend als räuberisch. Eine alternde Frau, die meinte, die Verheerungen der Jahre mit Farbe zukleistern zu können. Lebte Geoffrey Spalding noch mit ihr zusammen? Oder war seine Leidenschaft mit ihrem Sex-Appeal gestorben? Schon wollte ich, einem absurden Impuls folgend, grüßend die Hand heben, als mir einfiel, dass ich nie mit der Frau gesprochen hatte und dass diese mich, selbst wenn sie mich vor zwanzig Jahren gekannt hätte, heute bestimmt nicht wiedererkennen würde.

Annies Haus gönnte ich kaum einen Blick, als ich zu Nummer 32 weiterging. Selbst wenn ich in den Monaten nach ihrem Tod vor dem bretterver Nagelten Haus gestanden hätte, war nie ihr Geist erschienen, mich zu quälen, und ich erwartete ganz gewiss nicht, jetzt von ihm gequält zu werden.

Die einzigen Geister, die hier ihr Unwesen trieben, waren einsame Mütter ...

Maureen Slater öffnete mir, noch bevor ich dazu kam zu klopfen, und zog mich mit ihrer kleinen Hand ins Haus. »Ich möchte nicht, dass die Leute Sie sehen«, sagte sie.

»Die wissen doch gar nicht, wer ich bin.«

»Das sagen Sie so. Die quatschen alle.«

Ich verstand nicht, wieso das eine Rolle spielte, da doch niemand mehr hier lebte, der sich an Annie erinnerte; mit »alle«, dachte ich, meinte sie wahrscheinlich Sharon Percy. Ich hielt es für klüger, ihr nicht zu sagen, dass ich bereits gesichtet worden war, und folgte ihr an den offenen Türen der beiden unteren Räume vorbei durch den Korridor in die Küche.

Das Wohnzimmer schien kaum benutzt zu werden, aber das ehemalige Esszimmer war sehr gemütlich eingerichtet mit mehreren bequemen bunten Sesseln, einem Sofa an der Wand und einem großen Fernsehapparat in der Ecke. Das Gerät war schon eingeschaltet, es lief irgendein Vormittagsmagazin. Auf dem Sofa lag eine zerdrückte Steppdecke, und in der Luft hing dichter Zigarettenqualm. Maureen hatte entweder die ganze Nacht hindurch ferngesehen oder sehr früh damit angefangen. Sie schloss die Tür, als wir an dem Zimmer vorüberkamen, um die Fernsehgeräusche abzuschwächen.

Maureens Haus war ein Eckhaus, aber es hatte den gleichen Grundriss wie unser ehemaliges Haus. Jedes zweite Haus in der Zeile war so angelegt: Wohn- und Esszimmer rechts, Flur links, an der Treppe vorbei nach hinten zur Küche. Die dazwischenstehenden Häuser waren spiegelbildlich gebaut, sodass also auf der einen Seite sich Korridor an Korridor anschloss, auf der anderen Wohnbereich an Wohnbereich. Oben war es genauso: einerseits Schlafbereich an Schlafbereich, andererseits Treppenschacht an Treppenschacht. Um auch die Esszimmer mit Fenstern versehen zu können, hatte man die Küchen hinten versetzt angebaut; ihre Trennwände schlossen jeweils an die Korridorseiten der Nachbarhäuser an. Da beim Bau dieser Häuser moderne Schallschutzbauvorschriften noch nicht existiert hatten, lernten wir alle zwangsläufig unsere Nachbarn weit genauer kennen, als uns lieb war.

Genau darüber hatte Sam ständige Beschwerde geführt. Wir hätten, meinte er, »Lärmforschung« betreiben sollen, bevor wir

Nummer 5 kauften. Auf der Korridorseite unseres Hauses – in Nummer 7 –, jener Seite also, wo man von den Geräuschen aus dem Nachbarhaus nicht viel mitbekam, wohnte ein altes Ehepaar, das sich selbst in der Küche nur im Flüsterton zu unterhalten schien. Auf der anderen Seite – in Haus Nummer 3 –, dort, wo nur eine papierdünne Wand die Wohnbereiche der beiden Häuser voneinander trennte – wohnten die Charles' mit ihren Kindern, deren nächtliches Geschrei uns wach zu halten pflegte. Einmal hatte Sam beide Nachbarn zu einem Drink zu uns eingeladen und vorgeschlagen, sie sollten um des lieben Friedens willen die Häuser tauschen, aber Paul Charles regte sich fürchterlich auf, als Sam einige Dinge aufzählte, die er durch die Wand gehört haben wollte, und behandelte ihn danach mit feindseliger Verachtung.

Ich hatte oft darüber nachgedacht, ob zwischen Annie und ihren Nachbarn eine ähnliche Situation bestanden hatte, wenn auch bei den zahlreichen Beschwerden, die gegen sie vorgebracht worden waren, von Lärm nie die Rede war. Vermutlich war sie da eher das Opfer gewesen und hatte stumm gelitten, während man ihr das Leben zur Hölle machte. Tatsache war jedenfalls, dass Michael Percy und Alan Slater den größten Spaß dabei gehabt hatten, sie in der Öffentlichkeit zu hänseln und zu verhöhnen, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie sie im Schutz ihrer vier Wände geschont haben sollten. Da hatten sie sie wahrscheinlich durch die Mauern mit ihren Gemeinheiten drangsaliert.

»Danny hat gestern Abend angerufen«, bemerkte Maureen. Sie zog einen Küchenstuhl heraus und drückte mich darauf nieder. »Sie sind ja anscheinend ganz groß angekommen bei ihm.«

Der leicht spöttische Ton reizte mich genauso wie alles andere an dieser Frau, und ich hatte Mühe, mir ein Lächeln abzuringen, um meine Abneigung zu verbergen. Immer schon hatte ich Maureen Slater für bösartig gehalten, daran änderte

sich auch nichts, als ich von Wendy Stanhope hörte, wie brutal sie von ihrem Mann misshandelt worden war. Vielleicht kam es daher, dass ich sie für die Hass-Kampagne gegen Annie verantwortlich machte. Ich bin sicher, sie war sich über meine wahren Gefühle ihr gegenüber im Klaren, doch im Augenblick schien sie bereit, den Schein gutnachbarlicher Freundlichkeit zu wahren.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, erklärte ich. »Danny ist ein sehr netter Junge.«

Sie hantierte mit Tassen und Untertassen. Ich hatte ihr im Lauf der Jahre unzählige Briefe geschrieben und Antwort auf meine Fragen gesucht, aber ihre erste und einzige Reaktion war der Brief gewesen, den ich in der vergangenen Woche von ihr erhalten hatte, die Zustimmung zu diesem Treffen. Ich vermutete, dass mein Kontakt zu Danny sie dazu bewogen hatte, ihr Schweigen aufzugeben, und hätte gern gewusst, ob sie einen Verdacht hatte, dass ich mich ihm ganz bewusst angenähert hatte, und ob sie sich Gedanken darüber machte, was er mir möglicherweise erzählt hatte. Denn es gab bestimmt eine Menge Dinge, die sie mir lieber verheimlichen würde.

»Da sind Sie die Einzige, die so denkt.« Sie ging zur Spüle, um den Kessel mit Wasser zu füllen. »Danny hat seit seinem zehnten Lebensjahr nichts als Ärger gemacht – Prügeleien, Autodiebstahl, mit zwölf hat er angefangen, Heroin zu spritzen.« Sie hielt abwartend inne. Als von mir keine Reaktion kam, fügte sie herausfordernd hinzu: »Die meisten Mütter würden ihre Söhne nicht mit so einem Kerl herumziehen lassen. Er hat mir erzählt, dass er ein paarmal mit Ihren Jungs unterwegs war.«

»Ja. Sie haben sich zwei- oder dreimal auf Portland mit ihm getroffen. «

»Sie wissen, dass er Marihuana raucht?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich bietet er es auch Ihren Söhnen an«, fügte

sie mit einem Anflug von Boshaftigkeit hinzu.

»Da wäre er nicht der Erste und sicher nicht der Letzte.«

Sie musterte mich argwöhnisch. »Sie nehmen das ziemlich gelassen. Sie haben wohl großes Vertrauen in Ihre Söhne.«

Ich lächelte unverbindlich. »Ich würde mir mehr Sorgen machen, wenn Danny noch Heroin nähme.«

»Das bestimmt nicht.« Sie schaltete den Wassertopf ein. »Das ist das einzige Gute, was dieser Drury mir je angetan hat – er hat den blöden kleinen Scheißer eines Tages dabei erwischt und ihn so in die Mangel genommen, dass er nie wieder eine Nadel anröhrt.«

»Wie hat er das denn gemacht?«

»Er hat ihn vor die Wahl gestellt – sofortige Strafe oder Jugendfürsorge. Danny hat sich für die sofortige Strafe entschieden.« Sie lachte. »Ich nehme an, er dachte, Drury würde ihn ein bisschen vermöbeln und basta. Mit hochkarätigem Sadismus hat er bestimmt nicht gerechnet.« Sie lachte wieder, als amüsierte sie das.

»Was hat Drury denn getan?«

»Er hat die Nadel abgebrochen und sie Danny in den Arm gestoßen. Ganz tief. Mit den Handschellen. Dann hat er gesagt, wenn Danny zum Arzt ginge, um die Nadel rausziehen zu lassen, würde der natürlich einen Haufen Fragen stellen, und er – Danny, mein ich – würde im Handumdrehen bei der Fürsorge landen. Es hat zwei Tage gedauert, bis Danny endlich den Mut fand, seinen Arm so weit aufzuschneiden, dass er die Nadel mit einer Pinzette rausholen konnte. Seitdem kann er keine Spritze mehr sehen, ohne dass ihm schlecht wird.«

»Das hört sich doch ganz nach Mr. Drury an«, murmelte ich.  
»Brutal, aber wirksam. Haben Sie ihn wenigstens angezeigt dafür?«

»Wofür halten Sie mich!« Sie löffelte Pulverkaffee in die Tassen. »Ich war ihm dankbar. Dass eines von meinen Kindern an einer Überdosis krepierter, war das Letzte, was ich mir

gewünscht habe.«

Schweigen trat ein, während wir auf das Kochen des Kaffeewassers warteten. Ich hatte keine Ahnung, aus was für einem Milieu sie stammte, aber Drurys letzte Bemerkung zu Danny – »Und was macht deine Mutter, diese runtergekommene Schlampe? Säuft sie noch?« – schien mir der Wahrheit unangenehm nahe zu kommen. Meine Mutter hätte gesagt, es sei die Erziehung (oder der Mangel daran) – ein Wissenschaftler würde die Gene verantwortlich machen –, ich nahm an, es lag an schlechter Erziehung und mangelnder Selbstachtung. Wenn es überhaupt etwas gab, was ihr etwas bedeutete, dann vermutlich ihre Sozialhilfezahlungen und die Frage, ob das Geld reichen würde, um sie für eine Woche mit Zigaretten und Alkohol zu versorgen.

Auf ihrem Fensterbrett reihten sich die leeren Flaschen, Beweis genug, dass sie ihre Alkoholsucht nie besiegt hatte. Eine ungeöffnete Flasche Wodka stand neben Salz und Pfeffer auf dem Tisch wie eine unverdiente Belohnung. Wenn sie an diesem Tag betrunken oder mit Prozac voll gepumpt war, so fiel das nicht auf. Im Gegenteil, die scharfen taxierenden Blicke, die sie mir immer wieder zuwarf, erinnerten mich in ihrer Wachheit an Wendy Stanhope, wenn auch kein Funken Güte in ihnen war, sondern nur Argwohn.«

»Danke«, sagte ich, als sie mir eine Tasse Kaffee hinstellte. Sie hatte Milch und Zucker zugegeben, und obwohl ich beides zum Kaffee nicht ausstehen konnte, täuschte ich Genuss vor, als ich probierte.

Sie setzte sich mir gegenüber und zündete sich eine Zigarette an. »Möchten Sie eine?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe zum Glück nie angefangen. Sonst wäre ich heute wahrscheinlich bei sechzig pro Tag.«

»Woher wollen Sie das so genau wissen?«

»Ich bin eine echte Suchtpersönlichkeit. Wenn ich einmal

mit etwas anfange, kann ich nicht mehr aufhören.«

»Wie mit dieser Geschichte mit Annie?«

»Ja.«

Maureen Slater schüttelte mit verständnisloser Miene den Kopf. »Sie hätten diese Frau gar nicht gemocht, glauben Sie mir. Deswegen ist das ja alles so – *idiotisch*. Wenn irgendjemand anderer sie gefunden hätte, hätte kein Hahn nach ihr gekräht. Sie wäre in aller Stille beerdigt worden, und wir alle hätten unsere Ruhe gehabt.« Sie hielt inne und zog nachdenklich an ihrer Zigarette. »Sie auch«, fügte sie hinzu.

»Ach, ich komme ganz gut zurecht.«

Sie schnippte Asche in ihre Untertasse. »Aber Sie können sie nicht vergessen, und das geht Ihnen an die Nieren.«

Ich hätte ihr antworten können, dass Annie die kleinste meiner Obsessionen war, aber ich wollte sie nicht vorwarnen. Stattdessen fragte ich also: »Warum hätte ich sie nicht gemocht?«

»Weil sie *Sie* nicht gemocht hätte. Sie mochte überhaupt keine Weißen ... Wir waren alle nur ›weißes Pack‹ für sie. Das hat sie immer durch die Küchenwand gesungen, wenn Derek laut geworden ist. ›Weißes Pack, weißes Pack ...‹ Immer im Singsang, minutenlang. Es hat ihn wahnsinnig gemacht.«

»Hat er sie deshalb so gehasst?«

Sie nickte.

»Vielleicht wollte er die Wahrheit nicht hören«, bemerkte ich trocken.

Ein feindseliger Ausdruck schlich in ihre Augen. »Wir haben nie vorgegeben, was zu sein, was wir nicht waren.«

Die Maske gutnachbarlicher Freundlichkeit war im Begriff, rapide in nichts zu zerfallen.

»Sie waren als die ›Höllenfamilie‹ verschrien, Maureen. Wenn Sie und Derek nicht gerade dabei waren, sich gegenseitig niederzubrüllen, haben Ihre Kinder die Straße unsicher gemacht. Wirklich, ich kenne niemanden, der sich so

wie Ihre Familie aufführt. Alan hat seine Kampfsprünge mit Vorliebe an anderer Leute Zäunen geübt. Annies Zaun hatte er innerhalb von einem Monat nach Ihrem Einzug hier flach gelegt – für unseren hat er drei Monate gebraucht.«

»Er war nicht der Einzige«, rief sie augenblicklich aufgebracht. »Michael Percy war genauso schlimm.«

»Das stimmt.«

»Aber der Sündenbock war immer mein Alan.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht wahr. Wenn Michael etwas angestellt hatte, ist er dafür geradegestanden. Ihr Sohn hat das nie getan. Alan ist regelmäßig abgehauen, sobald es brenzlig wurde, und hat Michael die Suppe auslöffeln lassen.«

»Nur weil er wusste, dass sein Vater ihn windelweich prügeln würde, wenn er erwischt würde.«

»Ach, aber Michael konnte ruhig windelweich geprügelt werden?«

Sie kniff den Mund zusammen. »Der ist doch nie geprügelt worden. Glauben Sie vielleicht, Sharon hätte gegen den die Hand erhoben? Vorher hätte er sie niedergeschlagen. Das war ein übles Früchtchen, dieser Michael – ein ganz schlechter Einfluss auf die Kinder hier in der Straße. Immer war er derjenige, der meinen Jungen reingeritten hat – nie war's umgekehrt.«

Es hätte mich interessiert, ob Sharon das auch so sah, ob es sie überhaupt interessierte. »Ich habe einmal beobachtet, wie ein Mann ihn mit dem Kopf voraus in eine Ziegelmauer rammte«, sagte ich. »Es ging sehr schnell, und ich war zu weit weg, um eingreifen zu können. Der Junge war erst vierzehn – und er war nicht sehr kräftig für sein Alter. Er konnte sich natürlich nicht mehr röhren und lag am Boden wie ein Häuflein Elend.«

»Recht ist ihm geschehen«, sagte Maureen Slater gehässig. »Einmal hätte er beinahe einen Menschen umgebracht. Das ist

noch gar nicht so lange her. Elf Jahre hat er dafür gekriegt. Da sehen Sie doch, was das für einer ist. Ich könnte aus der Haut fahren, wenn ich dran denk, dass immer uns alles in die Schuhe geschoben worden ist, wo in Wirklichkeit er und seine Mutter, diese Schlampe, an allem schuld waren.« Ein Funke boshafter Genugtuung glomm in ihren Augen auf. »Annie hatte die beiden genau richtig eingeschätzt. Sharon hat sie immer ›Hure‹ genannt und Michael ›Bastard‹.«

»Hat sie Sharon auch als ›weißes Pack‹ beschimpft?«

»Nein. Da hieß es immer nur ›Hure‹, ›Nunne‹ und dergleichen. Jedes Mal, wenn Sharon einen Kunden da hatte, hat Annie losgebrüllt. Das war ganz schön komisch.«

Wenn mich mein Gedächtnis nicht trog, hatte es einmal eine Zeit gegeben, da waren Maureen und Sharon unzertrennlich gewesen; es hätte mich interessiert, was zum Bruch zwischen den Busenfreundinnen geführt hatte. Sicherlich hatte es mit Geld zu tun gehabt; das war ja die einzige Leidenschaft, die die beiden geteilt hatten. »Also waren nur die Slaters ›weißes Pack‹?«, murmelte ich.

Maureen starnte auf das glühende Ende ihrer Zigarette. »Ach, denken Sie doch, was Sie wollen.«

»Wissen Sie, wer der Mann war, der Michael damals zusammengeschlagen hat?«, fragte ich sie.

Sie zuckte gleichgültig die Achseln.

»Es war Ihr Mann«, sagte ich. »Er war betrunken und wütend und erwischte Alan und Michael dabei, wie sie an Autotüren rüttelten, um zu sehen, ob welche unverschlossen wären. Alan haute sofort ab. Michael stand zu seiner Tat und blieb und wurde dafür verprügelt. Ich wollte Derek damals anzeigen, aber Michael sagte, er würde seine Wut nur an Ihnen auslassen, wenn wir ihn in Schwierigkeiten brächten. Mr. Slater ist ein ganz gemeiner Hund, sagte er zu mir. Jedes Mal, wenn seine Kinder ihm über sind, verdrischt er seine Frau.« Ich wartete auf eine Reaktion von ihr, aber es kam keine. »Also

habe ich Derek laufen lassen und Michael mit zu mir nach Hause genommen, anstatt ihn aufs Polizeirevier zu bringen. Es hat drei Stunden gedauert, bis das Nasenbluten aufhörte.«

Sie drückte ihre Zigarette aus, ohne mich anzusehen. »Das können Sie doch mir nicht zum Vorwurf machen. Ich hab ja die meiste Zeit nicht mal gewusst, wo Derek sich rumtreibt, geschweige denn, was er für Sachen macht.«

Das hörte sich sehr nach der Einleitung zu einer Rechtfertigung an. »Ich mache Ihnen keinen Vorwurf.«

»Ach was, natürlich tun Sie das. Genau wie alle anderen. Maureen ist schuld, dass ihre Kinder sich aufführen wie die Banditen ... Maureen ist selbst schuld, dass sie so einen miesen Kerl geheiratet hat. Na schön, vielleicht war ich selbst schuld, vielleicht auch nicht. Aber wer, verdammt noch mal, hat sich eigentlich jemals um mich gekümmert, hm? Können Sie mir das sagen?«

»Der Pfarrer und seine Frau?«

Wut blitzte kurz in ihren Augen auf. »Denen war die Niggerschlampen viel wichtiger als ich.«

Ich wandte mich ab, um meinen Zorn zu verbergen. Zu gut erinnerte ich mich an Wendy Stanhopes Worte – »Die arme Frau hat immer bei uns Zuflucht gesucht ...« »So viel ich weiß, haben die beiden Sie stets aufgenommen, wenn Ihr Mann gewalttätig wurde.«

»Immer nur aus christlicher Barmherzigkeit, nie weil sie mich mochten.« Das schien sie noch immer tief zu kränken. »Der Pfarrer hat jede Woche bei Annie angeklopft. Bei mir hat er das nie für nötig gehalten. Ich musste immer selbst sehen, wie ich Hilfe kriegte.«

»Vielleicht war er der Meinung, dass Annie mehr aushalten musste.«

»Bestimmt nicht mehr als wir. Sie hätten hören sollen, wie sie uns durch die Wand beschimpft hat.«

»Sie sagten doch, dass sie das nur getan hat, wenn Sie laut

waren.«

»Aber so war's nicht immer. Manchmal war's schwer zu sagen, wer angefangen hat, sie oder wir. Sie hatte so ein dreckiges Mundwerk! Wenn die uns nicht als ›weißes Pack‹ beschimpft hat, dann als ›Gesindel‹ oder ›Abschaum‹ ... Können Sie sich nicht vorstellen, dass uns das in Wut gebracht hat?«

»Sie konnte nichts dafür«, sagte ich. »Sie war krank. Sie litt am so genannten Tourette-Syndrom. Eine Begleiterscheinung dieser Störung ist die Koprołalie, ein Zwang, Obszönitäten zu äußern. Bei ihrer Mutter war es viel stärker ausgeprägt als bei Annie, aber vielleicht kam es bei Annie zum Durchbruch, wenn sie unter Stress stand.«

»Dann hätte sie in die Klapsmühle gehört.«

Glaubte diese Frau das wirklich? Oder plapperte sie es einfach nach wie ein Mantra, um damit zu entschuldigen, was sie getan hatte?

»Vernünftiger wäre es gewesen, wenn die Gemeinde Sie und Ihre Familie anderswo untergebracht hätte«, entgegnete ich. »Ich habe, ehrlich gesagt, nie verstanden, warum man das nicht tat. Sie lebten ausschließlich von Sozialhilfe und hielten mehr Sozialarbeiter auf Trab als jede andere Familie in der Straße, und trotzdem wurde ständig Annie unter Druck gesetzt und gedrängt auszuziehen, niemals Sie und Ihre Familie. Ich fand das immer unglaublich ungerecht. Sie war rechtmäßige Eigentümerin ihres Hauses und bezahlte ihre Steuern und Abgaben, während Sie keinen Penny locker zu machen brauchten.«

»Das war nicht unsere Schuld. Derek war arbeitslos. Wär's Ihnen lieber gewesen, wir wären verhungert?«

Ich war nicht bereit, darauf einzugehen. »Wie kam es, dass die Gemeinde Ihre Partei ergriff und nicht Annie unterstützte, Maureen? Den Leuten muss doch klar gewesen sein, dass ihre Nachbarn ihr das Leben schwer machten.«

»Wieso? Sie hat sich nie beschwert.«

»Sie hat Sie als ›weißes Pack‹ bezeichnet. Ist das keine Beschwerde?«

Sie zündete sich eine frische Zigarette an und schüttelte den Kopf über meine Dummheit. »Ich mein, sie hat sich nicht bei der Gemeinde beschwert.«

Ich konnte es kaum glauben. Ich hatte an alle möglichen Verschwörungstheorien als Erklärung dafür gedacht, dass die Slaters und die Percys Annie ungestraft hatten terrorisieren können; es war mir nie in den Sinn gekommen, dass es eine so einfache Erklärung geben könnte.

»Soll das heißen, dass Annie trotz all der Beschwerden und Anzeigen, mit der Sie und Sharon ihr die Hölle heiß gemacht haben, nicht ein einziges Mal zurückgeschlagen hat?«

Maureen nickte.

»Warum nicht?«

Keine Antwort. Wieder breitete sich Schweigen zwischen uns aus. Sie trug ihr Haar straff zurückgekämmt in einem Pferdeschwanz und strich sich immer wieder mit der Hand über den Scheitel, als wollte sie sich vergewissern, dass das Gummiband noch fest saß. Sie schien zu überlegen, ob es jetzt, nach zwanzig Jahren, etwas bringen würde, die Wahrheit zu sagen; aber ich vermute, in Wirklichkeit ging es ihr darum, herauszufinden, was ich wusste und was ich zu tun gedachte. Und das war wohl auch der einzige Grund, warum dieses Gespräch überhaupt stattfand.

»Sie hatte viel zu viel Angst vor Derek«, bekannte sie nach einer Weile.

»Um Anzeige zu erstatten?«

»Ja.«

»Was hat er denn getan, um sie so einzuschüchtern?«

Wieder Schweigen. Länger diesmal. Schließlich zuckte sie verlegen die Achseln. »Er hat eine von ihren Katzen umgebracht und ihr gedroht, dass er die anderen auch noch

abmurksen würde, wenn sie sich je über uns beschweren sollte. Verstehen Sie –« Sie wand sich vor Unbehagen; sie wusste genau, dass nichts das Verhalten ihres Mannes und ihre stillschweigende Duldung seiner Untaten entschuldigen konnte. »Wir hatten innerhalb von drei Jahren dreimal die Wohnung wechseln müssen, wir wollten nicht schon wieder umziehen. Und auf keinen Fall wollten wir wieder in ein Hochhaus.«

»Nein«, sagte ich langsam. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Und es war schließlich nur eine Katze.«

»Hm.« Ich blickte den Korridor hinunter. »Kein schlechtes Geschäft, wenn man sich's mal überlegt – eine Katze für ein Haus.«

»Da sehen Sie's.«

»O nein!« Ich lachte kurz und höhnisch. »Unterstehen Sie sich, mich mit einem Sadisten in einen Topf zu werfen! Wäre Derek mein Mann gewesen, er wäre einer Katze nicht einmal nahe gekommen. Und ich hätte ihn mit der Axt niedergeschlagen, wenn er es gewagt hätte, die Hand gegen eines meiner Kinder zu erheben. Wieso sind Sie so feige? Warum haben Sie sich nicht gewehrt?«

Ihr Blick wurde noch gehässiger. »Sie haben ja keine Ahnung, wie das war. Sie haben nicht jeden Tag um Ihr Leben fürchten müssen. Was glauben Sie wohl, was er mit mir und den Kindern gemacht hätte, wenn ich versucht hätte, mich zu wehren?«

»Warum sind Sie nicht zur Polizei gegangen?«

Sie schüttelte nur den Kopf, so verächtlich, als wäre es die Frage nicht wert, beantwortet zu werden, und wahrscheinlich traf das ja auch zu. Häusliche Gewalt wurde 1978 als Bagatelle betrachtet. Genau wie die Belästigung Schwarzer.

»Wie hat er die Katze getötet?«, fragte ich, auf das zurückkommend, was mich interessierte.

»Er hat sie erdrosselt«, antwortete sie gereizt. »Die Biester sind ja ständig zu uns in den Garten gekommen, und er hatte

Annie schon gewarnt, dass er das auf Dauer nicht durchgehen lassen würde. Er hat die tote Katze bei ihr über den Zaun geworfen. Mit einem Zettel am Halsband, damit ihr klar war, was los war.«

»Was stand auf dem Zettel?«

»Das weiß ich nicht mehr genau. Ich glaub, er hat geschrieben, die nächste würde er an den Zaun nageln. Er hat's mir erst hinterher erzählt.« Sie beobachtete mich mit verschlagenem Blick unter gesenkten Lidern hervor, während sie sich den nächsten Schachzug zu ihrer Rechtfertigung ausdachte. »Ich mag Katzen. Ich hätt ihn das nicht tun lassen, wenn ich was gegen ihn hätte ausrichten können. Die Kinder waren ganz verrückt nach den Tieren, als wir hier eingezogen sind – und sie haben dann immer wieder gefragt, wo die rote Katze geblieben ist.«

»Wann war das?«

»Ungefähr zwei Monate, bevor Annie gestorben ist.«

»Im September 1978?«

»Wahrscheinlich.«

Ich erinnerte mich an John Howletts Brief an Sheila Arnold.  
*Bei meinem ersten Besuch im März 1978 habe ich ihr zwei Dinge geraten: 1. Sie solle eine Katzenklappe in der Küchentür anbringen, damit die Tiere freien Zugang zu Haus und Garten haben ... »Nachdem Sie ihr den Tierschutzverein auf den Hals gehetzt hatten?«*

Maureen stäubte Asche in ihre Untertasse und beobachtete den Vorgang mit großer Konzentration. »Ich weiß nicht mehr.«

»Das erste Mal kam der Tierschutzbeauftragte im März. Er machte ihr zur Auflage, eine Katzenklappe in ihrer Küchentür anzubringen, weil Sie und Sharon sich immer wieder über den üblen Geruch aus ihrem Haus beschwert hatten.«

Sie zog gleichgültig die Schultern hoch und ließ sie wieder herabfallen.

»Hatten Sie keine Angst, sie würde dem Mann bei seinem

nächsten Besuch Dereks Zettel zeigen?«

»Das hätte sie sich nicht getraut. Sie hatte vor dem Tierschutzverein beinahe genauso viel Angst wie vor Derek.«

»Wie hat sie denn die Katzen hinausgelassen, bevor sie die Katzenklappe einbauen ließ?«

»Überhaupt nicht. Drum hat's im Haus ja so gestunken.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach ich. »Sie haben mir gerade erzählt, dass Ihre Kinder ganz verrückt nach den Katzen waren, als Sie hier einzogen. Wie hätten sie von den Katzen wissen können, wenn die niemals hinausgelassen wurden, solange es keine Katzenklappe gab?«

Ein trotziger Unterton schwang in Maureens Stimme.

»Vielleicht hat sie einfach ihre Küchentür offen gelassen.«

»Hat sie oder hat sie nicht? Das müssen Sie doch gemerkt haben. Ihre Küchen lagen Wand an Wand.«

»Meistens war die Tür offen, ja.« Sie schaute mich kurz an und gleich wieder weg, um mich das Berechnende in ihren Augen nicht sehen zu lassen. »Drum haben wir ja gedacht, sie hätte Hühner im Haus. Der Gestank, der da rauskam, war widerlich.«

»Herrgott noch mal!«, sagte ich verdrossen. »Das Einzige, was hier gestunken hat, waren Sie und Ihre Kinder. Weiß der Himmel, ob Sie Alan je gebadet oder seine Kleider gewaschen haben. In der Schule wollten die Kinder jedenfalls nie neben ihm sitzen. Der Junge konnte einem Leid tun. Er war immer der Erste, bei dem nach Kopfläusen geschaut wurde – und *immer* hatte er welche. Sein Schrank wurde immer als Erster durchsucht, wenn Turnsachen verschwunden waren – und *immer* wurden sie dort gefunden. Der Turnlehrer hat ihn einmal gefragt, was für ein Problem er hätte, und er sagte, er hätte gern Sachen, die sauber riechen.«

»Dafür konnte ich doch nichts«, behauptete sie in weinerlichem Ton, der mich unglaublich reizte. »Wir hatten keine Waschmaschine.«

»Wir hatten auch keine. Ich bin in den Waschsalon in der Hauptstraße gegangen.«

»Sie hatten keine Kinder.«

»Zwei Maschinen dauern nicht länger als eine.«

»Die Säcke waren zu schwer ... Ich konnte Danny nicht allein lassen ... und außerdem hatte ich nie Geld. Derek hat alles versoffen.«

Ich richtete meinen Blick auf die Wodkaflasche auf dem Tisch. »Da war er nicht der Einzige.« Ihren Versuch einer Entgegnung ersticke ich einfach. »Warum haben Sie nicht mit der Hand gewaschen? In Ihrem Badezimmer? Sie haben nicht gearbeitet. Sie hatten den ganzen Tag Zeit, sich um Ihre Kinder zu kümmern. Sie hätten sie doch wenigstens sauber halten können!«

»Ich hab getan, was ich konnte.«

Ich hatte so lange darauf gewartet, dies alles loszuwerden, dass ich jegliche Vorsicht vergaß. »Dann sollten Sie sich schämen«, sagte ich kalt. »Ich habe Frauen in Afrika erlebt, die viel mehr getan haben, obwohl sie nichts weiter hatten als eine Wanne kaltes Wasser. Sie haben für Ihre Kinder keinen Finger gerührt, und wenn Danny sich so gut entwickelt hat, dann nur, weil irgendwann jemand ihm echtes Interesse entgegenbrachte. Ich nehme an, es war Alans Frau –« ich sah ihrem Gesicht an, dass ich richtig getippt hatte –, »denn Sie waren es ganz sicher nicht. Sie waren ja die meiste Zeit betrunken – genau wie Ihr Mann.«

Sie reagierte mit überraschender Gleichgültigkeit, beinahe so, als hätte sie dieselben Anklagen schon viele Male zuvor gehört. »Man tut, was man kann, um irgendwie über die Runden zu kommen«, sagte sie, »und es war auch nicht immer so. Manche Tage waren besser als andere. Und überhaupt spürt man den Schmerz nicht so stark, wenn man getrunken hat. Lassen Sie sich doch ab und zu mal grün und blau schlagen, dann werden Sie schon sehen, wie Ihnen das gefällt.«

*Brief von Ann Butts an den Gemeinderat J. M. Davies,  
Richmond, aus dem Jahr 1978*

30 Graham Road  
Richmond, Surrey

12. Juni 1978

Sehr geehrter Mr. Davies,  
ich habe Ihren Namen und Ihre Adresse aus einem Flugblatt,  
das in meinem Briefkasten war. Sie schlagen vor, man soll  
Ihnen schreiben, wenn man Probleme hat. Ich wollte Sie bitten,  
etwas für Morin zu tun. Sie weint oft, weil ihr Mann sie  
schlägt. Ich habe versucht, ihn davon abzuhalten, aber er ist ein  
böser Mensch, der gern Kinder und Tiere quält.  
Ich mache mir große Sorgen.

Hochachtungsvoll  
Ann Butts (Miss)

*Durchschlag des Antwortschreibens von Gemeinderat  
J. M. Davies*

Pendlebury  
Duke's Avenue  
Richmond  
Surrey  
01-940-0000

20. Juni 1978

Sehr geehrte Miss Butts,  
besten Dank für Ihren Brief vom 12. Juni 1978. Ihre Mitteilung  
hat mich sehr bestürzt, aber ohne zusätzliche Informationen  
kann ich leider kaum etwas unternehmen. Sie haben mir weder  
Morins Nachnamen noch den Namen ihres Mannes angegeben,  
und auch ihre Anschrift fehlt mir. Sie werden gewiss verstehen,  
dass ich die Angelegenheit nicht ohne diese Angaben bei den  
zuständigen Behörden zur Sprache bringen kann.  
Wenn Sie wünschen, dass ich der Sache nachgehe, dann  
schreiben Sie mir bitte noch einmal oder rufen Sie mich unter  
der oben angegebenen Nummer an. Wenn es Ihnen lieber ist,  
können Sie auch persönlich zu einer meiner Sprechstunden an  
der oben angegebenen Adresse kommen. Sie finden stets am  
ersten Samstag eines jeden Monats zwischen 9 und 12 Uhr  
statt. Eine Anmeldung ist nicht nötig.

Mit freundlichen Grüßen

(Nachtrag: Keine Antwort, daher keine Maßnahmen. Möglich,  
dass ein merkwürdiger Telefonanruf am 3. Juli um 23 Uhr, bei  
dem immer wieder von ›weißem Pack‹ die Rede war, von Miss  
Butts kam, aber die Anruferin war sehr verwirrt. Der Brief war  
vermutlich böswillige Verleumldung. J.M.D.)

## 15

Ich starrte in meinen Kaffee. »Wie hat sie ihre Katzen daran gehindert, in Ihren Garten zu laufen, nachdem Derek die rote getötet hatte? Das war doch lange nachdem die Katzenklappe eingebaut worden war.«

»Sie hat ein Brett vor die Klappe geklemmt und die Katzen immer nur einzeln rausgelassen, wenn sie ihr Geschäft machen mussten. Das war ganz schön komisch! Sie hätten sie sehen sollen! Jedes Mal wenn sie eine von den Katzen rausgelassen hat, ist sie im Garten rauf und runter gerannt und hat wie eine Wilde mit den Armen gewedelt, damit die bloß nicht in die Nähe von unserem Zaun kam. Eigentlich hätte sie dünn wie ein Strich werden müssen bei so viel Bewegung, aber sie hat sich ja ständig den Bauch voll geschlagen. Wir haben's sogar durch die Wand gehört – schmatz, schmatz, schmatz: Da ist einem schon beim Zuhören schlecht geworden.«

Mein Gesicht verriet wohl mehr als von mir beabsichtigt, denn sie senkte hastig die Lider. Was für eine gehässige Person, dachte ich. Ihr Gift musste teuflisch gewirkt haben auf die ganze Familie.

»Sie haben doch gefragt«, murmelte sie. »Geben Sie jetzt nicht mir die Schuld, wenn Ihnen die Antwort nicht gefällt.«

Ich hatte Mühe, meinen Zorn zu zügeln. »Woher wissen Sie, dass sie ein Brett vor die Klappe legte?«

»Die Kinder sind nachts oft über den Zaun geklettert und haben die Klappe aufgestoßen, damit das Brett umgefallen ist.«

»Das hat sie doch sicher sehr erschreckt?«

»Klar! Sie hat jedes Mal geschrien wie am Spieß.«

»Warum hat sie das Brett nicht einfach an die Tür genagelt?«

»Weil sie nicht wollte, dass die vom Tierschutzverein merken, dass sie die Klappe nicht benutzt. Sie hat den Mann immer an der Tür warten lassen und ist hinten in der Küche rumgesaust und hat ein Versteck für das Brett gesucht.«

»Haben Sie und Sharon ihr deshalb immer wieder den Tierschutzverein auf den Hals gehetzt? Weil man sie erwischen sollte?«

Sie blies einen Rauchring in meine Richtung und durchstach ihn mit dem glühenden Ende ihrer Zigarette. »Kann schon sein.«

Ich stieß meine Tasse mit so heftiger Bewegung weg, dass der Kaffee über den Tisch schwappte. »Sie hatten sie in der Zwickmühle. Auf der einen Seite drohte ihr Derek, die Katzen umzubringen, wenn sie frei herumliefen; auf der anderen Seite hielten ihr die Leute vom Tierschutz vor, sie mache sich strafbar, wenn sie sie *nicht* frei herumlaufen lasse.«

Sie begann wieder, sich übers Haar zu streichen.

»Was sollte die arme Frau denn tun?«

»Verschwinden«, sagte Maureen Slater kurz. »Mitsamt ihren Katzen.«

»Nur weil sie schwarz war?«

»Warum nicht? Wir wollten keine Niggerschlampen als Nachbarin.« Sie machte hastig einen Rückzieher, als sie meinen Blick sah. »Glauben Sie mir, meine Idee war das nicht – ich hätt's anders versucht, wenn ich gekonnt hätte. Aber Derek wollte sie loswerden ... er konnte Nig ... Schwarze nicht ausstehen. Er hat sie richtiggehend gehasst. Außerdem hat sie ihre Chance gehabt. Die vom Sozialamt haben ihr klipp und klar gesagt, dass sie nur einen Ton zu sagen braucht, und man würde uns eine andere Wohnung zuweisen ... aber sie hat gesagt, es wäre alles bestens.«

»Weil sie gar nicht anders konnte. Derek wusste, wo sie wohnte. Ihre Katzen wären niemals vor ihm sicher gewesen.«

»Genau, und am Ende hatte sie solche Manschetten vor ihm, dass wir ziemlich sicher waren, dass sie noch vor Weihnachten abziehen würde.« Sie schwieg einen Moment. »Und dann rennt die blöde Kuh in einen Lastwagen«, schloss sie verdrossen, »und die Bullen stellen fest, dass sie ihre Katzen selbst

abgemurkst hat.«

Ich stützte mein Kinn in meine Hände und betrachtete Maureen Slater mit einem Blick kalter Neugier. »Sie waren schon halb tot, als man sie ihr durch die Klappe ins Haus schob«, sagte ich. »Irgendjemand fand es unheimlich lustig, Straßenkatzen einzufangen und ihnen die Mäuler mit Sekundenkleber und Paketband zu verkleistern, sodass sie entweder grausam verhungern mussten, oder Annie ihnen das Fell hätte vom Kopf reißen müssen, wenn sie sie hätte retten wollen. Ich glaube, sie hat die Schwächsten unter ihnen getötet, als die anderen sie angreifen wollten; aber sie hat es aus Mitleid getan, nicht aus Grausamkeit.« Ich sah sie mit einem gezwungenen Lächeln an. »Na, wer hat denn nun diese tolle Idee gehabt? Sie? Oder Ihr Mann?«

Sie bohrte heftig ihre Zigarette in den Aschenbecher und zerkrümelte sie unter nikotinfleckigen Fingern. »Damit haben wir nichts zu tun gehabt«, erklärte sie entschieden, ohne jedoch den Fakten zu widersprechen. »Solche Leute waren wir nicht.«

»Na, hören Sie mal«, widersprach ich sarkastisch. »Eben haben Sie mir erzählt, dass Derek die eine Katze erdrosselt hatte und die nächste an den Zaun nageln wollte. Und warum? Nur weil er ein Versager war und Frauen terrorisieren musste, um sich einbilden zu können, er wäre ein toller Hecht.«

Ihr gefiel die Wendung des Gesprächs nicht, und sie leckte sich nervös die Lippen. »Davon weiß ich nichts.«

»Dass er Frauen terrorisiert hat?«

Sie fasste sich rasch. »Ich weiß nur, was er mit mir und den Kindern angestellt hat. Und da war das meiste nur Gerede. Getan hat er ganz selten was.«

»Solange Annie noch lebte, vielleicht«, stimmte ich zu. »Aber nach ihrem Tod hat er alles nachgeholt. Als er wusste, dass keine Zeugen mehr da waren, hat er richtig losgeschlagen.«

Ich erinnerte mich, wie ich sie im Krankenhaus besucht

hatte. Es war ein regnerischer Nachmittag Ende November gewesen. Das Wasser tropfte von meinem Mantel auf den PVC-Boden neben ihrem Bett, während ich mich bemühte, mein Entsetzen darüber zu verbergen, wie Derek seine Frau zugerichtet hatte. Sie war so klein und so grausam entstellt, und ihre Augen waren so voller Angst. Meine Hoffnung, von ihr Informationen zu erhalten, erfüllte sich nicht; sie war zu misstrauisch, um meine Fragen zu beantworten. Dafür hörte ich mir mit mühsam bewahrter Geduld ihre absurdnen Beteuerungen an. Einerseits behauptete sie, keineswegs habe sich Derek an ihr vergriffen; sie sei vielmehr allein im Haus gewesen und aus Unachtsamkeit die Treppe hinuntergestürzt, doch schon im nächsten Satz erklärte sie, dass sie höchstwahrscheinlich tot wäre, wenn Alan nicht da gewesen wäre und den Rettungsdienst angerufen hätte. Es war eine lachhafte Geschichte. Angesichts dieser Verletzungen – des gebrochenen Wangenknochens, der schrecklich verfärbten Augen –, die so stark an Annies totes Gesicht erinnerten, konnte niemand glauben, dass eine dieser Frauen Opfer eines Unfalls geworden war. Allzu spät bekam ich eine Ahnung von den Mauern angstvollen Schweigens, die gewalttätige Männer schützen.

»Was reden Sie da?«

»Zwei Wochen nach Annies Tod hat Derek Sie krankenhausreif geschlagen. Haben Sie sich nicht mal gefragt, wie das kam? Er hatte Sie nie zuvor so brutal geprügelt, dass Sie ins Koma fielen und darauf vertrauen mussten, dass Ihre Kinder den Rettungsdienst holen würden.« Ich wies mit einer Kopfbewegung zur Trennmauer zwischen den beiden Häusern. »Ihre Beschützerin war tot. Das Haus war leer. Derek hätte Ihnen ungestraft sämtliche Knochen brechen können, wenn ihm danach gewesen wäre. Er hätte Sie irgendwo auf die Straße schmeißen können und behaupten können, Sie wären von einem Lastwagen überfahren worden ...«

Maureen wollte von meiner Behauptung, dass Annie ihre »Beschützerin« gewesen sei, nichts wissen. Das wäre reiner Quatsch, erklärte sie. Annie hätte sie gehasst. Ich wiederholte, was sie mir selbst erzählt hatte – dass Annie drüben jedes Mal, wenn Derek laut geworden war, angefangen hatte zu jammern und zu schimpfen.

»Sie haben mich heute gefragt, wer sich je um Sie gekümmert habe«, sagte ich. »Annie hat sich um Sie gekümmert, Maureen. Ich weiß, das ist nicht das, was Sie hören wollen, aber es ist so.« Ich nahm zwei Briefe aus meinem Rucksack und schob sie über den Tisch.

»Der obere ist die Kopie eines Schreibens, das sie an den damals für die Graham Road zuständigen Gemeinderat J. M. Davies geschickt hat. Das war im Juni 1978. Der Brief darunter ist seine Antwort. Sie wusste offensichtlich nicht, wie man Ihren Namen schreibt, und da sie anscheinend ziemlich wirr redete, als sie später den Gemeinderat anrief, unternahm der nichts und vermutete Böswilligkeit hinter dem Schreiben.«

Maureen war ihr Unbehagen anzusehen, als sie den ersten Brief las. Es war, als besäße er selbst in Kopie noch die Macht, Annie zu uns ins Zimmer zu holen. »Vielleicht war es ja Böswilligkeit«, sagte sie, als sie das Blatt aus der Hand legte. »Vielleicht wollte sie mir und Derek Scherereien machen.«

»Jetzt reicht's aber wirklich.« Ich stieß einen Seufzer der Ungeduld aus. »Wenn das ihre Absicht gewesen wäre, wäre sie ganz anders vorgegangen. Sie hätte die Gemeinde mit Briefen bombardiert, mit anonymen Briefen wahrscheinlich, und hätte sich bestimmt nicht damit begnügt, Derek der Tierquälerei zu beschuldigen. Sie hätte alle Welt wissen lassen, dass er Tiere tötete. Können Sie denn nicht sehen, dass ihre Sorge *Ihnen* galt? Sie schreibt: ›Ich wollte Sie bitten, etwas für Morin zu tun‹, und nicht: ›Man muss gegen das weiße Pack nebenan etwas unternehmen, weil diese Leute mich dauernd bestehlen.‹«

Sie fummelte nervös an ihrer Zigarettenpackung herum.  
»Das wäre eine Lüge gewesen.«

Ich schüttelte den Kopf. »O nein. Alan schenkte mir zum Schuljahresende eine kleine Holzfigur, von der er behauptete, er hätte sie selbst aus einem alten Tischbein geschnitzt. Ich glaubte ihm, weil es ein sehr primitives Stück ist, das ein Kind gemacht haben könnte, aber ich bin heute sicher, dass er es Annie gestohlen hat.«

»Das können Sie nicht beweisen.«

»Nein«, gab ich zu, »aber ich kann beweisen, dass *er* die Figur nicht geschnitzt hat. Ich habe sie von einem Fachmann ansehen lassen. Es ist die Darstellung einer Aztekengottheit namens Quetzalcoatl, und sie wurde aus einem Stück Kiefernholz geschnitzt. Wahrscheinlich um die Jahrhundertwende. Im Stil entspricht sie den Schnitzereien der Eingeborenen Mittelamerikas um diese Zeit. Annies Vater hat in den Dreißiger- und Vierzigerjahren mittelamerikanische Kunst- und Gebrauchsgegenstände gesammelt. Es spricht also alles dafür, dass der Quetzalcoatl in meinem Besitz einmal Annie gehörte. Die einzige Frage ist: Hat sie Alan die Figur geschenkt oder hat er sie gestohlen?«

Maureen schnappte den Köder sofort. »Sie hat sie ihm geschenkt.«

»Woher wissen Sie das?«

Sie überlegte einen Moment. »Er hat mal was für sie erledigt – und sie hat sich so dafür bedankt. Übrigens war ich diejenige, die ihm vorgeschlagen hat, Ihnen die Figur zu schenken. Er hat mir dauernd erzählt, wie nett Sie sind und dass Sie ihn damals nicht verraten haben, als er in ihrer Tasche gewühlt hat. Na schön, dann bedank dich bei ihr, hab ich gesagt. Mrs. Ranelagh weiß so eine Holzfigur bestimmt mehr zu schätzen als du.«

»Warum hat er mir dann erzählt, er hätte sie selbst geschnitzt?«

Sie warf mir einen kurzen Blick zu. »Ich nehme an, er wollte

Ihnen imponieren.«

Ich lachte. »Es hätte mir weit mehr imponiert, wenn er gesagt hätte, dass er sie sich mit einer Besorgung für Annie verdient hatte. Er hat ihr auf der Straße immer ›blödes Niggerweib‹ nachgerufen. Einmal ist sie wütend geworden und hat ihn am Jackenärmel gepackt. Er bekam einen solchen Schreck, dass er aus der Jacke geschlüpft und schnurstracks davongelaufen ist.« Ich hielt kurz inne. »Niemals hätte sie ihn gebeten, eine Besorgung für sie zu erledigen – und wenn doch, hätte sie ihm zum Dank bestimmt nicht eines dieser Stücke geschenkt, die ihr so teuer waren. Sie hat ihn ja noch weniger gemocht als Derek. Alan hat sie nie in Ruhe gelassen – immer hat er ihr aufgelauert ...« Ich brach ab, um nicht vor Zorn und Wut loszuschreien.

»Nichts als Lügen! Sie biegen sich das alles so zurecht, dass es Ihnen in den Kram passt. In Wirklichkeit können Sie nicht mehr sagen, als dass Alan viel auf der Straße gespielt hat. Das heißt aber noch lange nicht, dass er Annie aufgelauert hat.«

»Er war ein vernachlässigtes und misshandeltes Kind, Maureen, das viel zu viel Angst hatte, um sich gegen seinen Vater zu wehren. Annie sah er als leichte Beute. Er hatte gelernt, dass Brutalität bestens funktioniert, und diese Erkenntnis setzte er bei der schwächsten Person, die er finden konnte, in die Praxis um.« Ich lachte bitter. »Hätte ich nur eine Ahnung gehabt, wie Sie und Derek den Jungen behandelt haben ... Hätte ich ihn nur damals angezeigt, als er sich an meiner Tasche vergriff ... Ich wünschte von Herzen, man hätte Ihnen den Jungen rechtzeitig weggenommen, um ihm beizubringen, dass es im Leben noch andere Dinge gibt als Prügel und Gemeinheit.«

»Sie hatten genauso viel Verantwortung wie wir«, sagte sie. »Sie waren seine Lehrerin. Warum haben Sie denn nichts gesagt, als er ihr ›blödes Niggerweib‹ hinterhergeschrien hat?«

Das war eine gute Frage. Warum hatte ich nichts getan? War

es vielleicht eine Entschuldigung, dass ich vor einem Vierzehnjährigen Angst gehabt hatte? Aber ich hatte tatsächlich Angst gehabt. Alan war ein Riesenkerl gewesen für sein Alter, groß und massig; ein Junge von unterdurchschnittlicher Intelligenz, der sich nur auf das Mittel der Aggression verstand, was ihn mutig und zugleich feige machte. Wäre nicht Michael Percy gewesen, der stets die Strafe abbekam, so wären, denke ich, Alans geistige Defizite deutlicher erkennbar geworden, und er hätte bei anderen vielleicht Teilnahme statt Abneigung und Abscheu herausgefordert. So aber gingen ihm die meisten Leute aus dem Weg und taten so, als sähen sie nicht, wie er und seine Bande die »verrückte Annie« terrorisierten. Es schien ja auch ein ausgeglichener Kampf zu sein. Sie war größer als die Jungen, verrückter als sie, älter, kräftiger und deutlich aggressiver – besonders wenn sie getrunken hatte –, und sie hatte keinerlei Bedenken zuzuschlagen, wenn die Hänseleien der Jungen unerträglich wurden.

»Seit zwanzig Jahren bereue ich mein Schweigen«, sagte ich zu Maureen. »Wenn ich ein wenig mutiger gewesen wäre – oder ein wenig mehr Erfahrung gehabt hätte ...« Ich lachte gequält. »Vielleicht würde ich mich dann jetzt nicht so schuldig fühlen.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich würd mir da an Ihrer Stelle keine Gedanken machen. Alan hätte sowieso nicht auf Sie gehört, auch wenn Sie ihm die Meinung gezeigt hätten. Der einzige Mensch, auf den er gehört hat, war sein Vater.«

»Ja, bis er mit dem Baseballschläger auf ihn losgegangen ist.«

»Das musste eines Tages passieren«, stellte sie gleichgültig fest. »Kinder werden groß. Außerdem war Derek selbst schuld. Er hat nicht gemerkt, dass Alan sich keine Prügel mehr gefallen lassen würde.«

Ich starnte auf die Reihen leerer Flaschen auf ihrem

Fensterbrett. »Fühlen Sie sich jemals schuldig, Maureen?«

»Warum sollte ich?«

Ich gab ihr eine Kopie des Briefs, in dem Michael Percy mir beschrieben hatte, wie ihre Kinder bei Annie gestohlen hatten. Sie war mehr belustigt als betroffen. Das zu beweisen, würde ich mich schwer tun, sagte sie. »Kein Mensch wird Michael glauben«, erklärte sie, »und er würde sowieso nicht mit den Bullen reden, jedenfalls nicht, solange er im Knast ist. Wenn man da als Verräter abgestempelt wird, wird man seines Lebens nicht mehr froh.«

»Aber Alan würde man vielleicht glauben«, meinte ich.

»Der wird alles abstreiten. Er hat jetzt Familie – der will sich doch heute nicht mit Sachen rumschlagen müssen, die er als Kind mal angestellt hat. Und Danny erinnert sich nicht mal an seinen Vater, schon gar nicht daran, wer vor zwanzig Jahren im Nachbarhaus gewohnt hat. Er hat mich am Telefon gefragt, wer diese Annie gewesen ist und warum ich nie von ihr gesprochen hab.«

»Und was haben Sie gesagt?«

»Dass sie ein fettes Weib war, das uns das Leben zur Hölle gemacht hat, und er nicht alles glauben soll, was Sie erzählen, weil bei Ihnen ungefähr genauso viele Schrauben locker sind wie damals bei ihr.«

Ich sah sie lächelnd an, als ich einen großen braunen Umschlag aus den Tiefen meines Rucksacks zog und vor ihr auf den Tisch legte. »Aber das hier wird er wahrscheinlich glauben. Ich habe extra eine Kopie für Sie gemacht. Wenn Sie es gelesen haben, rufen Sie mich an. Meine Nummer steht vorn drauf.«

»Was ist das?«

»Eine eidesstattliche Versicherung von einem Juwelier in Chiswick, der von einer Frau namens Ann Butts mehrere Schmuckstücke erwarb. Mein Vater und ich mussten ungefähr zweihundert Briefe schreiben, um ihn ausfindig zu machen,

nachdem Michael mir erzählt hatte, dass Sie den Ring, den Sie Bridget abgenommen hatten, damals verkauften. Wir fingen mit Juwelieren und Pfandhäusern in Richmond an und haben dann immer größere Kreise gezogen, bis wir endlich in Chiswick ins Schwarze getroffen haben. Der Mann betreibt sein Geschäft heute noch, und jedes Stück, das durch seine Hände geht, wird registriert – zusammen mit den Namen von Verkäufer und Käufer.«

Sie ließ den Umschlag auf den Tisch fallen, als hätte sie sich die Finger verbrannt.

»Er ist ein reeller Geschäftsmann und bezahlt reelle Preise. Und um sicherzugehen, dass die Ware nicht gestohlen ist, verlangt er stets Ausweispapiere und einen Eigentumsnachweis. Er schreibt genau auf, was für Dokumente vorgelegt werden. Im Fall von Ann Butts war es eine Bank-Service-Karte und ein Gutachten der Firma Sotheby's über den Wert verschiedener in einer Liste aufgeführter Stücke, die am Ort in der Graham Road 30 in Richmond besichtigt worden waren. Ich nehme nicht an, dass Sie die Liste noch haben, hm?«, sagte ich ironisch. »So dumm wären nicht einmal Sie.«

Sie wollte sich eine Zigarette nehmen, aber ich riss ihr die Packung aus der Hand und drückte sie platt, als ich aufstand.

»Das wirklich Interessante ist«, sagte ich, meine Hände auf den Tisch stützend, »dass das erste Stück erst im Juni 1979 verkauft wurde. Und mein Freund, der Juwelier, versichert mir, dass die Ann Butts, mit der er damals zu tun hatte, eine Weiße war, klein, schlank, mit einem Pferdeschwanz.«

Schlagfertig war sie, trotz Prozac und Alkohol. »Wie eine halbe Million andere«, sagte sie.

»Meine Telefonnummer steht auf dem Umschlag«, erinnerte ich sie. »Rufen Sie mich an, wenn Sie mir etwas anbieten können. Wenn Sie es nicht tun, übergebe ich das Dokument der Polizei.«

»Was soll ich Ihnen anbieten?«

»Informationen. Ich möchte wissen, wer Annie ermordet hat – nicht, wer sie bestohlen hat.«

Sharon Percy machte ihre Tür nur so weit auf, wie es die Sicherheitskette zuließ. »Ich will nicht mit Ihnen reden«, sagte sie. »Sie dachten, ich würde Sie nicht wiedererkennen, aber ich habe gesehen, wie Sie zu Maureen reingegangen sind, da konnte ich es mir denken.«

Hinter ihr im dunklen Flur wackelte ein Schildkrötenkopf. »Erst belästigen Sie uns mit diesen verdammten Briefen«, zischte Geoffrey Spalding mich an, »und jetzt kreuzen Sie auch noch selbst auf. Verschwinden Sie und lassen Sie uns in Ruhe.«

»Ich wäre gar nicht gekommen, wenn Sie meine Briefe beantwortet hätten«, gab ich zurück.

»Was gab's da groß zu sagen?«, fuhr er mich an. »Wir wissen nichts. Und fertig.«

»Warum haben Sie dann in Ihrer Aussage vor der Polizei gelogen?«

Ich sah flüchtig die Panik in den beiden Gesichtern, dann flog krachend die Tür zu. Da ich nichts anderes erwartet hatte, machte ich mich auf zu der Drei-Kilometer-Wanderung zu Jock Williams' Haus.

*Brief von Libby Garth, geschiedene Williams,  
früher Grabam Road 21, Richmond,  
jetzt wohnhaft in Leicestershire, aus dem Jahr 1997*

Windrush  
Henchard Lane  
Melton Mowbray  
Leicestershire

19. Juni 1997

Hallo –

in aller Eile ein paar Zeilen, bevor ich an den häuslichen Herd sprinte, um das Abendessen für die hungrigen Horden zu machen. Ob du's glaubst oder nicht, Jock hat bereits die nächste Tussi in seiner Villa installiert. Er wechselt sie wie die Hemden, obwohl er im Bett weiß Gott keine Größe ist! Womit ködert er sie bloß? Ich weiß, dass er hin und wieder mal dicke Gewinne einstreicht, aber wie gewonnen, so zerronnen.

Sein neues Projekt, »Systel«, hat irgendwas mit Mobiltelefonen zu tun. Es läuft zurzeit wohl ganz gut, aber wenn es so geht wie bei all seinen anderen Unternehmungen, wird er spätestens in einem Jahr eine Riesenfinanzspritze brauchen. Ich habe gehört (von der neuen Tussi), dass sein Ruf bei den Leuten, die bereit sind, auf dem Kapitalmarkt was zu riskieren, mittlerweile so miserabel ist, dass er jetzt überlegt, ob er das Haus beleihen soll. Wie kann ein Mensch so hirnverbrannt blöd sein? Wenn er sich übernimmt, ist am Ende das Haus hin, und er steht auf der Straße, ha, ha!

Mein Gott, bin ich gemein! Warum spionier ich ihm eigentlich immer noch nach? Vielleicht bin ich ein *voyeur manque*! Wenn ja, dann geb ich dir die Schuld daran. Du hättest mir nicht zureden sollen, ihn ständig zu kontrollieren. Es macht richtig süchtig, mit seiner jeweiligen »Mieze« zu plauschen.

Wahrscheinlich weil es so was Tröstliches hat, zu hören, dass ich nicht die Einzige bin, die es nicht geschafft hat, eine Beziehung zu ihm aufzubauen.

Alles Liebe,  
Libby

P. S. Jim beschwert sich darüber, dass ich mich ständig auf irgendwelchen Lehrerkonferenzen herumtreibe. Hab ich dir erzählt, dass ich jetzt Gewerkschaftsvertreterin bin? Als Nächstes wirst du mich im Parlament sehen! Und das mit einem Mann, der von mir erwartet, dass ich an den Wochenenden seine Geschäftsfreunde mit Fünf-Gänge-Menüs aus der Gourmetküche bewirte. Diese Männer! Auf den Mond sollte man sie schießen!

## 16

Jock ließ mich mehrere Minuten lang draußen auf der Treppe warten, bevor er sich bequemte, die Tür zu öffnen, und ich nutzte die Zeit, um ein paarmal tief durchzuatmen nach dem Marsch von der Graham Road in die deutlich noblere Straße zwischen der Queen's Road und Richmond Hill, in der er jetzt lebte. Das Wohngebiet war zu einer Zeit entstanden, als die besser gestellten Bürger nach Einführung regelmäßiger Eisenbahnverbindungen entdeckten, wie angenehm es war, fern des Arbeitsplatzes in der lärmenden Innenstadt irgendwo im Grünen zu wohnen. Die Häuser, Reihenhäuser zwar auch hier, waren um einiges komfortabler als die in Mortlake und hatten sogar ein zusätzliches Stockwerk zur Unterbringung von Hausangestellten. Vor hundert Jahren hatte wahrscheinlich jedes der Häuser einen ummauerten Vorgarten mit Bäumen und Sträuchern gehabt, der es von der Straße abgeschirmt hatte; jetzt, da es kaum noch Familien gab, die nicht mindestens ein Auto fuhren, hatte man die Mauern abgerissen und die Gärten betoniert oder gepflastert, um zusätzlichen Parkraum abseits der Straße zu schaffen.

Vor Jocks Haus stand ein ehrwürdiger alter schwarzer Mercedes mit abgewetzten Ledersitzen, und während ich noch durch die Windschutzscheibe in sein Inneres spähte und mich fragte, ob der Wagen Jock gehörte, hörte ich, wie die Haustür geöffnet wurde. Gleich darauf stand Jock an meiner Seite. »Du bist eine halbe Stunde zu früh dran«, sagte er gereizt. »Ich dachte, wir hätten zwei Uhr ausgemacht.«

Ich hatte erwartet, Alter, Trennung und enttäuschte Träume hatten ihn ein wenig geläutert, aber an seiner alten Überzeugung, dass Angriff die beste Verteidigung sei, hatte sich offensichtlich nichts geändert. Ich war überrascht über die Freude des Wiedersehens, die ich empfand, als wären wir alte Freunde, und bot ihm meine Wange zum Kuss.

»Hallo Jock«, sagte ich. »Wie geht es dir?«  
Er küsst mich flüchtig. »Wo ist Sam?«  
»Hat er dich nicht angerufen?«  
»Nein.«

»Ihm ist in letzter Minute etwas dazwischengekommen, und er musste passen«, log ich mit gespieltem Bedauern. »Darum bin ich allein hier.« Jock antwortete nicht gleich, und ich tat so, als bemerkte ich sein verstohlenes Aufatmen nicht. »Ich wusste gar nicht, dass du für Oldtimer schwärmt«, bemerkte ich lachend und klopfte auf die Kühlerhaube des Mercedes. »Früher musste es doch immer das neueste Modell sein. Ich weiß noch, wie du Sam und mich niedergemacht hast, als wir diesen gebrauchten Allegro Kombi kauften.«

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Den Mercedes nehm ich eigentlich nur für die Stadt. Der Jaguar steht in einer Einzelgarage, die ich hier in der Straße gemietet habe.«

»Ein Jaguar!«, rief ich. »Mann o Mann! Sam wird platzen vor Neid. Er wollte immer schon einen XK 8.« Ich blickte an ihm vorbei ins dämmrige Entrée des Hauses, wo ein Münztelefon an der Wand hing. »Lass dich von mir nur nicht stören«, sagte ich. »Ich hab's nicht eilig.«

Er zog die Tür weiter zu. »Ich muss noch ein paar E-Mails beantworten.«

»Ich kann warten.« Ich lehnte mich an die Kühlerhaube des Mercedes und hob den Kopf, um das Haus zu betrachten. Es war ein schöner Bau mit mehreren Erkern und den hohen, breiten Fenstern, für die die Architekten der viktorianischen Zeit eine solche Vorliebe gehabt hatten. Libby zufolge hatte er 1979 siebzigtausend Pfund für das Haus bezahlt, einem ortsansässigen Immobilienmakler zufolge war es jetzt eine Dreiviertelmillion und mehr wert.

»Ein hübsches Haus«, bemerkte ich, als er keine Anstalten machte, wieder hineinzugehen.

Er nickte. »Ja, ich mag es.«

»Und was für einen Haken hatte es, als du es gekauft hast? Langjährige Mieter? Baufällig? Schwamm?«

Er sah mich erstaunt an. »Nichts.«

»Na hör mal! Wie um alles in der Welt konntest du dir das leisten? Ich dachte, nach der Scheidung wärst du praktisch pleite gewesen.«

Er fuhr zurück, als hätte ich wild die Zähne gefletscht. »Wer hat dir das erzählt?«

»Libby.«

»Ich wusste nicht, dass ihr noch in Verbindung seid.«

»Ab und zu.«

»Tja, da irrt sie sich«, sagte er. »Sie dachte, sie brauchte nur einen teuren Anwalt zu nehmen, um mich bis aufs Hemd auszuziehen, aber der Mann ist den Geldern, auf die es ankam, nicht mal nahe gekommen.«

Merkwürdig, dachte ich, wie das Gedächtnis einen trog. Ich verglich ihn in Gedanken schon so lange mit einem Wiesel, dass es mich überraschte, wie attraktiv sein Gesicht eigentlich war. »Na, das wundert mich aber«, meinte ich mit einem kleinen Lachen. »Du hast es doch sonst nie geschafft, irgendetwas vor deiner Frau zu verbergen.«

»Was hat sie dir denn noch erzählt?«

»Dass du dir einen blonden Engel ins Haus geholt hast, noch bevor die Tinte auf dem Scheidungsvertrag trocken war. Jung genug, um deine Tochter sein zu können, sagte sie, aber alt genug, um einen Gimpel zu erkennen, den man ausnehmen kann.«

Wieder atmete er sichtlich erleichtert auf. »Sie ist doch nur eifersüchtig«, sagte er verächtlich.

Ich lachte wieder, amüsiert über seine Großspurigkeit. »Du warst immer ein hoffnungsloser Lügner, Jock. Früher hat mich das geärgert, jetzt kann ich nur darüber lachen – wahrscheinlich weil ich so viel mehr über deine Geschäfte

weiß als Sam.«

Er machte ein saures Gesicht. »Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, dass du auf dieses Haus ein Darlehen von fünfhunderttausend aufgenommen hast, um Systel über Wasser zu halten, und jetzt nicht zurückzahlen kannst.«

In der kurzen Pause, die folgte, schien er zu überlegen, wie er mir darauf antworten sollte. Schließlich fragte er: »Ist das auch etwas, was Libby dir erzählt hat?«

Ich nickte.

»Es ist gelogen«, sagte er kurz. »Sie hat von meinen Finanzen keine Ahnung. Sie hatte schon vor zwanzig Jahren keinen blassen Schimmer, woher soll sie jetzt wissen, was los ist. Ich habe seit der Scheidung kein Wort mehr mit ihr gesprochen.« Er wartete auf eine Erwiderung von mir, und als ich nichts sagte, wurde er noch wütender. »Ich könnte euch beide wegen Verleumdung verklagen, wenn du das Dritten gegenüber wiederholst. Du kannst nicht herumlaufen und andere Leute schlecht machen, nur weil du was gegen sie hast.«

Ich hätte ihm gern erwidert, dass solche Erwägungen ihn vor zwanzig Jahren nicht daran gehindert hatten, Sam kräftig dabei zu helfen, *mich* schlecht zu machen. Aber ich sagte nur: »Ich lasse mich immer gern belehren, Jock. Was ist nun genau gelogen? Dass du ein Darlehen aufgenommen hast? Dass du das Geld in Systel gesteckt und verloren hast? Oder dass du's nicht zurückzahlen kannst?«

Er antwortete nicht.

»Vielleicht hättest du in der Wahl deiner Freundinnen ein wenig vorsichtiger sein sollen«, meinte ich. »So, wie ich es von Libby gehört habe, war der blonde Engel die Erste von vielen, und keine von ihnen konnte den Mund halten.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

»Libby horcht die Damen seit Jahren über dich aus. Manche waren so gesprächig, dass sie es kaum glauben konnte. Sie

brauchte nur zu sagen, sie führe eine Studie für eine Strumpffabrik durch, und ihnen ein Dutzend Paar Luxusstrumpfhosen als Gegenleistung für ein kleines Interview von zwanzig Minuten anzubieten, und schon öffneten sich die Schleusen.

Er runzelte die Stirn. »Und warum zum Teufel sollte sie so was tun?«

Es war eine gute Frage, aber ich wollte sie jetzt nicht beantworten. Ich musste ihn erst einmal gründlich aus dem Gleichgewicht bringen, wenn ich hoffen wollte, an die Wahrheit heranzukommen. »Sie wollte wissen, um wie viel du sie bei der Scheidung betrogen hastest.«

»Das hätte ihr keine meiner Verflossenen sagen können«, erklärte er selbstsicher.

»Stimmt«, bestätigte ich, »aber so direkt hat sie auch nicht gefragt. Sie ist viel subtiler vorgegangen« – ich lächelte – »und mit sehr viel Geduld.« Ich dachte an die Listen, die Libby mir regelmäßig geschickt hatte, um mich über den neuesten Informationsstand in Bezug auf Jock auf dem Laufenden zu halten. »Ist das Haus Ihr Eigentum oder das Ihres Partners? Betrug der Wert des Hauses zum Zeitpunkt des Erwerbs mehr oder weniger als fünftausend Pfund? Beträgt der gegenwärtige Wert mehr oder weniger als hunderttausend – zweihunderttausend und so fort? Ist Ihr Partner selbstständig tätig? Liegt sein Einkommen über oder unter fünftausend im Jahr? Hat er eine Hypothek aufgenommen? Ist sie höher oder niedriger als fünftausend, hunderttausend? Und so weiter und so fort.« Ich lächelte kühl. »Sie ist nie nur mit einem schlichten Ja oder Nein abgespeist worden. Eine deiner Freundinnen hat sogar deine Bankauszüge herausgekramt, um ganz genaue Angaben machen zu können.«

»So was ist doch verboten!«

»Zweifellos.«

»Du lügst«, sagte er heftig, und ich sah ihm an, dass er das

selbst nicht glaubte. »Weshalb hätte sie so was tun sollen? Das ist doch blödsinnig.«

Ich lächelte bedauernd, als wäre ich mit ihm einer Meinung.  
»Und was hat sie rausbekommen?«

»Dass aus einer Zwanzigtausend-Pfund-Hypothek, die du ursprünglich aufgenommen hast, im Lauf von fünfzehn Jahren eine Belastung von fünfhunderttausend Pfund geworden ist und dass du in dieser Zeit sieben Freundinnen verbraucht hast. Zwei deiner Firmenreugründungen hast du in den Sand gesetzt, und die halbe Million, die du letztes Jahr beim Verkauf der dritten Firma gemacht hast, musste dazu herhalten, den Bankrott abzuwenden. Du bist nur deshalb noch hier« – ich wies mit einer kurzen Kopfbewegung zu seiner Haustür – »weil der Kapitalwert des Hauses die Höhe des Darlehens übersteigt und die Bank bereit ist, sich mit reinen Zinszahlungen zufrieden zu geben, bis du einen Job mit einem Gehalt im fünfstelligen Bereich gefunden hast. Bis jetzt hast du allerdings wenig Glück gehabt, weil du fast fünfzig bist und deine Leistungen bisher nicht gerade umwerfend waren. Du widersetzt dich dem Druck der Bank, das Haus zu verkaufen, weil du Angst hast, dass du am Ende, wenn alle Rechnungen bezahlt sind, mit lumpigen zweihunderttausend dastehst. Das würde kaum reichen, um euer altes Haus in der Graham Road zurückzukaufen.«

Er machte ein so niedergeschmettertes Gesicht, als hätte ich soeben sein ganzes Leben in Fetzen gerissen. Ich verspürte keinen Funken Bedauern. Er war gerade dabei, am eigenen Leib zu erfahren, was er mir einmal angetan hatte.

»Falls es dir ein Trost ist«, fuhr ich in liebenswürdigem Ton fort, »Sam ist mit der Wahrheit genauso willkürlich umgegangen. Wir haben in Hongkong keinen Reibach gemacht, es wartet kein Zehn-Zimmer-Landsitz auf uns, und das Bauernhaus, in dem wir zur Miete wohnen, ist fast abbruchreif. Wir stehen also kaum besser da als du, da wäre es

doch ein ziemlicher Unfug, wenn wir jetzt versuchen, uns gegenseitig mit unseren nicht vorhandenen Reichtümern zu beeindrucken.«

Er seufzte – mehr resigniert als zornig, hatte ich den Eindruck – und wies zur Tür. »Dann komm rein. Wir werden uns allerdings auf mein Arbeitszimmer beschränken müssen. Der Rest des Hauses ist an ausländische Studenten vermietet, sonst könnte ich die Rechnungen nicht bezahlen. Ich hatte vor, mit dir ins Pub zu gehen, damit du nichts merkst, aber so ist es natürlich viel einfacher.« Er führte mich durch den Flur zu einem Raum im hinteren Teil des Hauses. »Hast du Sam irgendwas von diesen Geschichten erzählt?«, fragte er, als er die Tür öffnete und zur Seite trat, um mir den Vortritt zu lassen.

»Nein. Er glaubt immer noch alles, was du ihm erzählst.« Ich sah mich in dem Zimmer um, in dem man sich kaum bewegen konnte. Kisten, Kartons und Bücherstapel füllten es bis unter die Decke, und alle Wände waren praktisch von oben bis unten mit Bildern bepflastert. Wenn in diesem Chaos sich irgend etwas von Annie befand, so hielt es sich hartnäckig verborgen.

»Mein Gott!« Ich nahm meinen Rucksack ab und ließ ihn zu Boden fallen. »Wo zum Teufel kommt das denn alles her? Du bist doch nicht etwa unter die Einbrecher gegangen?«

»Red keinen Quatsch«, versetzte er gereizt. »Ich versuche das Zeug vor den Mietern zu schützen. Wenn sie's nicht klauen, machen sie es kaputt. Du weißt doch, wie diese Leute sind.«

»Nein«, entgegnete ich. »Ich habe sie noch nicht kennen gelernt.«

»Ich meinte, Ausländer im Allgemeinen.«

»Ach so!« Ich lachte vor Schadenfreude darüber, dass ausgerechnet Jock sein Haus mit Fremden teilen musste. »Sprechen wir von schwarzen Ausländern, Jock?«

»Es sind Araber«, erklärte er unwirsch. »Das sind heutzutage die Einzigen, die Geld haben.«

»Und warum schlafst du hier?«, fragte ich mit einem Blick auf das Bett in der Ecke. »Um dein Hab und Gut vor den finsternen Räubern zu bewahren?«

»Ha ha ha! Sehr witzig.« Er setzte sich in den Drehstuhl vor seinem Schreibtisch und überließ mir den Sessel. »Hier schlafe ich nur, wenn die anderen Zimmer alle belegt sind. Es ist ein bisschen provisorisch, aber ich kann das Geld gebrauchen.«

Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, und sein dunkles Haar begann zu ergrauen, aber beides sah gut aus an ihm. Das Leben mit all seinen Schwierigkeiten schien ihm bestens zu bekommen, seinem Gesicht fehlten die tausend Sorgenfalten, die Sams Züge kennzeichneten.

»Du siehst gut aus«, sagte ich, nachdem ich es mir in dem Sessel bequem gemacht hatte. »Sam hat fast keine Haare mehr und reagiert total empfindlich, wenn einer was über seine *Glatze* sagt.«

»Der arme Kerl«, sagte Jock mit einer Anteilnahme, die mich überraschte. »Er hatte ja immer Angst davor ... Er hat jeden Tag die Haare im Kamm gezählt.«

»Das tut er jetzt auch noch.« Mein Blick fiel auf eine Schildpattkatze, die zusammengerollt auf einer gepolsterten Fußbank in der Ecke des Zimmers lag. »Ich wusste gar nicht, dass du Katzen magst.«

Sein Blick folgte dem meinen. »Tja, ich hab mich an ihn gewöhnt. Eine meiner Verflossenen hat ihn mir hinterlassen, als sie auf und davon ging, weil ich mich weigerte, ihre Kreditkartenrechnung zu bezahlen. Er interessiert sich mehr für mich als für meine Brieftasche, da kommen wir ganz gut miteinander aus.«

»Hast du zurzeit eine Freundin?«

»Was, hat Libby dir das denn nicht erzählt?«, fragte er

sarkastisch. »Ich dachte, sie weiß alles.«

»Sie hat die Anrufe aufgegeben, als plötzlich immer Ausländer ans Telefon kamen.«

»Wieso hatte sie keine Angst, dass ich mich melden könnte!«

»Oh, sie hat dich mehrmals an der Strippe gehabt«, sagte ich. »Sie hat sich immer als arme alte Frau ausgegeben, die versucht, ihren Arzt zu erreichen. Du warst jedes Mal ausgesprochen geduldig mit ihr – hast ihr geraten, die Nummer in ihrem Büchlein zu ändern, damit sie das nächste Mal nicht wieder an der falschen Adresse landen würde.«

»Ich werd verrückt! Das war Libby? Das hätt ich ihr nicht zugetraut.« Er sah beeindruckt aus.

»Ja, sie kann sich gut verstehen.« Ich schwieg einen Moment. »Fehlt sie dir??«

Eine solche Frage hatte er nicht erwartet. Sinnend strich er sich den Bart, während er seine Antwort bedachte. »Manchmal«, bekannte er. »Wo ist sie jetzt eigentlich? Ich weiß, dass sie wieder geheiratet hat. Eine Freundin von ihr hat es mir erzählt, aber ich habe keine Ahnung, wo sie jetzt lebt.«

»In Melton Mowbray in Leicestershire. Sie ist nach eurer Trennung nach Southampton gezogen und hat ihr Studium fertig gemacht, und jetzt ist sie Leiterin für Geschichte an einer Gesamtschule in Leicester. Ihr Mann heißt Jim Garth. Er ist Banker. Sie haben drei Töchter. Die älteste ist dreizehn, die jüngste sieben.«

Er lächelte wehmütig. »Sie hat immer gesagt, ohne mich wäre sie besser dran.«

»Sie wollte auf eigenen Beinen stehen, Jock.« Die Hände zwischen die Knie geklemmt, beugte ich mich vor. »Wenn du sie dazu ermutigt hättest, ihr Studium fertig zu machen, als ihr noch verheiratet wart ... wer weiß? Vielleicht wärt ihr dann noch zusammen.«

Er glaubte das so wenig wie ich. »Wohl kaum. Am Ende

haben wir ja nicht einmal mehr miteinander gesprochen.« Mit zusammengekniffenen Augen sah er mich an, und ich vermutete, dass sich bei ihm so viel Misstrauen gegen mich aufgestaut hatte wie bei mir gegen ihn. »Ehrlich gesagt, hab ich immer dir die Schuld an unserer Trennung gegeben. Libby hatte keinerlei Probleme bis zu dem Tag, an dem du aufgekreuzt bist. Das Einzige, was sie wollte, waren Kinder ... Dann erscheinst *du* auf der Bildfläche, und plötzlich sind Kinder nicht mehr genug. Nein, sie *muss* sich selbst verwirklichen, sie braucht ihren eigenen Beruf, und sie muss unbedingt Lehrerin werden.«

»Ich wusste nicht, dass sie so leicht zu beeinflussen war.«

»Na hör mal! Sie hat doch immer nur die Ideen anderer Leute wiedergekäut. Deswegen ist sie wahrscheinlich auch Geschichtslehrerin geworden«, fügte er sarkastisch hinzu. »Man braucht nicht so viel zu denken, wenn das Fach, das man gewählt hat, schon jahrhundertelang von anderen Leuten durchgekaut worden ist.«

»Das ist doch der reine Blödsinn, Jock. Libby wusste genau, was sie vom Leben wollte – und auch, was sie *nicht* wollte.«

»Kann schon sein, ich hab's jedenfalls immer gemerkt, wenn sie mit dir zusammen gewesen war. Sie hat noch mal so wütend wie sonst auf ihre Rechte gepocht, wenn sie eine Prise Ranelagh-Feminismus intus hatte.«

»Dann ist es wahrscheinlich gut, dass du sie nie mit Sharon bekannt gemacht hast«, stellte ich trocken fest. »Sonst wär sie womöglich zur Nutte geworden.«

Er sah mich nicht an – vermutlich aus Furcht davor, was ich in seinen Augen entdecken würde –, aber sein Gesicht wurde blutrot. »So was Dummes!«

»Nicht dümmer als dein Versuch, mir die Schuld an eurer Scheidung in die Schuhe zu schieben«, gab ich ruhig zurück. »Ich hatte überhaupt nichts damit zu tun, dass Libby von deiner Spielsucht restlos die Nase voll hatte. Sie wollte eine gewisse

Stabilität in ihrem Leben, nicht ein ewiges Rauf und Runter von Gewinnen und Verlusten. Es war schon schlimm genug, als du nur an der Börse spekuliert hast, aber als du ihr dann auch noch gestanden hast, dass du dreitausend Pfund bei einem Pokerspiel verloren hast ...« Ich schüttelte den Kopf. »Was hast du eigentlich von ihr erwartet? Dass sie dich tröstet?«

»Es war *mein* Geld«, sagte er verdrossen.

»Es war auch dein Geld, wenn du gewonnen hast«, entgegnete ich. »Aber deine Gewinne hast du nie mit ihr geteilt, nur deine Verluste. Jedes Mal, wenn du verloren hast, hast du Libby das Leben zur Hölle gemacht, und deine Gewinne hast du zu Sharon getragen, um dir einen blasen zu lassen.«

Allmählich begann ihm klar zu werden, wie viel Libby mir erzählt hatte, und er zog sich in beleidigtes Schweigen zurück, das ich gar nicht zu brechen versuchte. Vielmehr nutzte ich die Gelegenheit, um mich im Zimmer umzusehen. Ich wollte mir jeden einzelnen Gegenstand genau einprägen. Das war natürlich unmöglich, und so suchte ich denn nach Dingen, die nicht da waren: nach Scherenschnitten von Annies Großeltern, Mosaiken von Quetzalcoatl, Jadeschmuck, Artilleriekartuschen und Pfauenfedern ...

An der Wand gegenüber hing ein sehr schönes Seestück, ein voll aufgetakeltes Segelschiff im Kampf mit stürmischer See. Mit einiger Mühe konnte ich die Inschrift auf der kleinen Plakette unten auf dem Rahmen des Bildes erkennen: »Spanisches Kaperschiff im Sturm vor Kingston, Jamaika, 1823«. Ich war so intensiv beschäftigt mit der Frage, ob das angegebene Datum sich auf das Jahr des Sturms bezog oder auf das Jahr, in dem das Bild gemalt worden war, dass ich erst nach einer Weile Jocks misstrauischen Blick bemerkte.

»Was zum Teufel soll das?«, fragte er argwöhnisch mit einer Geste zu dem Gemälde. »Bildet Libby sich etwa ein, sie könnte mich noch mehr schröpfen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin hergekommen, weil ich mit dir über den Abend sprechen wollte, an dem Annie Butts gestorben ist.«

»Und warum erzählst du mir dann Geschichten von Libby?«, fragte er gereizt. »Warum bist du nicht von Anfang an offen?«

Eine ziemlich einfältige Bemerkung von einem Mann, der nie etwas ohne Hintergedanken tat. »Tut mir Leid«, murmelte ich.

»Es hätte genügt, wenn du mich anrufst.« Er schien sich in seinen Ärger hineinzusteigern. »Ich habe deine Fragen immer beantwortet. Ich bin neulich sogar zur Markuskirche rübergefahren, weil du wissen wolltest, wie der neue Pfarrer heißt.«

»Ja, das war nett von dir«, sagte ich.

»Was soll dann jetzt dieses Theater?«

Ich zog ein Gesicht. »Gar nichts im Grunde. Ich habe nur kein besonderes Talent für solche Sachen. Ich hatte Angst, du würdest mich abblitzen lassen, ohne was zu sagen, wenn ich dich gleich mit Fragen darüber bombardiere, wo du an dem Abend warst und mit wem du zusammen warst.«

Er sah mich erstaunt an. »Das weißt du doch alles schon. Es steht im Protokoll meiner Aussage. Ich war mit Sam zusammen bei euch. Wir haben zwei Bier getrunken, und dann bin ich nach Hause gegangen.«

»Ja, aber es war Dienstag«, erinnerte ich ihn, »und Libby hat mir erzählt, dass du dienstags immer deinen Termin bei Sharon hattest.«

»Herrgott noch mal«, schimpfte er, offensichtlich überhaupt nicht angetan von diesem Gespräch. »Ich war zuerst bei Sharon. Okay? Ich bin ungefähr um halb acht bei ihr weg, hab auf der Straße Sam getroffen und bin mit ihm auf ein Bier zu euch gegangen.«

»Sam hat gesagt, ihr hättet euch am U-Bahnhof getroffen.«

»Mensch, das ist jetzt zwanzig Jahre her. Du kannst doch

nicht erwarten, dass ich jedes läppische Detail im Kopf habe.«

»Weshalb hättest du an der U-Bahn sein sollen? Du hast dich zu dem Zeitpunkt doch von Sharon verabschiedet. Ich dachte, ihr habt euch immer in ihrem Haus getroffen.«

»Was zum Teufel spielt das schon für eine Rolle? Annie war gesund und munter, als wir auf der Straße an ihr vorübergekommen sind.«

Ich zuckte die Achseln. »Sam schwört Stein und Bein, dass er dich an der U-Bahn getroffen hat, weil du auf dem Heimweg von einem Pokerspiel warst.«

Er riss die Augen auf. »Von einem Pokerspiel?«, wiederholte er. »Wo kommt denn das plötzlich her?«

»Das hat Sam gesagt.«

»Aber nicht bei der Polizei.«

»Nein, das ist die Erklärung, die er mir hinterher gegeben hat«, log ich. »Er sagte, er hätte dich auf ein Bier mit zu uns genommen, weil du völlig deprimiert gewesen wärst. Du hattest einen Haufen Geld beim Pokern verloren und einen Riesenschiss, es Libby zu sagen.«

Er wurde plötzlich ärgerlich. »Hast du das Libby erzählt?«

»Nein. Ich hab's ja erst gehört, nachdem wir aus England weg waren.«

Er überlegte einen Moment. »Vielleicht wollte Sam nicht sagen, dass ich bei Sharon gewesen war.«

»Wusste er denn von ihr?«

Er nickte kaum wahrnehmbar.

»Aber wer kann ihm das denn erzählt haben, Jock? – DU?«, rief ich ungläublich, als er nichts sagte. »Das gibt's doch nicht! Ich hätte gewettet, dass du das geheim hältst. Es war ja schließlich nichts, worauf man stolz sein konnte, oder?«

Sein Mund wurde schmal. »Hör endlich auf, ja? Das alles hat mit Annies Tod überhaupt nichts zu tun.«

»Ganz im Gegenteil, Jock. Es hat sehr viel damit zu tun. Annie ist gestorben, weil sie einige Stunden, bevor sie sich in

der Hoffnung, von mir gefunden zu werden, zu unserem Ende der Straße hinunterschleppte, halb zu Tode geprügelt worden war; trotzdem sagst du, sie sei gesund und munter gewesen, als du um Viertel vor acht aus Sharons Haus kamst.« Ich nahm die Abzüge der Obduktionsfotos aus der vorderen Tasche des Rucksacks und breitete sie auf meinem Schoß aus. »Sieh dir die Blutergüsse an. Sie sind viel zu groß, um durch Verletzungen entstanden zu sein, die ihr erst fünfzehn bis dreißig Minuten vor Eintritt des Todes beigebracht wurden.« Ich nahm eine Großaufnahme von Annies rechtem Arm heraus. »Das sind eindeutig Male, die schon etliche Stunden alt sind. Wahrscheinlich hat sie sich zu einer Kugel zusammengerollt, um ihren Kopf zu schützen. Statt einiger blauer Flecke, wie man sie erwarten würde, wenn sie tatsächlich kurz vor ihrem Tod von einem Lastwagen gegen den Laternenpfahl geschleudert worden wäre, hatte sie zahlreiche Blutergüsse davongetragen, die sich im Lauf mehrerer Stunden zu einem einzigen massiven Hämatom vereinigt haben, das von der Schulter bis zum Handgelenk reichte.«

Er blickte entsetzt und fasziniert auf die Fotos hinunter, doch statt Abscheu über Annies zerschundenes Gesicht auszudrücken, sagte er: »Ich hatte ganz vergessen, wie jung sie war.«

»Ja, jünger, als du jetzt bist«, stimmte ich zu, »und sehr kräftig. Sonst hätte sie nie so lange durchgehalten, bevor sie ohnmächtig wurde. Diese Hämatome hier oben an den Oberschenkeln – ich drehte ein Foto von Annies Körper, sodass er es besser sehen konnte – »legen nahe, dass sie schwere innere Verletzungen durch Fußtritte oder Schläge in den Unterleib erlitten hatte, die dazu führten, dass das Blut in das Gewebe ihrer Beine ausströmte. Der Täter muss blind vor Wut gewesen sein. Abgespielt hat sich das Ganze beinahe mit Sicherheit in ihrem eigenen Haus. Sonst wäre es jemandem aufgefallen.«

Er brauchte einen Moment, um das, was ich gesagt hatte, zu überdenken. »Aber trug sie nicht einen Mantel? Weshalb hätte sie in ihrem eigenen Haus einen Mantel tragen sollen?«

Eben diese Frage hatte ich selbst mir oft gestellt; denn nach dem Vorfall wäre sie gewiss nicht in der Lage gewesen, sich einen Mantel überzuziehen. »Ich kann nur vermuten, dass der Täter sich hinter ihr ins Haus drängte, als sie vom Pub nach Hause kam, und sie niederschlug, bevor sie Zeit hatte, den Mantel auszuziehen.«

Er begann nervös zu werden. »Aber die Polizei hätte doch Spuren finden müssen«, wandte er ein. »Blut an den Wänden zum Beispiel.«

»Nein, nicht, wenn sie vor allem innere Verletzungen erlitten hatte. Im Übrigen gab es ja Spuren. Die Polizei selbst hat sie protokolliert. Beschädigte Möbelstücke, die auf einen Kampf schließen lassen ... nackte Fußböden, was darauf schließen lässt, dass sie tatsächlich geblutet hat und die Teppiche entfernt wurden ... menschliche Exkremeante im Flur, eine klassische Angstreaktion vor Eindringlingen. Sie stank nach Urin, als ich sie fand, Jock, was vermuten lässt, dass er auf sie uriniert hatte.«

Er wandte sich ab und machte sich an den Stiften auf seinem Schreibtisch zu schaffen. »Das ist ja widerlich.«

»Ja.« Ich zuckte müde die Achseln. »Und wenn ihr beide, du und Sam, nicht gelogen hättest, als ihr gesagt habt, ihr hättest sie um Viertel vor acht gesehen, dann hätte die Polizei die Spuren vielleicht richtig interpretiert, anstatt Annie als Pennerin abzutun.«

Er leckte sich aufgeregt die Lippen. »Hat Sam gesagt, dass wir gelogen haben?«

Ich nickte, den Blick auf die Fotos auf meinem Schoß gerichtet. »Er bekam eines Nachts in Hongkong großes Heimweh und fing an, mir Vorwürfe zu machen. Er behauptete, nur meinetwegen hätten wir England verlassen

müssen. Da kam dann morgens um drei alles so nach und nach heraus ... du hättest ihn angerufen und ihn angefleht, dir ein Alibi zu geben ... ich hätte ihm das Leben zur Hölle gemacht, weil ich der Polizei gegenüber behauptete, Annie sei ermordet worden ... die Entscheidung, ob er zu seiner Frau oder zu seinem besten Freund stehen solle, habe ihn fertig gemacht.« Ich zuckte die Achseln. »Du warst seitdem bei mir so ziemlich unten durch. Du warst mit schuld, dass ich gelitten habe wie ein Hund, und das hab ich dir nie verziehen.«

»Es tut mir Leid«, sagte er verlegen.

Ich konnte nicht umhin, seine Loyalität zu bewundern. Es war mehr, als Sam verdiente, aber es sprach für ihre Freundschaft, die all die Jahre hindurch dank regelmäßigen Kontakt gehalten hatte.

»Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Polizei den Fall wieder aufrollen wird«, sagte ich, »und dann wird man als Erstes sehr genau prüfen, wo die verschiedenen Leute sich in den Stunden vor Annies Tod aufgehalten haben. Sie ist kurz nach halb zehn gestorben«, erinnerte ich ihn. »Wenn du also dreißig bis vierzig Minuten bei Sharon warst und um halb acht gegangen bist, dann warst du innerhalb der Zeitspanne im Haus, die solche Blutergüsse« – ich tippte auf die Fotos – »brauchen, um sich zu entwickeln.«

Sein Blick flog zu den Fotos.

»Und das heißtt, dass du gehört haben musst, was nebenan los war«, fuhr ich sachlich fort, »oder dass Sharon es gehört hatte, kurz bevor du zu ihr kamst. So oder so wäre dir etwas aufgefallen. Von einer Frau, die gerade mit angehört hat, wie ihre Nachbarin bewusstlos geprügelt wurde, gibt's ganz sicher keinen heißen Sex.« Ich musterte ihn aufmerksam. »Aber Sharon wird sowieso behaupten, deine Geschichte wäre nichts als Quatsch, denn sie war ja ihrer Aussage zufolge von sechs bis Viertel nach neun im Pub, richtig?«

»Das ist doch verrückt.« Sein Blick schweifte zu dem

Telefon, das auf seinem Schreibtisch stand. »Was sagt Sam denn?«

»Nicht viel ... außer dass er Stein und Bein schwört, von Sharon nichts gewusst zu haben, und alle Verantwortung ablehnt, wenn du ihn darüber belogen hast, warum du so dringend ein Alibi brauchtest.«

Die Unterstellung, Sam belogen zu haben, schien ihm endlich den Anstoß zur Aufrichtigkeit zu geben. Oder aber sein Ärger darüber, von allen zum Sündenbock gemacht zu werden, kochte schließlich über.

»Sam wusste besser als jeder andere, dass ich nicht den Mumm hatte, je wieder eine Spielkarte anzurühren«, sagte er bitter. »Ich bin vielleicht jemand, der gern mal was riskiert, aber ich bin kein Idiot. Ich bin gleich beim ersten Mal ein paar Profis auf den Leim gegangen, und es war mir nicht eingefallen, denen eine zweite Chance zu geben.« Er massierte seinen Nasenrücken zwischen Zeigefinger und Daumen. »Und Sharon spielte nie eine Rolle. Ich hätte es vor Libbys Augen mit sämtlichen Nutten Londons treiben können, und sie hätte nicht mal mit der Wimper gezuckt. Unsere Ehe war seit Monaten hinüber ... Die Frage war nur noch, wer von uns zuerst seine Sachen packen würde.«

»Warum hast du dann in deiner Aussage gelogen?« Er sah in meinen Augen, dass ich die Antwort wusste. »Muss ich dir das jetzt wirklich im Einzelnen auseinandersetzen? Die Sache war ja schon gegessen, bevor ihr aus England weg seid.«

»Für Sam vielleicht«, entgegnete ich. »Aber nicht für mich. Darum bin ich hier. Ich habe lange gewartet, um endlich herauszufinden, mit wem er an dem Abend zusammen war – und was sich da abgespielt hat ...«

*E-Mail von Libby Garth, geschiedene Williams,  
ehemals Graham Road 21, Richmond,  
jetzt ansässig in Leicestershire, aus dem Jahr 1999*

**von:** Libby Garth (liga@netcomuk.co)

**Datum:** 5. Mai 1999, 14 Uhr 37

**an:** M. R.

**Betreff:** Deine baldige Heimkehr!

Hallo –

das sind ja phantastische Neuigkeiten! All meine Ängste, du könntest für immer entchwunden sein, umsonst! Ich nehme an, das ist Sams Herzinfarkt zu verdanken – es hat also jedes Unglück auch sein Gutes. Wie dem auch sei, ich kann es kaum erwarten, dich wiederzusehen. Vielleicht kannst du Sam überreden, ein Wochenende zu Jock zu fahren, und du kommst dann mit den Jungs zu uns nach Leicestershire? Sam würde wahrscheinlich schon aus Angst, seinen alten Freund zu verraten, nichts mit Jim zu tun haben wollen – und Jim würde es sicher nervös machen, einen misstrauischen Kumpel von Jock im Haus zu haben.

Apropos misstrauische Kumpel (ha! ha!) – hast du vor, mit Jock zu reden, wenn du wieder hier bist? Du weißt ja, dass ich es nie geschafft habe herauszufinden, wie er sich dieses Haus in der Alveston Road leisten konnte; ich habe allerdings vor einiger Zeit auf einer Party einen ehemaligen Kommilitonen von ihm getroffen, der andeutete, Jock habe sich damals von seinen Eltern unter die Arme greifen lassen – nämlich: »Jock war ja immer ein pfiffiges Kerlchen. Er hat mir einmal erzählt, dass er den beiden ein kleines Vermögen abgeluchst hat, weil jeder von beiden glaubt, er spräche nicht mit dem anderen. Und überprüfen können sie es nicht, weil sie seit dem Tod des Bruders kein einziges Wort mehr miteinander gesprochen haben.« Wäre es möglich, dass das Geld für das Haus daher

gekommen ist? Es klingt nach Jocks *modus operandi*, auch wenn er immer so tut, als wäre er der große Selfmademan.

Hab ich dir eigentlich jemals gesagt, wie beeindruckt ich von all deinen Bemühungen bin? Wer hätte gedacht, dass die kleine Lehrerin aus der Graham Road sich in eine Tigerin verwandeln würde! Der arme alte Sam weiß wahrscheinlich gar nicht, wie ihm geschieht. Du schreibst, dass er noch immer nicht bereit ist, über den Abend zu reden, an dem Annie starb, aber das ist zu einem gewissen Teil vielleicht auch verständlich. Je länger ihr verheiratet seid, desto schwerer muss es für ihn sein zuzugeben, dass er es fertig brachte, einen Freund über seine Frau zu stellen.

Ich weiß, du bist vernünftig genug, um Dinge, die vor mehr als zwanzig Jahren geschehen sind, mit einer gewissen Distanz zu betrachten. Seien wir doch ehrlich, wir alle machen Fehler, und wenn du Sam gegenüber gerecht sein willst, musst du zugeben, dass du danach ein bisschen ausgerastet bist – die klassische posttraumatische Stressreaktion, du hättest dich in Behandlung begeben sollen. Weder Sam noch Jock noch sonst jemand hatte irgendeinen Grund, die Auffassung der Polizei, dass Annie durch einen tragischen Unfall ums Leben gekommen sei, anzuzweifeln. Ich weiß, dass du nicht bereit bist, das gelten zu lassen, trotzdem denke ich, du würdest deine Ehe nur einer unnötigen Belastung aussetzen, wenn du Sam ständig an sein »Versagen« erinnerst, wo doch die Polizei nichts weiter will als ein klares Bekenntnis, dass sie, ich meine Sam und Jock, Annie an dem Abend gar nicht gesehen haben.

Betreff: die Slaters, Percys und Spaldings. Sei vorsichtig im Umgang mit diesen Leuten. Ich bin sicher, sie werden auf alle Fragen von dir mit größter Feindseligkeit reagieren. Solche Leute, die sich im Hass vereinen, sind berüchtigt für ihre Gewaltbereitschaft, und ich möchte nicht eines Tages in der Zeitung lesen müssen, dass man deine Leiche aus der Themse gefischt hat. Das brennende Kreuz ist eine beängstigende

Realität, mein Schatz, keine Ausgeburt von KKK-Phantasien. Sie *glauben* an Terror, weil der Terror ihnen Ansehen verschafft (und zweifellos sexuelle Befriedigung, da sie alle Sadisten sind, aber das würden sie niemals zugeben!). Kurz und gut, ich frage mich, ob du die Slaters nicht der Polizei überlassen solltest, zumal du ja schon so viel Beweismaterial über ihre Diebereien zusammengetragen hast.

Bis bald!

Alles Liebe, L.

Es war eine verwinkelte Geschichte von einer hübschen kleinen Sekretärin in Sams Büro, die ihn im August 1978 in ihren Netzen fing, während ich in Hampshire den Hund meiner Eltern hütete, die in Urlaub gefahren waren. Nichts als ein kurzer Wahn, wie Jock mir versicherte, eine verhängnisvolle Leidenschaft, die sehr schnell ausgebrannt war. Sam wollte die Frau fallen lassen, sobald ich wieder zu Hause war, aber sie machte Schwierigkeiten. Wenn sie irgendwo anders gearbeitet hätte, wäre es kein Problem gewesen, so aber hatte Sam Angst, seine Karriere könnte drunter leiden, wenn sie aus Rachsucht versuchen sollte, die Sache publik zu machen. Damals rückten gerade die ersten Fälle sexueller Belästigung ins öffentliche Bewusstsein, und diese Frau wusste genau, was sie tat.

Sam hielt sie ungefähr zwei Monate lang hin und versuchte schließlich an dem Abend, an dem ich wegen eines Elternabends länger in der Schule bleiben musste, die Affäre ein für alle Mal zu beenden. Es war derselbe Abend, an dem die »verrückte Annie« starb. Sam, der arme Kerl, sagte Jock, sei völlig überfordert gewesen. Er habe die idiotische Vorstellung gehabt, wenn er seine Geliebte zuerst groß ausführe und ihr dann eröffne, dass er vorhave, wie ein Ehrenmann zu handeln und bei seiner Ehefrau zu bleiben, würde sie das akzeptieren. Stattdessen jedoch drehte sie völlig durch – beschimpfte ihn schreiend und kreischend vor allen Leuten im Restaurant, kippte ihm ein Glas Wein über den Anzug – kurz und gut, sagte Jock, Sam sei total fertig gewesen, als er zu Hause ankam.

»Er hat Annie im Rinnstein liegen sehen«, berichtete Jock. »Sie lag ja direkt unter der Lampe, da konnte er sie gar nicht übersehen, aber sie stank nach Alkohol, und da hat er sie einfach liegen gelassen. Er wusste, dass du jede Minute zurückkommen würdest, und er wollte nur den Anzug

loswerden und sich waschen, um so tun zu können, als wär er den ganzen Abend zu Hause gewesen.« Ein Funke Erheiterung blitzte in seinen Augen auf. »Dann kommst du eine Viertelstunde später reingerannt, um den Rettungsdienst anzurufen, und der dumme Kerl schießt prompt ein Eigentor.«

Ich runzelte die Stirn. »Er saß vor dem Fernseher. Ich hab ihn gar nicht gefragt, was er den Abend über gemacht hat.«

»Du hast zu ihm gesagt, Annie Butts läge draußen auf der Straße und sei dem Tod nahe, und daraufhin hat er gesagt: Nein, ist sie nicht, sie ist nur stockbetrunken.«

»Na und?«

»Wieso hätte er das sagen sollen, wenn er sie gar nicht gesehen hatte?«

Ich unterdrückte ein Lachen. »Soll das heißen, dass ihr die Polizei nur deshalb belogen habt, weil er eine unüberlegte Bemerkung machte, während ich halb von Sinnen am Telefon hing und versuchte, den Notarzt zu verständigen? Er hätte mir die tollsten Geschichten erzählen können, und ich hätte nichts davon mitbekommen. Und mich bestimmt später nicht daran erinnert.«

Jock zuckte die Achseln. »Genau das hab ich auch zu ihm gesagt, aber er wollte mir nicht glauben. Er behauptete, du hättest ein Gedächtnis wie ein Elefant, und meinte, es wäre für alle das Einfachste, wenn wir die polizeiliche Version bestätigen, dass Annie um Viertel vor acht total betrunken herumgetorkelt sei. Ich meine, wir waren ja nicht die Einzigsten, die das sagten ... *Alle* sagten es. Wir glaubten, es wäre die Wahrheit.«

»Außer euch haben genau fünf Personen behauptet, sie gesehen zu haben«, erinnerte ich ihn. »Einer von ihnen war Geoffrey Spalding, der Annie gegenüber in Nummer siebenundzwanzig wohnte. Er hat bei der Verhandlung ausgesagt, dass er Annie überreden wollte, nach Hause zu gehen, das aber aufgegeben hat, als sie anfing, ihn zu

beschimpfen. Seiner Schätzung nach war das zwischen acht und halb neun. Etwas später wurde Annie von dem alten Ehepaar aus Nummer acht gesehen, Mr. und Mrs. Pardoe, die gegen neun Uhr in ihr Schlafzimmer hinaufgingen, um zu Bett zu gehen, weil ihnen kalt war. Sie sahen Annie vom oberen Fenster aus, unterließen es aber, etwas zu unternehmen, weil sie offensichtlich betrunken war und Annie sie das letzte Mal, als sie versucht hatten, ihr zu helfen, angespuckt hatte. Die beiden Letzten, die Annie sahen, waren ein Mann und eine Frau in einem Auto, die die Graham Road als Abkürzung benutzten. Sie sagten aus, dass der Fahrer hart auf die Bremse treten musste, als plötzlich eine ziemlich voluminöse Gestalt in einem dunklen Mantel vor das Auto torkelte und das Paar lauthals beschimpfte. Sie hielten die Frau für eine aggressive Betrunkene und fuhren weiter, weil sie keinen Ärger wollten. Die Zeit konnten sie nicht genau angeben, meinten aber, es sei kurz nach neun gewesen.«

Er richtete seinen Blick auf die Fotografien, die immer noch auf meinem Schoß lagen. »Und warum sollten diese Leute gelogen haben, als sie sagten, sie hätten sie gesehen?«

»Ich glaube gar nicht, dass sie gelogen haben«, antwortete ich langsam, »außer vielleicht Geoffrey Spalding, und der hat möglicherweise nur in Bezug auf die Zeit die Unwahrheit gesagt. Denn die Zeiten sind wichtig, verstehst du. Die Polizei meint unter anderem deshalb, Annie habe die schweren Verletzungen erst fünfzehn bis dreißig Minuten vor ihrem Tod erlitten, weil die Pardoes und das Paar im Auto aussagten, dass sie um oder gegen neun noch auf den Beinen gewesen sei. Aber um halb zehn war sie tot; folglich muss ihr nach Meinung der Polizei in diesen dreißig Minuten etwas zugestoßen sein.«

»Wie kannst du dann erwarten, dass irgendjemand dir glaubt, wenn du behauptest, sie sei schon Stunden vorher totgeprügelt worden?«

»Ich sagte, dass man sie bis zur Bewusstlosigkeit geprügelt

hat, Jock. Ich habe nicht behauptet, sie sei tot gewesen. Annie war eine große und ausgesprochen kräftige Frau.« Ich starre auf das schrecklich zugerichtete tote Gesicht auf dem Foto, als könnte es mir etwas verraten. »Ich glaube, sie ist im Haus wieder zu sich gekommen und hat es irgendwie geschafft, sich auf die Straße hinauszuschleppen, um Hilfe zu suchen. Das Wunder ist doch, dass sie noch genug Kraft hatte, um den Versuch zu machen, ein vorüberfahrendes Auto aufzuhalten. Jeder Arzt würde einem wahrscheinlich sagen, das sei unmöglich, weil sie so schwere Schädelverletzungen hatte, aber es ist die einzige Erklärung dafür, dass sie draußen auf der Fahrbahn war und wie eine Betrunkene wirkte.«

»Oder aber die Polizei hatte die ganze Zeit Recht«, meinte Jock. »Ich habe damals den Bericht über die Verhandlung vor dem Coroner gelesen. Da hieß es, sie habe eine Menge Alkohol im Blut gehabt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Genau fünfundneunzig Milligramm auf hundert Milliliter Blut – oder 0,15 Promille über dem Grenzwert im Straßenverkehr. Das entspricht vier oder fünf Schnapsgläsern Rum – gar nichts für jemanden, der so viel trank wie Annie. Sam und ich schaffen das an Wochenenden mühelos – du bestimmt auch –, ohne dass wir deswegen wie die Zombies herumtorkeln.« Ich seufzte verdrossen. »Sie wurde als Opfer eines Verkehrsunfalls abgestempelt, also vermerkte der Pathologe routinemäßig, sie sei ›fahruntüchtig‹ gewesen, woraus Polizei und Coroner einen ›hohen Alkoholgehalt im Blut‹ machten. Gerechterweise muss man zugeben, dass sie Zeugenaussagen hatten, in denen Annie als ›stockbetrunken‹ bezeichnet wurde, und die Polizei ganze Kisten leerer Wodkaflaschen in ihrem Haus fand. Aber wenn der Pathologe ordentlich gearbeitet hätte, dann hätte er sich gefragt, ob 0,95 Promille ausreichen, um eine Frau von Annies Statur und Gewicht, die außerdem als Gewohnheitstrinkerin bekannt war, ins Taumeln zu bringen.«

»Du hast ja deine Hausaufgaben wirklich gründlich gemacht, hm?«

»Richtig.«

»Und was sagt die Polizei?«

»Bis jetzt noch gar nichts. Ich möchte diesen Leuten Material vorlegen, das absolut stichhaltig ist, damit sie den Fall wieder aufrollen müssen, ob sie wollen oder nicht.« Ich schwieg einen Moment.

»Dazu brauche ich auch Sharon und dich. Ihr müsst zugeben, dass ihr das Paar wart, das ich am Abend von Annies Tod in der Graham Road gesehen habe.«

Er zuckte die Achseln. »Damit habe ich kein Problem. Aber sie wird vielleicht eines haben.«

»Wieso?«

»Sie hat gelogen, als sie bei der Verhandlung aussagte. Sie war erst um Viertel nach neun im *William of Orange*. Wir haben uns meistens so um halb neun dort getroffen, haben kurz was getrunken und sind durch die Hintergasse zu ihr nach Hause gegangen. Aber an dem Abend kreuzte sie im Taxi auf, voll bis unter die Mütze und nicht im Geringsten daran interessiert, noch was zu verdienen. Daraufhin hab ich sie die A316 runter begleitet und mich von ihr getrennt, als wir in die Graham Road kamen.« Er fuhr zu sprechen fort, bevor ich dazu kam, die naheliegende Frage zu stellen. »Sie sagte, sie wäre mit einem anderen Kunden in irgendeinem Hotel gewesen. Ich nehme an, das war die Wahrheit. Sie war voll aufgedonnert und stank nach Zigaretten.« Er schüttelte leicht den Kopf bei der Erinnerung. »Von zu Hause war sie bestimmt nicht gekommen. Aber ich weiß, dass sie dringend nach Hause wollte. Den ganzen Weg sagte sie immer wieder, sie wolle nur noch heim, weil ihr von dem vielen Champagner, den sie getrunken hatte, hundsmiserabel schlecht sei.«

»Aber wenn der Dienstag *dein* Tag war, wieso ist sie dann mit einem anderen Kerl losgezogen?«

»Sie war eine Professionelle«, antwortete er sarkastisch.  
»Der andere hat mehr Geld geboten.«

»Hat sie dir gesagt, wer es war?«

»Nein, einen Namen hat sie nicht genannt. Sie sagte nur, es sei auch ein Stammkunde, und sie könne sich nicht leisten, ihn zu enttäuschen.«

»Geoffrey Spalding war einer ihrer Kunden«, sagte ich nachdenklich. »Er ist einmal im Monat mit Sharon ins Hotel gegangen, weil er vermeiden wollte, dass seine Frau, die sterbenskrank war, und seine Töchter davon erfuhren.« Ich lachte über seinen Gesichtsausdruck. »Nein, das hab ich nicht von Libby. Das hab ich von Sharons Sohn Michael. Ich habe ihm ins Gefängnis geschrieben.«

»Wie reizend von dir«, sagte er trocken. »Der Junge war ein elender kleiner Sadist, das kann ich dir sagen. Er hat Annies Katzen nur zum Spaß die Schnurrhaare ausgerissen. Weißt du, warum er sitzt?«

Ich nickte.

»Dann solltest du vorsichtig sein. Seine Mutter hatte höllische Angst vor ihm. Und mit Recht. Er war ein unglaublich jähzorniger Bursche.«

Ich beobachtete die Katze, die faul in der Nachmittagssonne lag und sich putzte. »Weißt du, eines habe ich nie verstanden, Jock – warum keiner von euch beiden, weder du noch Sharon, angehalten hat, um zu sehen, ob Annie am Leben war. Ihr müsst sie gesehen haben. Sharon musste ja praktisch über sie hinwegsteigen, um die Straße überqueren zu können.«

»Wir haben sie wirklich nicht gesehen«, antwortete er. »Ich hab Sharon später danach gefragt. Sie ist kreideweiß geworden und flehte mich immer nur an, den Mund zu halten, damit wir nicht womöglich in die Sache hineingezogen würden.«

Viel mehr schien es nicht zu sagen zu geben, aber ich fand nicht die Kraft, mich aus meinem Sessel zu erheben. Die Fahrt nach Hause hatte nichts Verlockendes, und wie die Katze

wünschte ich mir nichts mehr, als mich gemütlich zusammenzurollen und zu vergessen, dass das Leben kompliziert war. Vielleicht ging es Jock ähnlich; die Schatten nämlich waren merklich länger geworden, als er endlich wieder sprach.

»Du hast dich verändert«, sagte er.

»Ja«, stimmte ich zu.

Er lächelte. »Willst du mich nicht fragen, inwiefern?«

»Wozu?« Ich drückte meinen Kopf in die Rückenlehne des Sessels und starre zur Decke hinauf. »Ich weiß, was du sagen wirst.«

»Was denn?«

»Dass ich entspannter bin als früher.«

»Woher wusstest du das?«

»Sam sagt das immer.«

»Ja, du bist früher ziemlich schnell hochgegangen«, sagte er.

»Ich weiß noch, wie ich einmal zu euch kam und mir als Erstes eine Bratpfanne um die Ohren flog.«

Ich lachte bei der Erinnerung und drehte den Kopf, um ihn anzusehen. »Nur weil du und Sam volltrunken mitten in der Nacht nach Hause kamt und unten solchen Krach gemacht habt, dass ich fast aus dem Bett gefallen bin. Und kaum kam ich runter, wolltet ihr was zu essen haben. Worauf ich sagte, ihr könntet euch selbst was machen, und euch die Pfanne zugeworfen habe. Ihr hättest sie fangen sollen, statt ängstlich den Kopf einzuziehen.«

»Ach, tatsächlich?«, fragte er trocken. »Wie kommt es dann, dass ein großer Teil des Geschirrs auch noch dran glauben musste?«

Ich dachte zurück. »Ich war fuchsteufelswild, vor allen Dingen, weil am nächsten Tag der Schulrat in den Unterricht kommen wollte. Aber ich hab diese Teller sowieso nicht gemocht. Sams Mutter hatte sie uns geschenkt.«

Wir lächelten einander an. »Ich hab nie herausbekommen,

wo ihr damals eigentlich gewesen seid«, bemerkte ich beiläufig. »Ihr habt geschworen, ihr wärt in einem Pub gewesen, aber das konnte gar nicht stimmen, weil die Pubs um elf schließen.«

Er zögerte nur kurz, dann sagte er: »Es war ein Striplokal in Soho. Sam hatte Angst, du würdest Theater machen.«

Ich zuckte die Achseln. »War die hübsche kleine Sekretärin auch mit?«, fragte ich. »Das war doch im Oktober – da hat es sie noch gegeben.«

Er schüttelte den Kopf. »Sam hätte nie eine Frau in ein Striplokal geführt.«

Ich beugte mich vor, um die Fotografien von Annie wieder in meinen Rucksack zu packen. »Hast du sie eigentlich mal kennen gelernt, Jock?«

»Nein.«

»Dann hast du also nur Sams Wort darauf, dass es sie gegeben hat.«

Sein Ton verriet seine Verwunderung, als er antwortete: »Natürlich hat es sie gegeben. So ein Hass ist nur gegen einen Menschen möglich, der leibt und lebt. Eben an dem Abend sagte er zu mir, dass er sie am liebsten mit bloßen Händen erdrosseln würde. Du kannst es mir glauben, ich hab's gehört, und es war ihm verdammt ernst damit. Nur deshalb hab ich ihn überhaupt in die Stripkneipe mitgeschleppt – um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er hatte Todesangst, sie würde demnächst bei dir aufkreuzen, um dir die schmutzigen Details aufzutischen – oder sie würde versuchen, ihn zu erpressen ... Ich hatte ihn beinahe so weit, dir gegenüber reinen Tisch zu machen« – er seufzte frustriert – »da musst du uns mit fliegenden Bratpfannen empfangen.«

Ich musste lächeln über seine Naivität. Kein Wunder, dachte ich, dass Sam ihn hochhielt wie einen Guru. Alle Schüler mögen Lehrer, die sich manipulieren lassen.

»Tut mir Leid«, sagte ich ohne Bedauern. »Vielleicht ist es

dir ein Trost, wenn ich dir sage, dass er nie im Leben reinen Tisch gemacht hätte. Ich stelle ja auch gar nicht die Affäre in Frage, Jock, sondern nur die praktische kleine Sekretärin, die es so faustdick hinter den Ohren hatte. Die hat er nur für dich erfunden. Weil er damit rechnen musste, dass du argwöhnisch werden würdest, wenn er plötzlich nicht einmal mehr Zeit hatte, mit dir ein Glas zu trinken. Ich denke, du wirst feststellen, dass er gar nicht so weit in die Ferne schweifte.«

»Ich verstehe nicht.«

»Nun komm schon, so schwer ist das doch nicht zu erraten.« Ich begann, meine Sachen einzusammeln. »Was glaubst du denn, hat Libby an dem Abend getan, als Annie starb? Deine Socken geflickt?«

Er wollte nichts davon wissen. »Sie kann nicht mit Sam zusammen gewesen sein«, erklärte er. »Glaubst du vielleicht, ich hätte es nicht gemerkt, wenn sie weg gewesen wäre? Als ich heimkam, hatte sie das Abendessen fertig und die ganze Wäsche gemacht.«

»In eurem Haus gab's doch auch ein Bett«, versetzte ich.

Verletzt und ungläubig starrte er mich an, und ich musste an meine eigene Niedergeschlagenheit an dem Abend in Hongkong denken, als Sam mit seinem betrunkenen Gejammer über mich hergefallen war. Nur du bist schuld daran, dass wir hier gelandet sind ... Wenn du mich nicht im Stich gelassen hättest, wäre das alles nicht passiert ... Frauen sind falsch ... Immer machen sie einem was vor ... Warum zum Teufel musstest du die Leute fragen, was sie an dem Abend getan haben? Hast du etwa erwartet, sie würden dir *ehrlich* antworten?

»Ich hätte doch jeden Moment zur Tür hereinkommen können«, protestierte Jock, der sich an den letzten Strohhalm klammern wollte.

»Es war ein Dienstag«, entgegnete ich, »und dienstags bist du nie vor zehn nach Hause gekommen.«

»Aber ...« Seine Verwirrung wuchs. »War denn überhaupt was Wahres an dem, was Sam mir erzählt hat?«

»Ich glaube, es war wahr, dass die Affäre in den zwei Wochen begann, als ich weg war. Ich erinnere mich, dass er mir am Telefon erzählte, Libby hätte ihm angeboten, seine Wäsche zu machen, aber als ich ihn später fragte, ob er ihr Angebot angenommen hätte, wurde er wahnsinnig gereizt und erklärte, er hätte sie überhaupt nicht gesehen. Ich dachte damals, er wäre ärgerlich, weil sie ihn im Stich gelassen hatte; aber jetzt glaube ich, er hatte einfach Angst, er könnte sich verraten ...«

Ich sah die Enttäuschung und den Groll, die sich in Jocks Augen stahlen, und war überrascht, wie wenig mich mein kleiner Triumph befriedigte.

»Ich glaube, es war auch wahr, dass er die Beziehung beenden wollte«, fuhr ich fort, »und eine tödliche Angst davor hatte, sie sich zur Feindin zu machen. Ich persönlich glaube nicht, dass Libby etwas von der Geschichte verraten hätte – sie wollte dir keine Munition für eine Scheidung liefern –, aber Sam befürchtete es offensichtlich.« Ich lächelte dünn. »Ich vermute, er machte sich deinetwegen weit größere Sorgen als meinewegen. Er sagt immer, wie wichtig ihm deine Freundschaft ist.«

»Dieser Heuchler!«

Ich widersprach nicht. »Was kümmert es dich jetzt noch?«, fragte ich. »Du hast doch vorhin selbst gesagt, die ganze Geschichte sei schon vor Jahren gegessen gewesen.«

Aber Jock wollte nicht an seine eigenen heuchlerischen Platituden erinnert werden. »Er hat mich gebeten, für ihn zu lügen.«

»Immerhin hast du es gern getan«, sagte ich.

»Vielleicht nicht so gern, wenn ich gewusst hätte, dass er mit Libby zusammen war.«

Ich lachte kurz. »Und wer ist jetzt der Heuchler?«

Er wandte sich ab und zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche.

»Im Übrigen«, fuhr ich fort, »bin ich überzeugt, dass Libby ihn dazu getrieben hat. Die Polizei fragte damals jeden in der Straße, ob er zum Zeitpunkt des Unfalls irgend etwas gesehen oder gehört habe, und ich vermute, sie fürchtete, es würde jemand auftauchen und sagen, er hätte Sam gegen neun aus eurem Haus kommen sehen. Sicherer war in jeder Hinsicht, wenn er das bestreiten und darauf hinweisen konnte, dass er mit dir zusammen bei uns gewesen ist.«

Jocks Weg von ungläubiger Verwirrung zum Hass war kurz. Ich war ihn selbst gegangen und wusste das aus Erfahrung. Doch der Gegenstand seines Hasses war nicht der Mann, der ihn verraten hatte, sondern die Frau. »Es war immer schon ihr Schönstes, sich über mich lustig zu machen. Wahrscheinlich lacht sie sich seit Jahren ins Fäustchen darüber, dass ausgerechnet ich derjenige war, der sie und Sam gedeckt hat.«

Ich schüttelte den Kopf. »Vergiss es einfach. Wenn Sam für Libby mehr gewesen wäre als ein Lückenbüsser, wärst du sofort rausgeflogen, und er und ich wären heute nicht mehr verheiratet.«

»Ich bin sowieso rausgeflogen«, entgegnete er aufgebracht.  
»Ich hatte nie eine Chance.«

»Du hattest die gleichen Chancen wie ich«, widersprach ich kühl. »Wenn einer von uns beiden gewusst hätte, was vorging, hätten unsere Ehen beide sofort in Scheidung geendet. Weil wir es nicht wussten, hielt deine ein wenig länger, und meine überlebte. Aber eure Ehe war sowieso schon zerrüttet, Jock, und das kannst du Sam nicht zum Vorwurf machen. Er war ein Symptom, nicht die Ursache.«

Mit weitschweifigem Gerede begann er, seine Rolle in dieser längst erkalteten Beziehung zu rechtfertigen. Ob ich eine Ahnung hätte, wie man sich fühlte, wenn man ständig von dem Menschen zurückgewiesen würde, den man liebt? Ob ich im

Ernst glaubte, dass er etwas mit Sharon angefangen hätte, wenn Libby auch nur einen Funken Interesse an ihm gezeigt hätte? Was glaubte ich wohl, wie es sich auf das Selbstwertgefühl eines Mannes auswirke, sich den Sex kaufen zu müssen? Natürlich hatte er Sam nichts von ihr erzählt. Er hatte schließlich nicht hinter seinem Rücken ausgelacht werden wollen ...

Ich hörte mir diesen Erguss mit mehr Erheiterung als Mitgefühl an. War er seiner eigenen Heuchelei gegenüber so blind, dass doppelte Moral für ihn überhaupt nichts Peinliches hatte? Und wieso glaubte er, er könnte mir seinen Schmerz anvertrauen, wo doch meiner weit älter war, weit ungeheuerlicher und grausamer? Wie Sam sah er sich mehr als Opfer denn als Täter, und wie bei Sam wuchs seine Entrüstung in dem Maß, wie seine eigene Schuld neben der Schuld anderer verblasste.

Als er sein Pulver endlich verschossen hatte, stand ich auf und hängte mir meinen Rucksack um. »Ich an deiner Stelle würde mir weiter keine Gedanken mehr darüber machen«, redete ich ihm gut zu. »Es ändert sich nichts und macht dich nur wütend.«

»Warum musste ich dann überhaupt die ganze Wahrheit erfahren?« Er beobachtete mich mit missmutigem Blick, während ich mich vergewisserte, dass ich nichts liegen gelassen hatte. »Warum hast du mich nicht in Ruhe gelassen, hm?«

»Ich hätte es nicht fair gefunden.«

Er lachte bitter. »Tja, unter Fairness verstehe ich wohl etwas anderes. Hast du dir das alles mal überlegt? Sam und ich kennen uns sehr lange. Vielleicht wäre ich glücklicher gewesen, wenn ich nichts erfahren hätte.«

Das bezweifelte ich nicht. Es stimmt schon, was man nicht weiß, macht einen nicht heiß, und Sam und er hätten ewig weitermachen können wie bisher, der eine so verlogen wie der

andere.

Es stimmt auch, dass geteiltes Leid halbes Leid ist, und ich wettete im Stillen mit mir selbst, dass Jock – ganz gewiss nicht der Typ des stummen Dulders – sobald ich gegangen war, nach dem Telefon greifen würde, um einen Teil seines Kummers auf meinen Mann abzuwälzen.

Es erschien mir nur gerecht – Gerechtigkeit verlangt schließlich nach Strafe –, aber ob die beiden je wieder miteinander sprechen würden, war fraglich. Mich kümmerte das wenig. Ich hatte sehr lange auf meine Rache gewartet.

\*\*\*

*Brief von M. Ranelaghs Vater aus dem Jahr 1999*

CURRAN HOUSE  
*Whitehay Road*  
*Torquay, Devon*

Freitag

Liebste M.,

ich muss sagen, ich finde, dass Libby Recht hat und du dir noch einmal genau überlegen solltest, ob du diese Besuche am Montag wirklich auf dich nehmen willst – vor allem den bei Alan Slaters Familie. Ich weiß, Danny hat dir gesagt, dass Alan nicht zu Hause sein wird, aber versuch wenigstens, dir klar zu machen, wie er reagieren wird, wenn seine Frau ihm erzählt, dass du in seinem Haus fotografiert hast. Bist du ganz sicher, dass es nicht vernünftiger wäre, die Polizei einzuschalten? Ich weiß, ich brauche dich nicht daran zu erinnern, was Alan und sein Vater dir angetan haben – es bedrückt mich entsetzlich, sehen zu müssen, wie du dir ständig die Hände wäschst –, aber ich bin nicht so sicher wie du, dass Alans Frau über die

Vergangenheit ihres Mannes nicht Bescheid weiß, nur weil  
Alans Bruder nichts darüber zu wissen scheint.

In Liebe  
Dad

## 18

Mein letzter Besuch an diesem Tag führte mich nach Isleworth, in ein kleines Haus aus den dreißiger Jahren mit Rauverputz an den Mauern und altmodischen, vielfach unterteilten Fenstern. Zu Fuß hätte ich für den Weg Stunden gebraucht, darum nahm ich am U-Bahnhof Richmond ein Taxi und bat den Fahrer zu warten, für den Fall, dass niemand zu Hause wäre oder die Leute mich nicht hereinlassen wollten.

Ich hörte Hundegebell, als ich läutete, ein lockenköpfiger kleiner Junge machte die Tür auf, und eine Dogge sprang heraus, die mich sogleich umkreiste.

»Mama!«, schrie der Kleine laut. »Komm schnell. Hier ist eine Frau, und Satan will sie beißen.«

Eine junge Frau, blond, rundlich, in weitem T-Shirt und Leggings, erschien hinter ihm und verbannte den Hund mit einem kurzen Fingerschnalzen wieder ins Haus. »Keine Angst«, sagte sie gänzlich unaufgeregt. »Er bellt nur.«

Ich lächelte schwach. »Und was tut er, wenn er nicht bellt?«

»Wie bitte?«

»Ich meine, beißt er dann?«

»Ach so!« Sie lachte. »Nein, nein! Er ist lammfromm, wirklich. Aber« – Sie zauste ihrem Sohn das Haar – »wie oft muss ich dir eigentlich noch sagen, dass du die Tür nicht allein aufmachen sollst, Jason? Nicht jeder kann so ruhig mit Hunden umgehen wie die Dame hier, und wenn Satan wirklich mal jemanden beißen würde, hätten wir im Nu die Polizei auf dem Hals.« Sie drehte ihn herum und schob ihn zu einer Tür auf ihrer rechten Seite. »Pass mal kurz auf Tansy auf. Ich bin gleich wieder da.« Mit einem fragenden Lächeln sah sie mich an. »Was kann ich für Sie tun? Wenn Sie von den Zeugen Jehovas kommen, verschwenden Sie bei uns leider Ihre Zeit. Deswegen hat Satan seinen Namen bekommen – um Gottes Krieger abzuschrecken.«

Sie wirkte wie eine frische Brise nach dem dumpfen Misstrauen Maureen Slaters, und es wunderte mich überhaupt nicht, dass Danny ihre Gesellschaft der seiner Mutter vorzog. »Das kann sich nur Alan ausgedacht haben«, sagte ich.

»Da haben Sie Recht.«

»Und Sie sind Beth?«

Sie nickte.

»Ich bin Mrs. Ranelagh.« Ich bot ihr die Hand. »Mein Mann und ich haben früher auch in der Graham Road gewohnt. Allerdings am anderen Ende als Alan und seine Eltern. Ich war seine Lehrerin.«

Mit einem überraschten Blick gab sie mir die Hand. »Sind Sie die Frau, von der Danny erzählt hat? Er hat neulich abends angerufen und gesagt, er hätte zufällig eine ehemalige Lehrerin von Al getroffen.«

»Ja, das stimmt.«

Sie sah an mir vorbei zum Taxi. »Aber er sagte, dass Sie in Dorset leben.«

»Wir haben dort den Sommer über ein Bauernhaus gemietet. Ungefähr fünfzehn Kilometer von dem Ort entfernt, wo Danny sich zurzeit aufhält. Ich bin heute nur nach London gekommen, weil ich verschiedene Leute besuchen wollte.« Ich glaubte nicht, dass sie es mir abnehmen würde, wenn ich behauptete, ich wäre rein zufällig vorbeigekommen. »Unter anderem auch Alan.«

Unsicherheit spiegelte sich in ihrem Gesicht. »Er wurde ganz still, als Danny Ihren Namen erwähnte – beinahe so, als wären Sie Jack the Ripper oder so jemand.«

»Ach was?«, fragte ich erstaunt. »Er hat mir früher immer erklärt, ich wäre seine Lieblingslehrerin. Sonst wäre es mir doch nicht eingefallen, einfach bei Ihnen aufzukreuzen.«

Sie war verlegen. »Er ist gar nicht da. Er arbeitet draußen in Chertsey auf einer Baustelle.« Sie runzelte die Stirn. »Komisch, dass Danny Ihnen das nicht gesagt hat. Es wird so

eine Nobelwohnanlage, Sie wissen schon, mit Stuck und Säulenveranden und so, und er liegt Al schon seit Wochen in den Ohren, dass er ihm dort einen Steinmetzauftrag verschaffen soll. Die sind mit dem Bau total hinterher, deswegen muss Al ständig Überstunden machen – er kommt fast nie vor zehn Uhr abends nach Hause.« Das Stirnrunzeln vertiefte sich. »Aber warum wollen Sie ihn denn überhaupt besuchen? Die meisten seiner Lehrer waren froh, ihn für immer los zu sein.«

»Ich auch«, sagte ich aufrichtig. »Die meiste Zeit kam er überhaupt nicht zum Unterricht, und wenn er kam, hat er nur gestört. Ich hab mir oft gewünscht, er wäre geblieben, wo der Pfeffer wächst.« Ich lächelte, um meinen Worten den Stachel zu nehmen. »Aber dann hab ich einmal tief Luft geholt, mir vor Augen gehalten, was für einen Vater er hatte, und einen neuen Versuch gemacht. Die Vorstellung, dass er so werden würde wie sein Vater, war entsetzlich. Aber nach allem, was Danny mir über Sie und die Kinder erzählt hat, ist das ja zum Glück nicht eingetroffen.«

Die Neugier gewann die Oberhand, wie ich gehofft hatte. »Ich habe seinen Vater nie zu Gesicht bekommen«, sagte sie interessiert. »Er war schon lange weg, als ich Al kennen lernte, aber ich habe nicht viel Gutes über ihn gehört. Haben Sie ihn gut gekannt?«

»O ja. Er drohte mir einmal, mich fertig zu machen, und ich habe ihn daraufhin angezeigt, weil ich hoffte, man würde ihn verhaften.« Unschlüssig drehte ich mich nach dem Taxi um. »Ich habe den Fahrer gebeten zu warten, für den Fall, dass Sie nicht zu Hause sein sollten, aber ich glaube, er lässt die Uhr laufen.«

»Typisch«, stellte sie fest. »Die nehmen einen aus, wo sie können – lauter Bescheißer. Entschuldigen Sie das drastische Wort. Wollen Sie nicht auf eine Tasse Tee reinkommen? Wir können ja später ein Minitaxi rufen. Wenn Sie Glück haben,

kommt Al ja ausnahmsweise einmal pünktlich nach Hause. Es kommt ja schließlich nicht alle Tage vor, dass eine ehemalige Lehrerin von ihm uns besucht.« Sie neigte wie abwägend den Kopf zur Seite. »Ich muss allerdings sagen, mit den alten Scharteken, bei denen ich Unterricht hatte, haben Sie wenig gemeinsam.«

Mit einem dankbaren Lächeln für die Einladung zum Tee und das Kompliment – und einem stummen Gebet, dass Alan *nicht* früher als sonst nach Hause kommen möge – folgte ich ihr ins Haus, nachdem ich den Taxifahrer bezahlt hatte. Die Inneneinrichtung spiegelte in vielen Details Beths handfestes, praktisches Wesen: Die Farben waren einfach und klar – wobei sie offensichtlich Terracotta und Strohgelb bevorzugte; die Böden pflegeleicht – unbehandelte Holzdielen im Flur und Kork in der Küche; die Möbel waren so gestellt, dass sie viel Raum ließen und für die Kinder keine gefährlichen Hindernisse bildeten. Es wirkte harmonisch und gemütlich, und als ich ihr das sagte, war sie erfreut, aber nicht überrascht.

»Etwas in der Richtung möchte ich später mal beruflich machen, wenn die Kinder beide in der Schule sind«, sagte sie. »Die Häuser anderer Leute einrichten. Ich glaube, ich hab ein Talent dafür, und ich seh nicht ein, warum ich in einer Fabrik arbeiten soll, wenn ich mit etwas, das mir echt Spaß macht, Geld verdienen kann. Ich mache alles selbst – Alan ist abends, wenn er heimkommt, zu müde, um noch Böden abzuziehen –, und die meisten Freundinnen von mir platzen vor Neid, wenn sie uns besuchen. Die einen bilden sich ein, Frauen könnten so was nicht, und die anderen sagen, es wäre ihnen viel zu peinlich, in den Geräteverleih zu gehen und nach Werkzeugen zu fragen, von denen sie nicht mal den richtigen Namen wüssten.«

Ich pirschte mich vorsichtig an der Dogge vorbei, die sich der Länge nach auf einem flauschigen Teppich vor dem Kochherd ausgestreckt hatte. »Was haben Sie denn vor Ihrer

Ehe gearbeitet?« Ich zog mir einen Küchenstuhl heraus und ließ mich rittlings darauf nieder. Der Hund hob den Kopf und warf mir einen feindseligen Blick zu. Als Beth kurz und scharf mit den Fingern schnalzte, gähnte er und entspannte sich wieder.

»Ich war Friseuse«, antwortete Beth mit einem Lachen. »Und ich habe diese Arbeit gehasst. Frisurenen wollte ich machen, aber meine ganze Tätigkeit bestand darin, quengeligen alten Weibern, die nichts Besseres zu tun hatten, als über ihre Männer zu schimpfen, Blautönungen zu verpassen. Sie hätten diese Frauen hören sollen, es war ganz egal, ob die armen alten Kerle noch am Leben waren oder nicht, sie wurden alle durch den Kakao gezogen. Er ist geizig – er ist dumm – er tröpfelt den Toilettensitz voll ... ehrlich! Da kann einem die Freude aufs Altwerden vergehen.«

Ich lachte. »Hört sich an wie meine Mutter.«

»Ist die so?«

»Ein bisschen.«

»Ich hab meine Mutter nie gekannt«, sagte Beth. Sie schob ein ganzes Sortiment Armbänder zu ihrem Ellbogen hinauf, als sie den Wassertopf zum Spülbecken trug und das Wasser aufdrehte. »Jedenfalls nicht meine leibliche Mutter. Sie hat mich zur Adoption freigegeben, als ich noch ein Säugling war. Meine Adoptivmutter ist toll – mein Vater auch –, sie lieben Al und sie lieben die Kinder. Sie haben mich mal gefragt, ob ich meine richtige Mutter suchen wollte, aber ich hab abgelehnt. Ich meine, es gibt doch keine Garantie dafür, dass ich sie mögen würde – wenigstens jeder Zweite, den ich kenne, kann seine Eltern nicht ausstehen. Weshalb sollte ich also meine Zeit damit verschwenden, sie zu suchen?«

Ich sagte nichts.

»Sie halten das für falsch?«

»Nein, gar nicht«, antwortete ich mit einem Lächeln. »Ich habe nur gerade gedacht, was für eine vernünftige junge Frau

Sie sind und was für ein Glück Alan gehabt hat, dass er Sie gefunden hat.« Ich dachte außerdem an eine Bemerkung, die ein Schulpsychologe einmal über Alan geschrieben hatte. »Er sollte ermutigt werden, starke und positive Bindungen an Erwachsene aufzubauen ... Er braucht das Gefühl, geschätzt zu werden ...«

»Und Danny haben Sie offensichtlich auch gut getan. Er spricht mit sehr viel Zuneigung von Ihnen.« Sie errötete bei meinen Worten. »Was ist eigentlich mit den Schwestern?«, fragte ich. »Sehen Sie die auch manchmal?«

Dieses Thema schien ihr nicht so sympathisch zu sein; das Stirnrunzeln kehrte zurück. »Die beiden hab ich das letzte Mal bei Tansys Taufe gesehen, und das war vor drei Jahren. Al meinte damals, wir sollten es noch einmal versuchen, also haben wir sie eingeladen, und natürlich sind sie prompt über Al und mich hergefallen. Genau wie immer. Haben Tansy das ganze Fest verdorben ... Damit war die Sache für uns erledigt. Das Leben ist zu kurz, um sich freiwillig solchen Ärger anzutun.« Sie fegte ein paar Krümel vom Tisch in ihre geöffnete Hand, und ich starrte wie gebannt auf die klappernden Reifen an ihrem Arm. »Al meint, es ist der blanke Neid, weil wir ganz gut zurechtkommen und sie nicht ... die eine hat vier Kinder und keinen Mann, weil er abgehauen ist, als sie das letzte Mal schwanger wurde – die andere hat fünf Kinder von verschiedenen Vätern, und zwei von ihnen sind im Heim.«

»Wo leben sie?«

»In einer großen Siedlung in der Nähe von Heathrow.«

»Zusammen?«

»In Nachbarblocks. Die Kinder treiben sich den ganzen Tag mit ihren Banden auf der Straße rum und terrorisieren die alten Leute, die dort wohnen. Ich möchte nicht wissen, wie viele Verwarnungen von der Polizei die schon bekommen haben. Neulich hat mir jemand erzählt, dass die Gemeinde Sally und

Pauline mit gerichtlichen Verfügungen dazu zwingen will, ihre Kinder im Haus zu halten – aber ich weiß nicht, ob das stimmt. Das Schlimmste ist, dass sie schon seit einiger Zeit versuchen, hier, in unserer Gegend, eine Wohnung zu kriegen. Ich hab zu Al gesagt, wenn die hierher kommen, müssen wir sofort umziehen. Ich schau bestimmt nicht dabei zu, wie diese Früchtchen meine Kinder verderben.« Sie goss den Tee ein und gab genau wie ihre Schwiegermutter automatisch Milch dazu. »Al behauptet immer, man kann seinen Schwestern keine Schuld geben«, fuhr sie fort, als sie mir eine Tasse reichte. »Sie hätten eine schlimme Kindheit gehabt. Aber wenn man es so betrachtet, müssten Danny und er genauso übel sein wie die beiden, nicht wahr?«

Sie erinnerte mich an Julia Charles, unsere Nachbarin in der Graham Road. Die hatte die gleiche Angst vor dem schlechten Einfluss anderer auf ihre Kinder gehabt. Nur hatte sie Alan Slater und Michael Percy im Visier. Diese beiden Jungs sind grässlich, pflegte sie zu sagen, und Schuld haben einzig die Eltern. Wenn ihre Mütter sich mehr für die Kinder interessierten und weniger für Männer und Alkohol, würden sich die Kinder nicht so aufführen.

»Das klingt ja, als hätten sie die Rollen getauscht«, meinte ich erstaunt. »Die beiden Mädchen machten immer einen so braven und vernünftigen Eindruck, als sie noch Kinder waren. Aber vielleicht hatten sie auch nur zu große Angst vor ihrem Vater, um Dummheiten zu machen. Ab und zu sind sie Alan nachgelaufen, aber nie weiter als bis zum Ende der Straße. Sie waren beide klein und dunkel wie ihre Mutter. Sally ist die Ältere von beiden, nicht wahr?«

Beth nickte.

»Sie waren mit zwei anderen kleinen Mädchen befreundet, die etwa im gleichen Alter waren – Rosie und Bridget Spalding. Sie haben oft zusammen draußen auf der Straße gespielt. Bridget hat Alans Freund Michael Percy geheiratet

und ist nach Bournemouth gezogen, aber ich habe keine Ahnung, was aus Rosie geworden ist.« Ich zog fragend eine Augenbraue hoch, aber Beth, die mit ihrer Teetasse in den Händen an der Arbeitsplatte lehnte, schüttelte den Kopf.

»Al hat zu niemandem aus der Graham Road mehr Verbindung«, sagte sie. »Er besucht hin und wieder seine Mutter, aber er bleibt nie sehr lang, weil ihn das jedes Mal so deprimiert. Wenn es nach ihm ginge, würde er sie überhaupt nicht besuchen, aber ich finde, er muss Jace und Tan ein gutes Beispiel geben. Ich fände es schrecklich, wenn sie mich später, wenn sie erwachsen sind, überhaupt nicht mehr besuchen würden.«

Sie hatte sehr helle Wimpern und Augenbrauen, und ihr Gesicht hatte dadurch etwas Farbloses, was sie allerdings durch ausdrucksvolle Mimik wettmachte. Jetzt zog sie ein ärgerliches Gesicht.

»Sie macht es einem allerdings nicht leicht. Wenn man da ist, beschwert sie sich immer nur darüber, wie allein sie ist und wie schlecht es ihr geht. Es ist ein Teufelskreis. Wenn sie sich ein bisschen zusammenreißen und versuchen würde, nett zu sein, würde er sie wahrscheinlich öfter besuchen. Aber so schiebt er jeden Besuch so lange wie möglich hinaus und fährt da nur hin, weil ihn das schlechte Gewissen plagt.«

»Besuchen Sie und die Kinder sie auch manchmal?«

Wieder antwortete sie mit einer Grimasse. »Ja, wir haben sie ziemlich regelmäßig besucht, bis Jason eines Tages ihr Prozac entdeckte und im Krankenhaus landete. Ich war stocksauer auf sie. Sie braucht diese blöden Tabletten im Grunde überhaupt nicht – meistens nimmt sie sie auch gar nicht. Sie lässt sie sich nur verschreiben, damit sie auf arbeitsunfähig machen und den ganzen Tag zu Hause hocken und fernsehen kann. Ich war vor allen Dingen deshalb so wütend, weil ich sie immer wieder gebeten hatte, das Zeug an einem sicheren Ort aufzubewahren, aber bei der Frau kann man sich den Mund füssig reden, und

es hilft gar nichts. Sie raucht und trinkt, wenn Jace und Tan dabei sind, es ist ihr völlig egal, was ich davon halte, und dann fragt sie mich noch, warum ich mich so aufrege. »*Meinen Kindern hat das nicht geschadet*«, sagt sie jedes Mal.«

Ich lachte. »So ähnlich ist es mir mit den Wegwerfwindeln ergangen. Ich machte den Fehler, meiner Mutter zu erzählen, was sie kosten, daraufhin hat sie mir monatelange Vorträge über Geldverschwendungen gehalten. Warum nimmst du nicht Stoffwindeln?, fragte sie mich immer wieder ... wenn sie für dich gut genug waren, sind sie auch für deine Söhne gut genug.«

Beth trank einen Schluck von ihrem Tee. »Sie mögen Ihre Mutter nicht besonders, nicht wahr?«

Die Frage, so direkt und unverblümt, verblüffte mich ein wenig, vor allem wahrscheinlich deshalb, weil ich sie mir selbst nie gestellt hatte.

»Ich mag sie auf jeden Fall mehr als Sie Maureen, würde ich denken.«

»Ja, aber Maureen ist nicht meine Mutter«, entgegnete sie. »Wissen Sie, es belastet mich furchtbar. Ich hab nicht gern Streit mit den Leuten, aber so wie Alans Verwandte sich benehmen, werden wir bald mit keinem von denen mehr reden. Manchmal hab ich eine Heidenangst, dass es an den Genen liegt und dass meine Kinder eines Tages nach einem Riesenstreit abhauen, und Al und ich sie nie wiedersehen werden.«

»Ach wo, das passiert sicher nicht«, sagte ich tröstend. »Wenn Verhalten erblich wäre, hätten meine beiden längst ihre Sachen gepackt und wären in die Welt hinausgezogen. Aber sie sind solche Nesthocker, dass es eine Stange Dynamit braucht, um ihnen Beine zu machen ... oder eine heiße Blondine mit einem Ferrari.«

Sie betrachtete mich nachdenklich. »Vielleicht schlagen sie nach ihrem Vater«, meinte sie.

Eher nach ihrem Großvater, vermutete ich und hütete mich, Beth an die genetische Verbindung zwischen ihren Kindern und Derek zu erinnern.

»Nein, ich bin wie Alan der Meinung, dass Verhalten mehr mit der Erziehung zu tun hat«, sagte ich. »Jason und Tansy sind die Summe ihrer Gene und Erfahrungen, nicht die Summe ihrer Gene allein, sonst wären sie ja praktisch nicht voneinander zu unterscheiden. Sie haben das doch eben selbst bestätigt, als Sie sagten, wie sehr Alan und Danny sich von ihren Schwestern unterscheiden.« Und wie sehr Alan sich jetzt von jenem Jungen zu unterscheiden scheint, den ich einmal gekannt hatte, dachte ich.

»Sie sind sich ja untereinander in vielem gar nicht ähnlich«, sagte sie. »Danny ist ein bisschen ein Draufgänger, aber bei Al hat man manchmal das Gefühl, er wäre schon als Vierzigjähriger auf die Welt gekommen.« Sie lachte, und ihr Gesicht hellte sich auf. »Neulich sagte Jace, ›Verpiss dich‹, weil er das im Kindergarten gehört hatte. Al hat sich danach mindestens zwei Stunden lang Gedanken gemacht, ob das seine Schuld wäre. Ich lachte ihn deshalb aus und meinte, das wäre doch albern. Worauf er sagte, ›Klar, du hast gut lachen, aber das war so ziemlich das Einzige, was ich an Aufmerksamkeit von meinem Vater bekommen habe, wenn er sagte, verpiss dich, du Bastard.‹ Und jetzt würde er es wohl lieber in Kauf nehmen, ein Bastard zu sein, als Derek zum Vater zu haben.«

»Mir ginge das wahrscheinlich an seiner Stelle genauso«, sagte ich. »Es ist ja ein bisschen so, als müsste man sich eingestehen, dass man Iwan den Schrecklichen zum Vater hat.«

Sie musterte mich neugierig. »Sie sagten vorhin, er hätte Ihnen mal gedroht. Warum denn? Weswegen war er so wütend?«

Ich war versucht, ihr ehrlich zu antworten, und nicht nur weil ich sie mochte und mich schämte, sie zu benützen. Sie gehörte zu diesen seltenen Menschen, deren Freimütigkeit und

Offenheit gleiches Vertrauen verlangte und verdiente. Ich bedauerte sie zu täuschen, weil ich wusste, dass ich sie unter anderen Umständen nur zu gern als Verbündete gehabt hätte.

»Wir hatten auf der Straße eine Auseinandersetzung darüber, wie er Alan behandelte, und er drehte mir den Arm auf den Rücken und sagte, wenn ich mich noch mal einmischen würde, würde mir bald das Lachen vergehen.« Es war nicht komplett gelogen. Der Ort stimmte nicht, und es war nicht bei der Drohung geblieben – die nichts mit meinem lachenden Gesicht zu tun hatte –, aber Derek hatte mir in der Tat geraten, mich nie wieder einzumischen. »Ich bin daraufhin zur Polizei gegangen, wie jeder vernünftige Mensch das getan hätte«, fuhr ich fort, »aber da hat man mir nicht geglaubt und hatte nichts Eiligeres zu tun, als Derek zu berichten, was ich über ihn gesagt hatte.«

Hätte ich es so erzählt, wie es wirklich gewesen war, so hätte ich hinzugefügt, dass ich in zwei Tagen zweimal von demselben Polizeibeamten verraten worden war und in Folge davon Dereks Wut in doppelter Dosis zu spüren bekam. Aber ich wollte Beth mit Erheiterung und Gelassenheit für mich einnehmen, nicht mit Schauergeschichten über die Grausamkeit ihres Schwiegervaters abschrecken.

Sie machte große Augen. »Was hat er getan?«

»Nicht viel«, log ich. »Er war ein typischer Maulheld – große Klappe und nichts dahinter.« Ich schwieg einen Moment. »Danny hat mir erzählt, dass er verschwunden ist, nachdem Alan mit einem Baseballschläger auf ihn losgegangen ist?« Ich gab meiner Stimme einen fragenden Unterton, und Beth nickte. »Und wo ist er jetzt? Weiß das irgendjemand?«

»Alan spricht kaum über ihn. Er sagt nur, er will ihn auf keinen Fall in der Nähe der Kinder haben. Ich weiß, dass er im Gefängnis war, weil Sally seine Adresse von einem Knastbruder bekommen hat, der mit ihm zusammen gesessen hat. Das war vor Tans Taufe. Sie wollte unbedingt, dass wir ihn einladen. Sie sagte, er wäre wieder in London und wolle wieder

Kontakt mit seiner Familie« – sie zuckte die Achseln – »aber Al sagte, er solle ja nicht wagen, hier aufzukreuzen, sonst würde er die nächste Tracht Prügel bekommen. Deswegen gab's bei der Geburtstagsfeier von Tansy diesen Krach. Sally und Pauline sagten, Derek sei blank und brauche Hilfe, und Al sagte, seinetwegen könne er verhungern, er würde keinen Finger für ihn rühren.«

»Hatten Sie nicht Angst, er würde trotzdem kommen?« Sie warf einen Blick auf den Hund. »Darum hat Al ja Satan angeschafft. Eigentlich wollte er einen Rottweiler, aber das fand ich zu gefährlich für die Kinder. Ich hielt das damals ehrlich gesagt für rausgeschmissenes Geld.« Sie hob ihren rechten Arm und spannte ihren Bizeps. »Ich war sicher, dass ich problemlos mit Derek fertig werden würde, wenn er es wagen sollte, hier zu erscheinen, aber inzwischen ist uns Satan richtig lieb geworden, und ich würde ihn nicht mehr missen wollen.«

Ich hätte sie gern vor übertriebener Selbstsicherheit gewarnt, aber ich sagte nur: »Trotzdem – es ist kein Wunder, dass Alan sich Sorgen machte, besonders wenn Derek ganz in der Nähe war.«

»So nahe war er auch wieder nicht. Sally sagte, dass er mit irgendeiner Frau in Richtung Whitechapel zusammenlebt.«

»Da hat er aber Glück gehabt, dass er jemanden gefunden hat.«

»Genau. Ich meinte, die Frau müsse ja total bescheuert sein – es sei denn natürlich, er hatte vergessen, ihr zu sagen, dass er ein brutaler Schläger ist. Daraufhin regte Sally sich fürchterlich auf und schrie, ich sollte nicht Gerüchte über Leute verbreiten, die ich gar nicht kenne. Und ich sagte, na schön, daran werd ich dich erinnern, wenn er seine Neue prügelt.«

Ich lächelte. »Und was sagte Maureen zu alledem?«

Beth erwiderte das Lächeln. »Sie sagte, es wäre jammerschade, dass Derek nicht schon vor Jahren am Suff

krepierter ist und dass die beiden Mädchen schön blöd wären, wenn sie ihn wieder in ihr Leben lassen würden, bloß weil er ihr Vater ist, sie kam ganz schön in Fahrt und sagte, er hätte alles getan, um ihnen ihr Leben kaputtzumachen, als sie noch Kinder waren, und wenn sie auch nur einen Funken Verstand hätten, würden sie jetzt einen großen Bogen um ihn machen.«

»Besser spät als nie, kann man da nur sagen«, bemerkte ich trocken. »Sie hat ja nicht viel getan, um ihre Kinder zu schützen, als er noch bei ihnen lebte.«

Ein nachdenklicher Ausdruck flog über Beths Gesicht, und ich fragte mich schon, ob ich meine Voreingenommenheit vielleicht ein wenig zu deutlich gezeigt hatte.

»Ich denke«, sagte Beth, »sie war so schlimm wie ihr Mann. Wussten Sie, dass sie diejenige war, die den Baseballschläger gekauft hat ... nicht, um sich damit gegen Derek zu wehren, sondern um ihre Kinder damit zu dreschen, wenn sie ihr auf die Nerven gingen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Danny hat Al irgendwann einmal damit geneckt, dass er begriffsstutzig sei. Und darauf sagte Al, das käme daher, dass seine Mutter sein Gehirn mit dem Baseballschläger bearbeitet hätte.«

»Wäre sie Al denn Herr geworden?«, fragte ich zweifelnd.

»Danny behauptet, in Wut wäre sie wie ein wildes Tier gewesen; da haute man entweder ab oder sperrte sich ins Klo ein, bis sie sich wieder beruhigt hatte.« Sie sah die Ungläubigkeit in meinem Gesicht und breitete die Hände aus. »Ich kann natürlich nicht beschwören, dass es wahr ist – Danny flunkert gern mal ein bisschen –, aber es war ziemlich überzeugend, als er es sagte. Und Al hat es nicht bestritten. Dafür hat er zu mir gesagt, ich solle niemals die Hand gegen Jace oder Tan erheben, sonst würde ich es mit ihm zu tun bekommen. Ich hab nur gelacht, das soll wohl ein Witz sein, hab ich ihn gefragt. Hast du schon mal erlebt, dass ich gegen

irgendjemanden die Hand erhoben hab?« Sie lachte plötzlich. »Und ich hab ihm ins Gesicht gesagt, ich fände es ganz schön krass, dass mir das ausgerechnet einer sagt, der seinen Hund Satan nennt und ihm mit einer zusammengerollten Zeitung auf den Rücken haut, um ihn zu erziehen.« Sie warf dem Hund einen Handkuss zu, worauf der augenblicklich den Kopf hob und mit dem Schwanz auf den Boden klopfte. »Ich mein, warum muss man so streng mit einem Hund umgehen, der für ein Keks alles tut?«

Satan und ich musterten einander vorsichtig. »Er ist bestimmt ein guter Wachhund«, murmelte ich. »An Dereks Stelle würde ich mir da keine Chancen ausrechnen.«

»Der würde ihm sofort an die Gurgel springen«, versicherte Beth. »Als die Kinder noch klein waren, hab ich Satan immer draußen an den Kinderwagen gebunden, wenn ich in einen Laden musste. Er hat jeden, der näher als fünf Meter gekommen ist, sofort angeknurrt, und ich konnte in Frieden einkaufen, ohne Angst haben zu müssen, dass jemand meine Kinder entführt.«

»Das ist ja toll. Und das alles tut er für ein Keks?«

Ihr Lächeln wurde breiter. »Machen Sie sich nicht darüber lustig«, sagte sie. »Es ist auf jeden Fall wesentlich wirksamer, als den armen Kerl mit einer Zeitung zu schlagen. Das hat ihn nur bösartig gemacht.«

»Hm.« Und seine Bereitschaft, den Leuten an die Gurgel zu gehen, war etwa nicht bösartig? Ich fragte mich, wie er reagieren würde, wenn ich unerwartet aufstünde. Ich sah auf meine Uhr. »Ich muss wirklich langsam gehen«, sagte ich bewusst widerstrebend. »Bis nach Dorchester ist es ein ganzes Ende, und Sam wird sich schon fragen, wo ich geblieben bin.«

»Al wird es sicher bedauern, Sie verpasst zu haben.«

Ich nickte. »Ja, es ist schade. Das nächste Mal rufe ich vorher an.« Ich trank meinen Tee aus und stand auf. »Darf ich den Kindern noch auf Wiedersehen sagen?«

»Aber ja. Sie sind im Wohnzimmer. Es würde mich interessieren, wie Sie es finden.« Sie wies mit ausgestrecktem Finger zu Boden, als Satan zu knurren begann, und er gab augenblicklich klein bei.

»Und wann bekommt er sein Keks?«, erkundigte ich mich, als wir in den Flur hinausgingen.

»Wenn es mir passt. Deshalb tut er genau das, was ich ihm sage. Weil er nie weiß, wann der Moment kommt.«

»Funktioniert das auch mit Ihrem Mann und Ihren Kindern?«

Sie drehte die eine Hand hin und her. »Das kommt darauf an, wie die Belohnung aussieht. Mit Keksen ist bei Al nicht besonders viel zu erreichen. Er steht mehr auf Reizwäsche und schwarze Strümpfe.« Sie lachte mit mir. »Die Kinder sind hier«, sagte sie und öffnete eine Tür. »Ich kann nur hoffen, es gefällt Ihnen. Ich habe nämlich zwei Monate dazu gebraucht. Ich rufe ein Taxi an, während Sie sich umsehen.«

O ja, es gefiel mir, obwohl es zu einem Vororthäuschen aus den Dreißigerjahren passte wie die Faust aufs Auge. Der Raum konnte nicht größer als fünfundzwanzig Quadratmeter sein, aber er war ganz mexikanisch eingerichtet, mit einer gewölbten Decke, einem Mosaikfußboden, rauverputzten Wänden und einem schweren Bronzeleuchter, der von der Mitte der Zimmerdecke herabhing. Eine zweiflügelige Terrassentür öffnete sich zu einem kleinen Innenhof, und ein riesiger Facettenspiegel in einem verschnörkelten goldenen Rahmen reflektierte das Licht in unzähligen blendenden Strahlen. Selbst der offene Kamin, dessen Platte eine mit Seidenblumen bestckte Artilleriekartusche aus Messing zierte, war so umgemodelt worden, dass er eher auf eine Ranch als in das bescheidene kleine Haus in Isleworth gepasst hätte. Es hätte mich interessiert, warum sie dieses Zimmer so ganz anders eingerichtet hatte als die übrigen.

»Es ist alles nur nachgemacht«, sagte Jason aus der Zimmerecke, wo er und seine Schwester vor dem Fernsehgerät

saßen. »Mama hat alles so gemalt, dass es echt aussieht.«

Ich klopfte mit dem Fuß auf den Mosaikboden und horchte auf den dumpfen Klang des Holzes. »Das hat sie toll gemacht«, sagte ich, während ich mit der Hand eine rauverputzte Wand berührte und platten Mörtel unter meinen Fingern spürte. »Hat sie den Spiegel auch gemacht?«

»Ja. Und die Lampe auch.«

»Und was ist mit dem Bild?«, fragte ich, den Blick auf das Quetzalcoatl-Mosaik an der Wand gerichtet.

»Das gehört Dad.«

»Und das Sofa und die Sessel?«

»Zehn Pfund alles zusammen im Trödelladen«, sagte hinter mir Beth mit Stolz in der Stimme. »Und fünf Pfund für die Patchwork-Decken. Ich hab gebettelt, geliehen und gestohlen, um den Stoff zusammenzubringen – Kleider – alte Vorhänge – Tischdecken – einfach alles, was ich kriegen konnte, egal von wem. Die fünf Pfund hab ich für den Nähfaden ausgegeben. Wie finden Sie es?«

»Umwertend«, sagte ich aufrichtig.

»Aber ein bisschen ausgefallen für Isleworth?«

»Ein bisschen schon, ja«, stimmte ich zu.

»Das findet Al auch, aber es soll ja so was wie Reklame für mich sein. Ich kann eine Wohnung in jedem Stil einrichten, der gewünscht wird, und das nicht mal teuer. Dieses ganze Zimmer hat weniger als dreihundert Pfund gekostet. Okay, da ist meine Zeit nicht mitgerechnet, aber Sie sollten mal meine Freundinnen hören! Die würden mir einen Zehner pro Stunde bezahlen, damit ich ihre Häuser so herrichte. «

»Ja, das glaub ich«, sagte ich trocken. »So viel zahlen sie wahrscheinlich ihren Putzfrauen nur fürs Staubsaugen.«

Sie sah plötzlich niedergeschlagen aus. »Al ist total dagegen, dass ich es mache ... er findet, wenn schon, dann sollte ich mindestens hundert pro Stunde verlangen.«

»Er hat Recht.«

»Ja, aber von meinen Freunden kann niemand hundert Pfund pro Stunde bezahlen.«

Ich drückte flüchtig ihre Hand. »Es ist immer ein Fehler, für Freunde zu arbeiten«, sagte ich. »Sie sollten jedes Zimmer fotografieren und eine Mappe zusammenstellen und dann losziehen und versuchen, Aufträge zu bekommen ... Lassen Sie ein paar Broschüren drucken ... Setzen Sie Annoncen in die Lokalzeitung. Sie sind viel zu gut, um für zehn Pfund die Stunde zu arbeiten.« Ich klopfe auf meinen Rucksack. »Wenn Sie mögen, mache ich gleich ein paar Fotos und schicke sie Ihnen dann. Ich habe meinen Apparat mit und würde meinem Mann sehr gern zeigen, was Sie hier gemacht haben. Wir spielen mit dem Gedanken, das Bauernhaus zu kaufen, das wir gemietet haben, und man weiß ja nie ...« (Wie kannst du nur so ein falsches Luder sein?, fragte ich mich.) »Vielleicht kann ich Sam davon überzeugen, dass Sie die Innenarchitektin sind, die wir brauchen.«

Sie errötete vor Freude. »Ist das Ihr Ernst?«

»Natürlich ist es mein Ernst.« Ich ging neben Jason und Tansy in die Hocke. »Wollt ihr auch mit auf die Bilder?« Sie nickten mit ernsten Gesichtern. »Dann schlag ich vor, wir schalten jetzt den Fernseher aus, und ihr setzt euch aufs Sofa, jeder an einem Ende, okay? Es wäre vielleicht besser, wenn Sie sich hinter mich stellen«, sagte ich zu Beth, nachdem ich mich vor den Fenstern auf den Boden gehockt hatte und für meine Aufnahme Maß nahm. »Sie versperren den Blick auf den Spiegel.«

Sie lief zur Terrasse hinaus. »Ich hasse es, fotografiert zu werden. Ich sehe immer so dick aus.«

»Das kommt nur darauf an, wie man fotografiert wird«, entgegnete ich, während ich mehrere Aufnahmen jeder Seite des Zimmers machte, wo das Sofa stand, bevor ich mich dem Quetzalcoatl näherte. »Setzen Sie sich doch in einen der Sessel und nehmen Sie die Kinder auf den Schoß. Vielleicht

bekomme ich eine Aufnahme zu Stande, wo der Kamin zu sehen ist und Sie drei links davon.«

Eigentlich hätte ich an meiner Falschheit ersticken müssen, aber ich staunte nur, wie leicht es war, sie mit List und Tücke dahin zu bringen, dass sie mich alles im Zimmer fotografieren ließ, auch die Reifen an ihrem Arm und die kleinen Porzellankatzen auf dem Kaminsims.

»Wer ist denn hier der Katzenliebhaber?«, fragte ich, als es draußen läutete, und ich, in der Annahme, das bestellte Taxi sei eingetroffen, meinen Fotoapparat wieder im Rucksack verstautete.

»Al. Er hat sie vor Jahren mal auf einem Flohmarkt gekauft.« Sie schob die Kinder von ihrem Schoß und stand auf. »Sie haben mir gar nicht gesagt, warum Sie ihn sprechen wollten«, bemerkte sie, als wir in den Flur hinausgingen.

»Ich wollte ihn nach Michael Percy fragen«, log ich. Es war der einzige Vorwand, der mir einfiel. »Aber Sie haben mir ja schon gesagt, dass er zu den Leuten aus der Graham Road keine Verbindung mehr hat.« Ich zuckte bedauernd die Achseln. »Da hätte er mir sowieso nicht weiterhelfen können.«

»Was wollten Sie denn wissen?«

»Ob Michael wirklich so schlimm ist, wie er in den Zeitungen dargestellt wurde«, sagte ich, öffnete die Haustür und nickte dem Taxifahrer zu, um ihn wissen zu lassen, dass ich gleich käme. »Ich würde ihn eigentlich gern einmal im Gefängnis besuchen – er ist auf Portland, gar nicht weit von uns –, aber ich bin mir nicht sicher, ob es vernünftig wäre. Ich hatte eigentlich gehofft, Alan könnte mir einen Rat geben.«

Das klang so fadenscheinig, dass ich augenblickliches Misstrauen erwartete, aber sie schien meine Begründung einleuchtend zu finden. »Also, wenn es Ihnen eine Hilfe ist, Al sagt, es wäre überhaupt nicht Michaels Art, eine Frau zu schlagen, wie er das bei dem Überfall getan hat. Er meint, Michael war früher, als sie noch miteinander rumgehängen

haben, lange nicht so gewalttätig gewesen wie er. Sie hatten einen Riesenkrach, bevor sie sich miteinander überworfen haben, und Al hat erzählt, dass Michael schwere Prügel bezogen hat, nur weil er sich nicht gewehrt hat.«

»Worum ging es denn bei dem Krach?«

»Um das Mädchen, von dem Sie vorhin gesprochen haben – Bridget. Sie waren beide in sie verliebt. Al war so verknallt in sie, dass er sie unbedingt heiraten wollte, und dann hat er sie eines Tages mit Michael im Bett erwischt. Er ist total ausgerastet – er hat Michael den Unterkiefer gebrochen und weiß der Himmel was noch –, er hat sogar die Bullen angegriffen, die ziemlich bald kamen und versuchten, die beiden auseinander zu bringen. Da muss die Hölle los gewesen sein. Bridget war draußen im Flur und hat geschrien wie am Spieß, Michael hing halb zum Fenster raus, und es hat vier Leute gebraucht, um Al von ihm wegzuzerren. Al kam dafür ins Jugendgefängnis.«

»Du lieber Gott!«

»Seitdem hat er sich nichts mehr zu Schulden kommen lassen«, versicherte sie mir.

»Das will ich hoffen.«

Beth lachte. »Es hat sich alles zum Besten gewendet. Er wäre heute nicht mit mir verheiratet, wenn er sie nicht aufgegeben hätte.« Ein etwas wehmütiger Unterton schlich sich in ihre Stimme. »Aber bis jetzt hat er noch nie jemanden meinewegen den Unterkiefer gebrochen – ich bin also wahrscheinlich nicht so attraktiv wie Bridget.«

Ich schloss sie impulsiv in die Arme, bevor ich zum Taxi hinauslief. »Stellen Sie ihn lieber nicht auf die Probe«, rief ich ihr zum Abschied warnend zu. »Ich habe das unangenehme Gefühl, dass er Schlimmeres anstellen würde, als einen Unterkiefer zu brechen, wenn er Sie mit einem anderen im Bett fände.«

Ich sagte es leichthin, aber die Warnung war ernst gemeint.

*Brief von Dr. Joseph Ellas, Psychiater am Queen Victoria Hospital, Hongkong – aus dem Jahr 1985*

QUEEN VICTORIA HOSPITAL,  
HONGKONG  
(PSYCHIATRISCHE ABTEILUNG)

Mrs. M. Ranelagh  
12 Greenough Lane

Pokfulam, 12. Juni 1985

Liebe Mrs. Ranelagh,  
wie schade, dass Sie Hongkong verlassen. Ich habe Ihre Briefe und die allzu seltenen persönlichen Gespräche mit Ihnen stets geschätzt. Sydney wird Ihnen gefallen. Ich habe zwei Jahre dort gelebt, von 1972 bis 1974, und möchte die Erfahrung nicht missen. Australien besitzt den Schwung und die Kraft, die entstehen, wenn unterschiedliche Kulturen zusammentreffen, und ich denke, gerade Ihnen wird so eine pluralistische Gesellschaft gefallen, wo es keine Klassenunterschiede gibt und Erfolg von Leistung abhängt und nicht von *Etiketten*. Sie sehen, ich habe Sie verstehen gelernt.

In Ihrem letzten Schreiben erwähnten Sie, dass Sie und Sam sich geeinigt haben, die unschöne Geschichte aus England endgültig zu begraben. Sie berichten mir auch, dass er ein wunderbarer Vater ist. Sie sagen jedoch nicht, dass Sie ihn lieben. Soll ich (wie Sam?) das einfach für selbstverständlich halten? Mein Freund, der Rabbi, würde sagen, dass in einer Wüste nichts gedeiht. Und er würde auch sagen, dass all das, was in England begraben liegt, auferstehen wird, sobald Sie nach Hause zurückkehren. Aber vielleicht entspricht das ja Ihrem Plan? Wenn ja, dann sind Sie eine geduldige Frau, liebe Mrs. Ranelagh, und auch ein wenig grausam, denke ich.

Mit den besten Wünschen für Ihre Zukunft, herzlichst Ihr  
Joseph Elias

Sam saß draußen vor dem Bahnhof im Wagen, als ich endlich abends um zehn wieder in Dorchester ankam. Ich fragte mich, wie lange er schon wartete, denn ich hatte nicht angerufen, um ihm zu sagen, welchen Zug ich nehmen würde, und ich fürchtete, es könnte seiner Stimmung nicht gut getan haben, wenn er schon lange dort draußen stand. Ich hatte eigentlich beabsichtigt, mit einem Taxi nach Hause zu fahren und mich der unvermeidbaren Auseinandersetzung hinter geschlossenen Türen zu stellen; doch so lange schien er, seinem finsternen Gesicht nach zu urteilen, nicht warten zu wollen.

»Jock hat angerufen«, sagte er kurz.

»Das dachte ich mir«, murmelte ich, öffnete die hintere Wagentür und warf meinen Rucksack auf den Rücksitz.

»Er sagte, dass du um vier bei ihm weg bist. Was zum Teufel hast du seitdem getrieben? Warum hast du nicht angerufen? Ich hab mir Riesensorgen gemacht.«

Ich zeigte meine Überraschung offen. »Aber ich hab dir doch gesagt, dass ich nicht wüsste, wann ich nach Hause kommen würde.«

»Ich hab ja nicht mal gewusst, ob du überhaupt nach Hause kommst.« Wütend ging er vorn um den Wagen herum, um mir die Mitfahrtür zu öffnen. Das war so untypisch für ihn, dass ich automatisch zurücktrat, weil ich glaubte, er mache sie für sich selbst auf.

»Ich schlag dich schon nicht«, fuhr er mich an und packte mich am Arm, um mich in den Wagen zu schieben. »Ich mag ein Schwein sein, aber ein Schläger bin ich nicht.«

Er schob sich hinter das Steuer, und so saßen wir mehrere Minuten lang schweigend nebeneinander. Die Spannung war spürbar in dem engen Raum, ich hatte allerdings keine Ahnung, ob Sam so geladen war, weil ihn meine Perfidie ärgerte oder weil er sich Sorgen um mich gemacht hatte. Der

Bahnhof war um diese Stunde praktisch menschenleer, aber ein, zwei Leute spähten neugierig durch die Autofenster, als sie vorüberkamen, vermutlich verwundert darüber, dass die beiden schattenhaften Gestalten im Wagen so stocksteif dasaßen und einander nicht ansahen.

»Willst du nicht etwas sagen?«, fragte er schließlich.

»Was denn?«

»Wie wär's mit einer Erklärung«, meinte er. »Ich kann es immer noch nicht fassen, dass du mit Jock redest, aber nicht mit mir. Warum hast du mir nicht gesagt, dass Annie zusammengeschlagen worden ist? Du weißt, ich hätte reinen Tisch gemacht, wenn ich geahnt hätte, wie ernst das alles war.«

»Wann?«

»Was soll das heißen, wann?«

»Wann hattest du reinen Tisch gemacht?«, fragte ich in ruhigem Ton. »Ich habe dir damals erzählt, was Constable Quentin über die Art der Verletzungen sagte – aber für dich war das alles nur Quatsch. Wenn ich mich recht erinnere, beschränkte sich dein Kommentar auf die Frage, seit wann eine neurotische Ziege und ein frustrierter Bulle auch nur die geringste Ahnung von Pathologie hätten. Damals hattest du mir die Wahrheit sagen und mir und Andrew Quentin gegen Drury den Rücken stärken können – aber du hast es nicht getan.«

Er senkte den Kopf in seine Hände. »Ich dachte, du täuschst dich«, murmelte er. »Ich stand damals ziemlich unter Druck, und du hast es mir nicht leicht gemacht.«

»Gut. Dann hast du dir nichts vorzuwerfen. Du hast mich vor mir selbst gerettet. Das kann dir niemand verübeln.« Ich sah ungeduldig auf meine Uhr. »Können wir jetzt fahren? Ich hab Hunger.«

»Warum machst du es mir so schwer?«, fragte er. »Du musst doch wissen, wie mies ich mich fühle.«

»Nein, das weiß ich nicht«, gab ich zurück. »Du hast dich nie zuvor mies gefühlt. Die Sache damals war weiter nichts als

eine dieser kleinen Unannehmlichkeiten, die du so erfolgreich aus deinem Gedächtnis zu streichen pflegst. Etwa so wichtig wie die Frage, in welcher Schublade das Besteck liegt oder wie man ein hartes Ei kocht. Ich habe dich um diese Fähigkeit immer beneidet, und wenn du dich jetzt nicht mehr wohl in deiner Haut fühlst, dann ist das wahrscheinlich nur eine Reaktion darauf, dass du durchschaut worden bist. Das geht vorüber.«

Er versuchte es mit einer anderen Taktik. »Die Jungs sind ganz schön aus dem Häuschen«, erklärte er. »Sie fragen mich immer wieder, was ich denn so Schlimmes getan hab, dass du abhauen musst.«

»Also wirklich«, rief ich. »Wenn du mich wütend machen willst, dann erreichst du das am sichersten damit, dass du dich hinter deinen Kindern versteckst. Luke und Tom wissen sehr wohl, dass ich niemals vor etwas davonlaufe. Und genauso gut wissen sie, dass ich sie nicht einfach im Stich lassen würde. Und sowieso hab ich ihnen gesagt, dass ich erst spät nach Hause kommen würde. Ich vermute, sie liegen wie immer vor dem Fernseher und fragen sich, wieso ihr Vater plötzlich durchdreht.«

»Wir hatten Krach«, bekannte er. »Ich hab ihnen gesagt, sie wären gefühllose Kerle.«

Ich sagte nichts dazu, ich war nicht in Stimmung, seine gekränkte Eitelkeit wieder aufzupäppeln. »Hör mal«, sagte ich und tippte dabei auf meine Uhr, »ich hab den ganzen Tag nichts gegessen und hab einen Bärenhunger. Können wir jetzt entweder nach Hause fahren oder irgendwo unterwegs anhalten und was mitnehmen? Habt ihr schon was gegessen, du und die Jungs?«

»Tom hat für sich und Luke Spaghetti gemacht, aber ich hatte keinen Hunger.«

»Gut, dann nehmen wir uns ein Curry mit.«

»Warum hast du nicht im Zug was gegessen?«

»Weil es keinen Speisewagen gab«, antwortete ich unwirsch, »und als der Wagen bei mir vorbeikam, war nur ein Päckchen Kekse übrig. Ich hab mich mit einem Glas Wein getröstet, und jetzt bin ich stocksauer und hab überhaupt keine Lust, mit dir oder sonst jemandem blöde Spielchen zu machen.«

»Das kann ich verstehen«, begann er in wehleidigem Ton, während er den Motor anließ. »Ich wollte, ich könnte irgend etwas tun oder sagen ...«

»Glaub jetzt bloß nicht, du kannst etwas wieder gutmachen«, fiel ich ihm ins Wort. »Meinetwegen kannst du dir bis an dein Lebensende an die Brust schlagen und *mea culpa* rufen – bei mir wirst du damit gar nichts erreichen. Aber bei Jock wirst du was erreichen. Je bekümmerter du bist, desto glücklicher wird er sein, und ihr werdet im Handumdrehen wieder die besten Freunde sein.«

Er ließ sich das schweigend durch den Kopf gehen. »Ich hab mich schon bei Jock entschuldigt«, sagte er, als er den Wagen auf die Hauptstraße lenkte.

»Das dachte ich mir.«

»Er hat sich ziemlich schnell beruhigt ... nachdem ich ihm erklärt hatte, was für ein fürchterlicher Fehler das Ganze war.«

»Na also, ist doch wunderbar.«

»Es war überhaupt nichts Ernsthaftes, verstehst du – es ist eben passiert, während du weg warst, weiter nichts. Der Haken war nur, dass Libby die Sache ernster nahm als ich – sie und Jock waren damals nicht gerade ein Herz und eine Seele –, und da ist es irgendwie außer Kontrolle geraten.« Er hielt inne, wie um mich aufzufordern, etwas dazu zu sagen. Als ich schwieg, fuhr er zu sprechen fort. »Jock versteht das. Er hat so was am eigenen Leib erfahren – er weiß, wie das ist, wenn man so richtig in der Klemme sitzt.«

»Okay.«

»Heißt das, dass du es auch verstehst?«

»Natürlich.«

Er warf mir einen Blick voller Unbehagen zu, als er nach links abbog. »Das hört sich aber nicht so an.«

Ich seufzte. »Ich bin deine Frau, Sam, und ich kenne dich seit mehr als zwanzig Jahren. Wenn ich dich jetzt nicht verstehre, werde ich es sicher nie tun.«

»Ich meinte nicht, ob du *mich* verstehst. Ich meinte, ob du verstehst, wie es zu der Sache mit Libby kam. Was für ein gottverdammter Fehler das war! Wie Leid es mir hinterher getan hat.«

Ich lachte kurz. »Die Sache? Du meinst, eure *Affäre*? Als du mit der Frau deines besten Freundes gebumst hast, weil deine eigene Frau weg war und du schon vierundzwanzig Stunden lang keinen Sex mehr gehabt hattest?«

»Aber so war es gar nicht«, protestierte er.

»Nein, natürlich nicht«, stimmte ich zu. »Es war einzig Libbys Schuld. Duhattest gerade einen Tiefpunkt, sie hat das ausgenutzt, hat dir kräftig zu trinken gegeben und dich dann zu einer schnellen Nummer auf dem Küchenboden überredet. Hinterher warst du plötzlich in einer unmöglichen Situation. *Du* hast den Zwischenfall zutiefst bedauert und gehofft, es wäre eine einmalige Geschichte. *Sie* war total hingerissen und betrachtete es als den Anfang einer heißen Affäre.« Ich sah ihn kurz an. »Ich könnte mir vorstellen, dass Libbys Version etwas anders aussieht – nämlich, dass *du* sie verführt hast –, aber die Wahrheit liegt wahrscheinlich irgendwo dazwischen.«

»Ich wusste, dass du in die Luft gehen würdest«, sagte er bedrückt, »darum hab ich es dir nie erzählt.«

»Jetzt schmeichelst du dir selbst«, entgegnete ich. »Es ist wahrscheinlich eine Riesenenttäuschung, aber das Einzige, was ich in Bezug auf dich und Libby je empfunden habe, ist Gleichgültigkeit.« Natürlich log ich – aber er sollte büßen –, *ich* hatte meine Versprechen gehalten, er die seinen nicht. »Wenn ich die Kraft gehabt hätte, in die Luft zu gehen, dann hättest du vermutlich gemerkt, dass was nicht stimmt. Libby

hätte es auf jeden Fall gemerkt, aber sie ist ja auch eine Frau, Frauen haben mehr Gespür für die feinen Schwingungen.«

Er hielt vor dem indischen Restaurant an. »Hat sie dir denn nichts von uns erzählt?«

»Nein. Ich vermute, ihr ist es noch peinlicher als dir. Denn es ist ja eine ziemlich erbärmliche Geschichte.«

Er schluckte seinen Zorn hinunter. »Von wem weißt du es dann?«

»Von dir.« Ich lächelte über sein Gesicht. »Du hast es mir eines Nachts in Hongkong erzählt. Nicht direkt – so betrunken warst du nicht –, aber was du gesagt hast, hat mir gereicht, um mir einen Reim darauf zu machen. Es war, ehrlich gesagt, eine ziemliche Erleichterung. Ich weiß noch, dass ich dachte, das war's also – eine schmutzige kleine Affäre mit Libby Williams. Ich hab später sogar darüber gelacht. Ich hab mir vorgestellt, wie ihr beiden in Jocks Ehebett gewerkelt habt, während er sich seinen Spaß bei der Nutte von der Graham Road geholt hat. Die Ironie war köstlich – Sam begibt sich auf Abwege und fällt zwei Räubern in die Hände. Es erklärte alles. Deine Unfreundlichkeit – deine Lügen – deine Eile, England zu verlassen. Irgendwie hast du mir sogar Leid getan, weil mir so offenkundig schien, dass du dem Teufel deine Seele für etwas verkauft hast, was dir gar nicht besonders viel Spaß gemacht hat.«

Er schüttelte verwirrt den Kopf. »Warum hast du nichts gesagt?«

»Weil ich keinen Sinn darin sehen konnte. Wir waren auf der anderen Seite der Erdkugel. Die Geschichte war passiert, und nichts konnte sie ungeschehen machen.«

Sam war nicht der Mensch, dem das Büßergewand behagte. »Weißt du eigentlich, was das für ein Gefühl ist? Es ist ein Gefühl, als wäre ich mit einer wildfremden Person verheiratet. Ich weiß nicht einmal mehr, wer du bist.« Er stützte seine Ellbogen auf das Lenkrad und bohrte die geballten Fäuste in

seine Augen. »Ständig erzählst du allen Leuten, was für eine glückliche Ehe wir führen, was für großartige Kinder wir haben, was für ein toller Vater ich bin. Aber das ist alles nur Getue – du spielst heile Welt, obwohl du mich in Wahrheit hasst wie die Pest. Wie konntest du das nur *tun*? Wie konntest du nur so hinterhältig sein?«

Ich griff zur Türklinke. »Ich hab's gemacht wie du«, antwortete ich leichthin. »Ich hab einfach die Augen davor verschlossen, was für ein Schwein du bist, und so getan, als wäre nichts geschehen.«

Ich sah, während wir auf das bestellte Curry warteten, wie sehr meine Gleichgültigkeit ihm zusetzte; es war beinahe, als hätte ich seine Männlichkeit in Zweifel gezogen, indem ich mich weigerte, seinen Seitensprung ernst zu nehmen. Ich meinerseits fragte mich, wann er erkennen würde, dass es hier um Annie ging und nicht um Libby, und wie er dann reagieren würde. Wir setzten uns in eine Ecke, und er begann sogleich, auf mich einzureden, leise zunächst, um nicht belauscht zu werden, doch mit der Zeit, als ich mich weigerte, ihm die Last mit Worten der Teilnahme zu erleichtern, zunehmend lauter und schriller – sehr zu meiner Genugtuung.

Er wollte auf keinen Fall, dass ich den falschen Eindruck bekäme ... es sei nicht wahr, dass er versucht habe, so zu tun, als sei nichts geschehen ... Vielmehr habe er eine Heidenangst gehabt, mich zu verlieren ... Selbstverständlich hätte er alles zugegeben, wenn ich gefragt hätte, aber er habe es für vernünftiger gehalten, schlafende Hunde nicht zu wecken ... Er wisse, dass ich ihm wahrscheinlich nicht glauben würde, aber er sei an dem Abend, an dem Libby ihn verführte, tatsächlich betrunken gewesen, und die ganze Geschichte sei zum Albtraum ausgeartet ... Sie sei eine jener Frauen, die immer glaubten, bei den anderen sei alles besser ... Er erinnere sich, wie entsetzt er gewesen sei, als er gemerkt hatte, wie neidisch sie auf mich gewesen war und wie wild entschlossen, mich auf

ihr Niveau herabzuziehen ...

»Als ich ihr eröffnete, dass ich Schluss machen wolle, drohte sie mir damit, dir alles zu sagen«, erklärte er. »Ich weiß, das ist keine Entschuldigung, aber ich glaube wirklich, ich hätte sie umgebracht, wenn sie das getan hätte. Sie war mir zu der Zeit schon so verhasst, dass ich es kaum ausgehalten habe, in einem Raum mit ihr zu sein.

Ich glaubte ihm, nicht nur weil ich es wollte, sondern weil er seit jener Zeit nie mehr Libbys Namen genannt hatte, ohne ihm die Worte folgen zu lassen, »dieses Miststück, mit dem Jock verheiratet ist«. Eine Zeit lang fragte ich mich, ob er es aus gekränkter Eitelkeit sagte, weil auch er zurückgewiesen worden war; aber ich erkannte bald, dass die Abneigung echt war und Libby ihm so wenig bedeutete wie die Frauen, mit denen er vor unserer Ehe geschlafen hatte. Das heißt nicht, dass ich ihm nicht die Augen ausgekratzt hätte, wenn ich damals von der Affäre erfahren hätte – Objektivität braucht Zeit und Distanz zur Entwicklung –, aber die späte Entdeckung war höchstens Anlass zu stiller Trauer, nicht dazu, die ganze Geschichte wieder aufzuwärmen.

»Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen«, sagte ich mit einem Blick auf einen anderen Gast, der sichtlich die Ohren spitzte. »Aber vielleicht möchtest du ja deine schmutzige Wäsche unbedingt in aller Öffentlichkeit waschen. Für mich persönlich ist Libby schon lange kein Thema mehr.« Ich zog eine Schulter hoch und ließ sie wieder herabfallen. »Ich habe mir immer gesagt, wenn du sie wirklich geliebt hättest, wärst du jetzt noch bei ihr.«

Einen Moment lang schwieg er beleidigt, den Blick geistesabwesend auf den Lauscher gerichtet. »Warum hast du dann Jock davon erzählt? Warum musstest du alle in Aufregung stürzen, wenn es dir alles so unwichtig ist?«

»Nicht alles, Sam. Nur Libby. Es ist mir wirklich scheißegal, was du mit ihr getrieben hast ... aber es ist mir *nicht*

scheißegal, was du Annie angetan hast. Du hast sie in der Gosse sterben lassen und hast sie dann als Säuferin abgestempelt, weil du Angsthattest, man könnte dich der unterlassenen Hilfeleistung beschuldigen. Das ist das Thema, um das es geht – und du tust wie immer alles, um ihm auszuweichen.« Ich machte eine kurze Pause. »Ich weiß, dass du sie da im Rinnstein gesehen hast – und nicht nur, weil Jock es mir heute Nachmittag bestätigt hat, sondern weil du immer so wütend wirst, wenn ihr Name erwähnt wird.«

Er mied meinen Blick. »Ich dachte, sie wäre betrunken.«

»Na, und wenn schon? Es war eiskalt und es goss in Strömen, und sie hat Hilfe gebraucht, ganz gleich, in was für einem Zustand sie war.«

»Ich war nicht der Einzige, der sie gesehen hat«, murkte er.  
»Jock und diese Frau haben sie auch einfach liegen lassen.«

Das war wahrhaftig keine Rechtfertigung, aber ich ließ es dabei bewenden. »Sie sind ihr gar nicht so nahe gekommen wie du«, entgegnete ich. »Ich habe sie beobachtet.«

»Woher willst du wissen, wie nahe ich ihr kam?«

»Jock hat mir erzählt, du hättest gesagt, Annie hätte nach Alkohol gestunken. Aber ich habe erst etwas gerochen, als ich mich zu ihr hinunterbeugte, um sie an der Schulter zu rütteln.« Ich sah ihn einen Moment lang neugierig an. »Und Alkohol habe ich nicht gerochen, sondern Urin, und es ist mir schleierhaft, wie du Urin mit Alkohol verwechseln konntest.«

»Das hab ich gar nicht. Ich hab zu Jock gesagt, sie hätte zum Himmel gestunken. Den Alkohol hat er dazugemacht.«

»Hast du gemerkt, dass es Urin war?«

»Ja.«

»Mein Gott!« Ich schlug mit der offenen Hand knallend auf den Tisch. »Soll ich dir mal was sagen? Jedes Mal, wenn ich zu Drury gesagt habe, er soll sich mal überlegen, warum ihr Mantel nach Urin gestunken hätte, erklärte er mir, ihre Nachbarn hätten gesagt, das wäre völlig *normal* – sie wäre

immer verdreckt und ekelig gewesen und hätte gestunken.«

Abrupt senkte er den Kopf. »Ich fand es komisch«, bekannte er niedergedrückt. »Dein Schützling des Jahres – die gottverdammte verrückte Annie – macht sich vor deiner Haustür in die Hose, weil sie zu betrunken ist, um das Wasser zu halten. Als ich im Haus war, hab ich erst mal zehn Minuten darüber nachgedacht, bis mir einfiel, dass wahrscheinlich du sie da draußen finden und garantiert mit ins Haus bringen würdest, um sie sauber zu machen. Und ich dachte, das ist der Tag, an dem meine Ehe in die Binsen geht.«

»Warum?«

Er atmete mühsam durch die Nase. »Sie wusste von Libby – ich vermute, sie hat uns irgendwann einmal zusammen gesehen. Jedenfalls hat sie sich auf der Straße immer von hinten an mich angeschlichen und mich einen ›dreckigen Kerl‹ geschimpft.« Er rang mit den Worten, als ginge es um sein Leben. »›Na, haben Sie heute das Flittchen gevögelt, Sie dreckiger Kerl?‹, ›Das ist wohl das Flittchen, das ich da an Ihnen rieche, Sie dreckiger Kerl?‹, ›Was wollen Sie mit solchem Abschaum, Sie dreckiger Kerl, wenn Sie zu Hause so eine hübsche ordentliche Frau haben?‹ Ich hasste sie dafür, weil ich wusste, dass sie Recht hatte, und als ich sie da unten in der Gosse liegen sah – er geriet ins Stocken – »als ich sie da liegen sah und den Urin roch, hab ich ihr einen Tritt gegeben und gesagt: ›Und wer ist jetzt dreckig?‹« Er schlug die Hände vor das Gesicht, und ich sah die Tränen, die zwischen seinen Fingern hindurch auf den Tisch hinuntertropften. »Seitdem ist mein Leben die Hölle. Ich wünsche ständig, ich könnte es zurücknehmen, aber ich kann es nicht.«

Ich sah einen Kellner aus der Küche kommen, er hielt eine Tragetasche hoch, zum Zeichen, dass unser Curry fertig war, und ich erinnere mich, dass ich dachte, wie sehr das Schicksal doch von der Zeit abhängig ist. Wenn ich an jenem Abend nicht bei einem Elternabend gewesen wäre ... wenn Jock um

halb neun das Pub verlassen hätte, ohne länger auf Sharon zu warten ... wenn bestelltes Essen nicht im ungünstigsten Moment gebracht würde ...

»Komm, fahren wir nach Hause«, sagte ich.

Zwei Tage später rief Maureen Slater an. Sie war erbost und misstrauisch, weil Alan ihr erzählt hatte, dass ich in seinem Haus fotografiert hatte. Sie wollte wissen, was ich ihr bei dem vorgeschlagenen Geschäft anzubieten hätte. Ich wiederholte, was ich ihr schon am Montag gesagt hatte: Wenn sie nicht bereit sei, mir zu sagen, was sie wisse, würde ich die eidestattliche Versicherung des Juweliers aus Chiswick der Polizei von Richmond übergeben – und obendrein die Aufnahmen der mexikanischen Artefakte in Alans Wohnzimmer. Niemand würde dann mehr daran zweifeln, dass sie Diebe seien, sagte ich. Bliebe nur die Frage, ob sie auch Mörder seien.

Sie sagte mir einiges von dem, was ich wissen wollte; aber interessanter war, was sie unterschlug.

*Brief an Sergeant James Drury – aus dem Jahr 1999*

**Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr. Dorchester  
Dorset DT2 XXY**

4 Uhr 30 morgens – Freitag, 13. August 1999

Sehr geehrter Mr. Drury,  
seit dem Abend, an dem ich Annie sterbend in der Gosse fand, ist mein Schlafrythmus für immer gestört, und ich kann heute von Glück sagen, wenn ich es schaffe, vier Stunden am Stück zu schlafen. Ich habe immer gehofft, dass das schlechte Gewissen Ihnen über die Jahre hinweg ähnliche schlaflose Stunden bereitet hat, aber ich fürchte, das sind falsche Hoffnungen. Ein Gewissen zu haben bedeutet, dass man sich hin und wieder selbst in Frage stellen muss, und nicht einmal in meinen kühnsten Träumen konnte ich mir vorstellen, dass Sie so etwas tun.

Ich weiß bereits, dass Sie nicht da sein werden, wenn ich diesen Brief samt Anlage im *Sailor's Rest* hinterlasse, aber es erscheint mir nur fair, Ihnen Zeit zu geben, sich Ihre Reaktion auf die unerledigten Fragen zwischen uns zu überlegen. Ich habe dazu immerhin zwanzig Jahre Zeit gehabt.

Hochachtungsvoll,  
M. Ranelagh

## 20

Drury hielt schon nach mir Ausschau, als ich um halb elf Uhr abends das *Sailor's Rest* betrat. Es war ein Freitag, und es war sommerlich warm, das Pub war voller Urlauber und Segler von den Booten im Yachthafen, und es bereitete mir eine gewisse Genugtuung, das Unbehagen in seinen Augen zu sehen, als ich mich näherte.

Er kam hinter dem Tresen hervor, noch ehe ich ihn erreicht hatte. »Wir gehen nach hinten«, sagte er kurz mit einer ruckhaften Kopfbewegung zu einer Tür in der Ecke. »Ich werde dieses Gespräch bestimmt nicht in der Öffentlichkeit führen.«

»Warum nicht?«, fragte ich. »Haben Sie Angst vor Zeugen?«

Er antwortete mit einer zornigen Geste, als wollte er mich beim Arm packen und kurzerhand in die Richtung stoßen, in der er mich haben wollte, aber die neugierigen Blicke der Gäste bewogen ihn, das zu lassen. »Ich will hier keine Szene«, brummte er, »schon gar nicht an einem Freitagabend. Sie haben geschrieben, Sie wollten fair sein – also seien Sie auch fair. Hier verdiene ich mir meinen Lebensunterhalt, das wissen Sie.«

Ich lächelte dünn. »Lassen Sie mich doch wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verhaften und sagen Sie Ihren Gästen dann, ich sei verrückt«, schlug ich vor. »So haben Sie es doch letztes Mal gemacht.«

Er löste das Problem, indem er ohne ein weiteres Wort Richtung Tür ging und es mir überließ, ihm zu folgen oder nicht. Ich folgte. Das Hinterzimmer war ein trister kleiner Büroraum mit verstaubten Aktenschränken und einem grauen Metallschreibtisch, auf dem zwischen Papierstapeln schmutzige Styroporbecher mit Kaffeeresten herumstanden. Es war eine kleinere, schäbigere Version von Jocks Arbeitszimmer, und auf dem Weg zu dem Schreibtischstuhl,

den Drury mir anbot, nachdem er sich auf einem Stapel Kartons in der Ecke niedergelassen hatte, fragte ich mich, warum Männer sich offenbar immer am wohlsten fühlen, wenn sie sich von den Requisiten ihrer ›Arbeit‹ umgeben wussten.

Er fixierte mich scharf, während er auf ein Wort von mir wartete.

»Was wollen Sie?«, fragte er dann brüsk. »Eine Entschuldigung?«

Ich ließ meinen Rucksack zu Boden fallen und schob mit der Fingerspitze einen zur Hälfte mit abgestandenem Kaffee gefüllten Becher von mir weg. »Wofür?«

»Ganz egal«, versetzte er kurz. »Hauptsache, ich werd Sie los.«

»Die Entschuldigung können Sie sich sparen. Ich würde sie sowieso nicht annehmen.«

»Was wollen Sie dann?«

»Gerechtigkeit«, antwortete ich. »Das ist das Einzige, was mich je interessiert hat.«

»Das können Sie vergessen – nach so langer Zeit werden Sie die nicht kriegen.«

»Für mich nicht? Oder für Annie nicht?«, fragte ich neugierig.

Er drückte seine flache Hand auf den geöffneten braunen Umschlag, der auf einer Seite des Schreibtisches lag. »Weder noch«, erklärte er selbstsicher.

Ich fragte mich, ob er sich bewusst war, was er da sagte; seine Worte nämlich ließen darauf schließen, dass er wusste, dass man uns Gerechtigkeit schuldete. Annie *und* mir. »Dieser Umschlag enthält die Ergebnisse von zwanzig Jahren geduldiger Nachforschung, die zeigen, dass Annie ermordet wurde«, sagte ich in leichtem Ton.

»Und es ist nichts als Blödsinn.« Mit einer aggressiven Bewegung beugte er sich vor. »Für jeden Pathologen, den Sie präsentieren werden, um nachzuweisen, dass die festgestellten

Verletzungen Annie bereits Stunden vor Eintritt des Todes zugefügt wurden, wird die Kronanwaltschaft fünf präsentieren, die den ursprünglichen Obduktionsbefund bestätigen werden. Es ist eine schlichte Rechenübung ... das war immer schon so. Strafverfahren sind teuer, und der Steuerzahler finanziert nicht gerne Unternehmen, bei denen nichts herauskommt. Sie brauchen verdammt viel mehr, um zu erreichen, dass dieser Fall wieder aufgerollt wird.«

Er war mir unangenehm nahe gekommen, und ich rutschte vor ihm zurück, von der geballten Energie abgestoßen, die in Wellen von ihm ausging. Sie wirkte jetzt ganz anders auf mich als vor zwanzig Jahren; damals hatte sie für mich Kompetenz ausgestrahlt und ich ließ mich dazu verleiten, offener zu sprechen, als ich es sonst vielleicht getan hätte. Nun, es ist eine Binsenwahrheit, dass wir einzig aus unseren Fehlern lernen, und in mir hatte sich seither ein bleibendes Misstrauen gegen Männer in Uniform festgesetzt.

»Seit der Lawrence-Untersuchung haben die Dinge sich geändert«, sagte ich gelassen. »Ich denke, Sie werden feststellen, dass der Mord an einer Schwarzen ganz oben auf der Tagesordnung der Kronanwaltschaft rangiert, ganz gleich, wie lange er zurückliegt – besonders dann, wenn Beweise dafür geliefert werden können, dass der Beamte, der die Ermittlungen leitete, ein Rassist war.«

Er drückte und knetete die rechte Faust mit der linken Hand, dass die Gelenke krachten. »Sie reden wohl von der Beschwerde einer Polizistin wegen sexueller Belästigung und Diskriminierung auf Grund ihrer Hautfarbe, die damals abgeschmettert wurde?« Er lachte höhnisch. »Das hält doch nicht stand. Und ebenso wenig Andy Quentins Dienstbuch. Der Mann ist tot, Herr Gott noch mal – und er hatte was gegen mich, er gab mir nämlich die Schuld daran, dass er beruflich nicht vorwärts kam.«

»Mit Recht«, sagte ich. »Sie haben nie auch nur ein gutes

Wort über ihn gesagt.«

»Er war ein falscher Hund.«

»Hm, er hatte für Sie auch nicht viel übrig.« Ich öffnete den Umschlag und entnahm ihm Andys Aufzeichnungen über Drurys Anhalte- und Durchsuchungspraktiken bei Schwarzen aus der Karibik und bei Asiaten in der Zeit zwischen 1987 und 1989, die unter anderem Details der verächtlichen Sprache enthielten, die Drury diesen Leuten gegenüber gebraucht hatte. »Was spielt es bei diesen Aufzeichnungen für eine Rolle, ob er was gegen Sie hatte oder nicht?«, fragte ich ihn. »Es ist eine simple Aufstellung, die Sie jederzeit anfechten können, wenn sie Fehler enthält.«

»Die Namen der Weißen, die ich angehalten und durchsucht habe, hat er nicht aufgeschrieben.«

»Aber er hat Zahlen zum Vergleich angegeben. Bei Ihnen war das Verhältnis von Schwarz zu Weiß damals weit höher als bei jedem anderen in Richmond.« Ich zuckte die Achseln, »Aber das ist ja alles schwarz auf weiß vorhanden, es lässt sich also leicht beweisen. Wenn Andy Quentins Zahlen falsch sind, sind Sie entlastet. Wenn nicht, wird seine Vermutung, dass Sie Ihre Anhalte- und Durchsuchungsbefugnisse zu rassistischen Spielchen missbraucht haben, erheblich an Bedeutung gewinnen.«

»Unsinn!«, schnauzte er mich an. »Ich hab meine Arbeit gemacht wie alle anderen. Zahlen kann man nach Belieben verdrehen. Genauso leicht kann ich Ihnen beweisen, dass er diese Aufstellung nur aus Rachsucht gemacht hat. Es war bekannt, dass wir nicht die besten Freunde waren.«

»Was ist mit dem siebzehnjährigen Asiaten, dem Sie das Wangenbein zertrümmert haben?«

»Das war ein Unfall!«

»Die Polizei hat Schmerzensgeld in unbekannter Höhe bezahlt.«

»Die übliche Praxis.«

»So üblich«, murmelte ich sarkastisch, »dass man Sie für die Dauer der internen Untersuchung in Krankenurlaub und danach unverzüglich in Pension geschickt hat.« Ich öffnete die Vordertasche meines Rucksacks und entnahm ihr ein gefaltetes Blatt Papier. »Das hier hab ich nicht in den Umschlag gesteckt. Es war das Letzte, was Andy mir geschickt hat – eine persönliche Beurteilung, die Ihr Vorgesetzter über Sie abgegeben hat. Unter anderem beschreibt er Sie als ›einen gewalttätigen Menschen mit extremen rassistischen Ansichten, der bei der städtischen Polizei keinen Platz hat.‹«

Er packte das Papier und zerfetzte es wütend, mit hochrotem Gesicht, in winzige Fetzen. Er war das Gegenteil von Sam – ein nachtragender Mensch; ein Mensch, der Gesichtsverlust als Schwäche sah.

Ich schob die heruntergefallenen Papierfetzen mit der Schuhspitze hin und her. »Machen Sie das immer so mit Beweismaterial, das Ihnen nicht in den Kram passt? Zerreißen es einfach?«

»Dieser Wisch ist als Beweis überhaupt nicht zulässig. Bei meiner Pensionierung wurde meine Personalakte bereinigt, das war Teil der Abmachung damals. Man könnte Ihnen allein wegen Besitzes dieses Briefes ein Verfahren anhängen. Und Quentin ebenfalls, wenn er noch am Leben wäre.«

»Na ja«, entgegnete ich, »vielleicht wäre es mir ja ein Strafverfahren wert, den Brief an die Öffentlichkeit zu bringen. Ich kann gleich morgen tausend Kopien rausschicken und Sie so unmöglich machen, dass am Ende kein Mensch mehr daran zweifeln wird, warum Sie Annies Tod unbedingt als Unfall hinstellen wollten.«

»Jeder wird merken, dass es Ihnen einzig und allein um einen Rachezug gegen die Polizei geht«, gab er zurück.

»Gegen einen Polizisten vielleicht«, räumte ich ein, »aber ganz sicher nicht gegen die Polizei im Allgemeinen. Wenn man bedenkt, wie viel Hilfe ich allein von Andy Quentin bekommen

habe, kommt wohl niemand auf den Gedanken, ich könnte alle Polizisten über einen Kamm scheren. Im Übrigen möchte ich doch mal wissen, wer den Leuten sagen soll, dass es sich um einen persönlichen Rachefeldzug handelt. Sie vielleicht?« Ich lächelte spöttisch. »Wie wollen Sie denn meine krankhafte Rachsucht gegen sie erklären?«

Er bohrte seinen Zeigefinger in seine Schläfe. »Das geht doch alles aus Ihren eigenen Aussagen hervor«, versetzte er. »Sie waren ein Fall für den Psychiater – Verfolgungswahn – Mutterkomplex – Magersucht – Agoraphobie – sexuelle Phantasien ... was hätte ich da tun sollen? Mich zu Ihnen ans Bett setzen und Ihre Hand halten, während Sie sich die Augen aus dem Kopf heulten?«

»Sie hätten vielleicht Ihr eigenes Urteil hinterfragen können«, schlug ich vor.

»Daran haben doch Sie mich gehindert«, blaffte er wütend. »Wenn Sie nur mal einen Moment locker gelassen hätten, wär's mir leichter gefallen, Sie ernst zu nehmen. Ich mag's nicht, wenn mir jemand ständig auf der Pelle hockt.« Wie um seine Worte zu unterstreichen, warf er sich mit dem Rücken an die Wand und starrte mich mit zusammengekniffenen Augen an.

Ich schaute weg. »Warum haben Sie den Fall dann nicht einem anderen übergeben? Warum durfte ich nicht mit Andy sprechen? Warum haben Sie dafür gesorgt, dass er von dem Fall abgezogen wurde?«

»Er war nur ein Hemmnis. Er hat alles geglaubt, was Sie ihm erzählt haben.«

Wir wussten beide, dass das nicht der wahre Grund war, aber ich hakte nicht nach. »Weil alles, was ich erzählt habe, der Wahrheit entsprach.«

»Wie das hier zum Beispiel?« Er wies auf den braunen Umschlag. »Da drinnen steckt nicht der Beweis dafür, dass es Mord war. Das sind doch nur unterschiedliche Ansichten.«

»Das ist ja auch nur ein Bruchteil dessen, was ich in der Hand habe«, versetzte ich. »Sie haben doch nicht geglaubt, dass ich gleich alle meine Karten auf den Tisch legen würde?« Ich nahm die Fotos, die ich in Alan Slaters Haus gemacht hatte, aus meinem Rucksack. »Es gibt reichlich Beweise dafür, dass Annie bestohlen wurde.« Ich reichte ihm die Fotografien. »Maureen Slater gibt zu, dass der größte Teil dieser Sachen nach Annies Tod monatelang in ihrem – ich meine, in Maureens Haus herumstand. Sie behauptet, Sie hätten sie auch gesehen und wären sogar einmal zurückgekommen, weil Sie das Quetzalcoatl-Mosaik kaufen wollten. Das heißt doch, dass Sie ganz genau gewusst haben, dass die Slaters Annie bestohlen hatten.«

Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Bilder. »Maureen hat damals behauptet, sie hätte das Ding bei einem Trödler gekauft«, erklärte er obenhin. »Ich hatte keinen Anlass, etwas anderes zu glauben.«

»Sie konnte sich nicht einmal den Münzwaschsalon leisten. Wovon hätte sie dann Bilder kaufen sollen?«

»Das ist nun wirklich nicht mein Problem. Nichts von dem ganzen Zeug war als gestohlen gemeldet.«

»Aber Sie müssen sich doch an den Quetzalcoatl erinnert haben, als Dr. Arnold anfing, Fragen zu stellen?«

»Nein«, widersprach er. »Das war vier Jahre später. Was glauben Sie, in wie vielen Häusern ich in dieser Zeit war? Ich hätte nicht mal ein Bild beschreiben können, das ich eine Woche vorher gesehen hatte, geschweige denn eines von vor vier Jahren.«

»Sie haben Maureen damals zwanzig Pfund dafür geboten«, erinnerte ich ihn. »Es hat Sie also offensichtlich beeindruckt.«

Er zuckte die Achseln. »Ich kann mich nicht erinnern.«

»Das dachte ich mir schon«, sagte ich mit einem kleinen Lachen. »Und Sie können sich natürlich auch nicht daran erinnern, dass Maureen Ihnen eine kleine goldene Figur mit

Smaragdaugen und Rubinlippen geschenkt hat. Sie hat mir erklärt, Sie hätten gar nicht die Absicht gehabt, den Quetzalcoatl zu kaufen – Sie hätten nur irgendetwas Wertvolles als Gegenleistung dafür gewollt, dass Sie keine unbequemen Fragen stellen. Was haben Sie mit der Figur gemacht? Haben Sie sie behalten? Oder verkauft? Vielleicht eingeschmolzen? Sie müssen doch einen Riesenschrecken bekommen haben, als Sheila Arnold die Figur als einen der Gegenstände beschrieb, die auf Annies Kaminsims standen.«

»Maureen lügt«, sagte er kurz.

»Sie ist bereit, eine Aussage zu machen.«

Ein Funke der Belustigung blitzte in seinen Augen. »Glauben Sie im Ernst, dass auch nur ein Mensch ihre Aussage über etwas, was vor mehr als zwanzig Jahren passierte, glauben wird? Und warum hätte ich die Slaters mit unangenehmen Fragen verschonen sollen? Ich stand allgemein in dem Ruf, dieser Familie gegenüber hart und unnachsichtig zu sein.«

»Nicht nur unnachsichtig«, bemerkte ich wie beiläufig. »Wenn man Danny glauben kann, hatten Sie auch nichts dagegen, diesen Leuten etwas anzuhängen. Er behauptet, Sie hätten Alan Cannabis in die Tasche geschmuggelt und ihn dann wegen Drogenhandels ins Gefängnis gebracht.«

Drury schüttelte mitleidig den Kopf. »Und Sie glauben ihm natürlich.«

»Nicht unbedingt. Niemand scheint zu wissen, was Alan tatsächlich getan hat. Danny sagt, er hätte gedealt; aber seiner Frau hat Alan erzählt, er wäre wegen grober Körperverletzung verurteilt worden, damals, als er auf Michael Percy losgegangen war.«

»Wie kommt es nur, dass ich gar nicht überrascht bin?«, fragte er ironisch.

»Also?«, drängte ich, als er nicht weitersprach.

»Sie hätte ihn nicht geheiratet, wenn sie die Wahrheit gewusst hätte.«

»Wieso ist die Wahrheit so ein großes Geheimnis? Was hat er denn getan?«

»Überlegen Sie selbst. Das Opfer war eine Frau.«

»Vergewaltigung«, meinte ich.

Er nickte. »Er hat's in einer anderen Ecke von London versucht, weil er dachte, da käme er ungeschoren davon. Er schlepppte eine Frau auf einen Autoparkplatz hinter einem Häuserblock und fing an, sie zu verprügeln, aber sie konnte um Hilfe schreien, und einer der Hausbewohner rief die Polizei. Alan wurde auf frischer Tat ertappt, bekannte sich schuldig und musste vier Jahre absitzen, bevor er auf freien Fuß gesetzt wurde.«

»Das war gar nicht anders vorauszusehen«, stellte ich sachlich fest. »Er ist als Kind ja nur misshandelt worden, sowohl körperlich als auch psychisch.«

Aber rührselige Rechtfertigungen interessierten Drury nicht. »Dann hätte Danny auch ein Vergewaltiger werden müssen.«

Ich blickte auf meine Hände hinunter. »Danny hat überhaupt keine Erinnerungen an seine Kindheit. Er war noch so klein, als sein Vater auf und davon ging, dass er sich nicht einmal mehr erinnern kann, wie dieser ausgesehen hat. Und wenn er gehört hat, wie seine Mutter im Schlafzimmer verdroschen wurde, hätte er den Zusammenhang zwischen Sex und Gewalt nicht verstanden.« Ich hob den Kopf und sah ihn an. »Das macht einen Unterschied. Der arme Alan hat nämlich von seinen Eltern nur eines gelernt: Wenn man eine Frau prügelt, bis sie nur noch ein zitterndes Bündel ist, gibt's einen Orgasmus.«

Drurys Blick glitt von mir weg, aber mir war nicht entgangen, dass seine Augen kurz aufgeblitzt waren. Offensichtlich wusste er, wovon ich sprach. Diese Erkenntnis traf mich, denn bis zu diesem Moment war ich trotz allem nie sicher gewesen, wie viel er wirklich wusste. Fürs Erste sagte ich nichts darüber.

»Hat er nach der Vergewaltigungsgeschichte neue Straftaten

begangen?«, fragte ich.

»Soviel ich weiß, nicht. Er nahm sich ein Einzimmerapartment draußen in Twickenham und hat sich mit Hilfsarbeiterjobs über Wasser gehalten. Wir haben ihn im Auge behalten, aber er hat es vermieden, nach Richmond zu kommen oder sich mit irgendjemandem zu treffen, den er kannte.«

Ich hatte keinen Anlass, ihm nicht zu glauben. »Wieso hat Danny mir dann erzählt, dass Alan fünftausend Pfund Entschädigung erhalten hat, weil er von der Polizei zusammengeschlagen wurde?«

Wieder blitzte Erheiterung in Drurys Augen auf. »Weil die Männer, die ihn damals festnahmen, ziemlich entsetzt darüber waren, was er mit der Frau angestellt hatte. Sein Anwalt beschwerte sich über Polizeibrutalität, bis er sah, in welchem Zustand sich das Opfer befand. Dann gab er sich mit fünftausend zufrieden und sagte Alan, er könne froh und dankbar sein, dass sie ihn nicht umgebracht hatten. Ich würde sagen, er ist gut davongekommen.«

Ich nickte. »Ist Derek auch wegen Vergewaltigung verurteilt worden?«

»Das würde Ihnen so passen.«

»Wieso?«, fragte ich ruhig. »Ich habe ihn nie der Vergewaltigung beschuldigt.«

»Aber so gut wie. Sie sagten, er hätte Ihnen sein Glied zwischen die Beine gestoßen.«

»Ich sagte, dass er mir *etwas* zwischen die Beine stieß, das ich für sein Glied *hielt*, und dass ich deshalb *glaubte*, er wolle mich vergewaltigen. Ich sagte Ihnen ferner, dass er meiner Meinung nach genau diesen Eindruck bei mir erwecken wollte. Er wollte mir zeigen, was mir blühte, wenn ich nicht den Mund hielt. *Sie* haben es dann für richtig befunden, ihm zu erzählen, ich hätte ihn der versuchten Vergewaltigung beschuldigt. *Sie* hielten es für richtig, mich in Gefahr zu bringen, obwohl Sie

mit Andys Einschätzung übereinstimmten, dass man Derek schlimmstenfalls Nötigung vorwerfen könnte.«

»Wir konnten ihm gar nichts vorwerfen«, entgegnete er herablassend. »Er hatte ein Alibi. Im Übrigen fand ich, der Mann hätte ein Recht darauf zu wissen, wie die neueste Beschuldigung gegen ihn lautet. Sie waren ja mit Ihren Vorwürfen gegen Derek Slater nicht gerade zurückhaltend, und versuchte Vergewaltigung ist ja nun wirklich um einiges ernster als anonyme Anrufe.«

»Ach, gehen Sie mir doch weg mit seinem Alibi«, sagte ich. »Sie haben das doch erst drei Tage später überprüft.«

»Das spielt keine Rolle. Das war hieb- und stichfest.«

»Ach, hören Sie auf!«, sagte ich ungeduldig. »Eine entwertete Eintrittskarte zur Kempton Park Rennbahn, die er am nächsten Tag auf der Straße hätte auflesen können? Die Rennbahn ist ja nur ein paar Kilometer von Richmond weg. Und ein Telefongespräch mit einem seiner Kumpel? Bei den beiden anderen haben Sie nicht mal nachgefragt.«

»Und Sie haben den Zwischenfall erst am nächsten Tag angezeigt«, konterte er sarkastisch.

Ich drückte einen Finger auf meine Lippen, um das Zucken unter der Haut zu stillen. Die Vorstellung, er könnte es als ein Zeichen von Furcht auslegen, war mir unerträglich.

»Ich habe vierundzwanzig Stunden gebraucht, um den Mut aufzubringen«, erklärte ich sachlich. »Auf der einen Seite hätte ich die ganze Sache am liebsten fallen gelassen, auf der anderen war mir klar, dass Derek mich nicht terrorisieren würde, wenn ich mit meinen Behauptungen nicht Recht hätte. Ich war natürlich furchtbar naiv. Ich bin überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, dass Sie einen Mann, den Sie selbst als Abschaum bezeichneten, um jeden Preis zu decken versuchen würden – bloß weil er weiß war.«

»Das ist nicht wahr, und das wissen Sie auch ganz genau.«

»Warum haben Sie dann jede Vernehmung der Slaters über

Annies Tod verhindert?«

»Das habe ich nicht.«

»Warum haben Sie nicht nachgehakt, als Dr. Arnold Ihnen sagte, dass Annie bestohlen worden war? Spätestens da muss Ihnen doch klar geworden sein, woher das Quetzalcoatl-Mosaik kam.«

»So war es aber nicht. Ich erinnere mich, dass im Wohnzimmer der Slaters allerhand Krimskrams herumstand, aber ich habe damals nicht weiter auf die Sachen geachtet und bin nie auf den Gedanken gekommen, dass da ein Zusammenhang zu Dr. Arnolds späteren Aussagen bestehen könnte.«

Beinahe konnte ich ihm glauben, schon deshalb, weil ihn der Tod einer Schwarzen ja überhaupt nicht interessiert hatte. »Die Kinder stahlen monatelang bei Annie«, sagte ich, »aber sie versteckten ihre Beute nicht sehr gut, und Maureen prügelte die Wahrheit aus Bridget Spalding heraus, als sie sie mit einem Ring am Finger sah, der ganz offensichtlich nicht von Woolworth stammte. Da kam ihr zum ersten Mal der Gedanke, dass Annies Haus vielleicht eine Goldgrube wäre.«

Drury machte eine wegwerfende Handbewegung. »Die Polizei kann nichts unternehmen, wenn ein Vergehen nicht angezeigt wird.«

Ich fuhr fort, als hätte er nichts gesagt. »Und Annie war ja so leichte Beute. Sie hat nie einen Menschen in ihr Haus gelassen – sie misstraute jedem, der mit ihren Nachbarn sprach, sie bildete sich ein, alle Leute von der Gemeinde und alle Männer in Uniform wären gegen sie, sie machte sich sogar den Filialleiter ihrer Bank zum Feind. Der einzige Mensch, der ihr ein wenig näher kam, war ihre Ärztin.« Auf eine Reaktion wartend, beobachtete ich scharf sein Gesicht, aber dieses blieb unbewegt. »Annie war einigermaßen sicher, solange Sheila sie regelmäßig besuchte. Nicht einmal Derek war dumm genug, etwas zu unternehmen, solange sich ihre Ärztin um Annie

kümmerte. Aber dann ging Sheila Arnold nach Amerika, und alles wurde anders.«

»Das können Sie nicht mir zum Vorwurf machen.«

»Genauer gesagt, nach Sheila Arnolds Abreise gab es niemanden, der hätte sagen können, was Annie in ihrem Haus hatte.« Ich fixierte ihn unverwandt. »Und Sie haben sich nie die Mühe gemacht, danach zu fragen, weil es Ihren Vorurteilen entgegenkam zu glauben, dass eine Schwarze in Schmutz und Armut lebt.«

»Sie vergessen, wie viele leere Flaschen wir gefunden haben. Die Zustände im Haus hatten mit ihrer Hautfarbe nichts zu tun, sie waren die Folge ihrer Alkoholsucht.«

»Es waren Wodkaflaschen«, sagte ich.

Leiser Zweifel flackerte in seinem Auge. »Und?«

»Sie hat nie Wodka getrunken.« Ich zog ein Bündel Papiere aus meinem Rucksack. »Andy hat mir 1978 eine Liste jedes Kneipenwirts und jedes Spirituosenhändlers in Richmond geschickt. Mein Vater hat es mit viel Arbeit geschafft, mehr als die Hälfte von ihnen ausfindig zu machen. Zwei der Spirituosenhändler erinnern sich gut an Annie. Sie bestätigen beide, dass Annie Stammkundin bei ihnen gewesen ist und stets nur Jamaika-Rum gekauft hat. Und der Wirt vom *Green Man* schreibt, dass er immer ein paar Flaschen Jamaika-Rum auf Lager hatte, eigens für Annie Butts, weil die sich immer furchtbar aufregte, wenn er keinen da hatte.« Ich drückte ihm die Papiere in die Hand.

Stirnrunzelnd blätterte Drury sie durch. »Das beweist noch lange nicht, dass sie nicht im Supermarkt Wodka gekauft hat«, sagte er.

»Das ist richtig«, stimmte ich zu.

»Dann ist es kein Beweis.«

»Für sich genommen vielleicht nicht, aber wenn Sie sich die beiden letzten Seiten ansehen, dann werden Sie feststellen, dass mehrere Spirituosenhändler sich an Maureen Slaters Vorliebe

für Wodka erinnern. Einer von ihnen schreibt, dass sie regelmäßig vorbeikam, nachdem sie ihr Sozialhilfegeld abgeholt hatte, und gleich fünf oder sechs Flaschen auf einmal kaufte. Seinem Brief zufolge hat er es abgelehnt, sie weiter zu bedienen, als sie eines ihrer Kinder schlug – wahrscheinlich Alan –, nur weil dieser sagte, er brauche neue Schuhe.«

»Na und? Das beweist nichts weiter, als dass Maureen Wodka gekauft hat; es beweist nicht, dass Annie das nicht getan hat. Worauf wollen Sie überhaupt hinaus? Wollen Sie behaupten, dass die Slaters ihre Flaschen in Annies Küche deponiert haben?«

»Ja!«

»Wann denn?«

»Nach ihrem Tod.«

»Und warum?«

»Um Sie glauben zu machen, was Sie dann ja tatsächlich glaubten: dass Annie eine Säuferin gewesen war, die in ihrem Haus wie auf einer Müllhalde gelebt hatte und völlig verwahrlost war. Darum drehten die Slaters Strom und Wasser ab und ließen das ganze Katzenfutter verschwinden, das sie eingekauft hatte.«

»Ach, jetzt hören Sie aber auf!«, fuhr er mich ungeduldig an. »Jeder hat gesagt, dass sie eine Trinkerin war – nicht nur die Slaters.« Er schlug mit dem Handrücken auf den Papierstapel. »Im Übrigen war Derek dumm wie Bohnenstroh. Niemals hätte der sich so einen Plan ausdenken, geschweige denn konsequent daran festhalten können. Der hätte sich doch schon bei unseren ersten Fragen verraten.«

»Derek vielleicht, aber Maureen sicher nicht. Sie brauchte nur ihre eigenen Vorurteile gegen Sie auszuspielen.« Ich zitierte ihm seine eigenen Worte. »Sie hätten doch nie geglaubt, dass ›eine runtergekommene weiße Schlampe‹ Sie verladen könnte. Für Sie war doch ganz klar, dass es im Haus ›einer dreckigen, versoffenen Schwarzen‹ nach Scheiße und

Pisse stinken würde. Und weshalb hätten Sie sich Gedanken darüber machen sollen, was für Flaschen Sie in Annies Haus gefunden haben. Als Sie die Alkoholflaschen sahen, stand für Sie doch Ihr Urteil bereits fest.«

»Es bestand überhaupt kein Anlass, sich über die Art der Flaschen Gedanken zu machen. Kein Mensch hatte uns gesagt, dass sie niemals Wodka trank.«

Ich reichte ihm noch ein Blatt Papier.

»Was ist das?«

»Eine Kopie von Sharon Percys Aussage. Sie selbst haben die Vernehmung geleitet. Ihr Name steht oben. In der ersten Hälfte der Aussage geht es darum, wo Sharon Percy an dem fraglichen Abend war – sie hat Ihnen übrigens nur Lügen erzählt –, in der zweiten Hälfte schildert sie Annie aus ihrer Sicht. Irgendwo im letzten Absatz heißt es: ›Sie hat sich regelmäßig mit Rum betrunken und dann jeden beleidigt, der ihr in den Weg kam. Sie hat mit den leeren Flaschen nach den Kindern geschlagen. Ich habe es immer wieder angezeigt, aber es wurde nie etwas unternommen.‹«

Ungeduldig zerriss er auch dieses Blatt in Fetzen, die er zum Boden hinunter fallen ließ. »Sie greifen nach Strohhalmen«, sagte er. »Sie können Wirbel machen, so viel Sie wollen, das ändert nichts an der Tatsache, dass es damals keinen Anlass gab, irgendjemandes Aussage in Frage zu stellen – und das gilt auch für die Aussage Ihres Mannes. Der Befund der Pathologen war eindeutig – Ann Butts starb, weil sie direkt in einen Lastwagen lief.«

»Und Sie hatten ihm diesen Befund diktiert.«

»Das können Sie nicht beweisen. Wenn Hanleys Akten verschwunden sind, lässt sich nicht nachweisen, wer von uns was gesagt hat.«

Ich lachte kurz. »Er hat Ihnen keinen Gefallen damit getan, dass er die Akten verschwinden ließ. Im Augenblick gibt es nur ein einziges Dokument, das Ihre Unfalltheorie stützt, und das

ist der nicht einmal eine Seite umfassende Bericht Hanleys an den Coroner. Der enthält aber so viele Fehler, dass er nicht ernst zu nehmen ist. Hanley hat Annies Namen falsch geschrieben, er bezog sich auf Blutergüsse an ihrem linken Arm anstatt an ihrem rechten, und er erwähnte überhaupt nicht die Hämatome an ihren Schenkeln, die auf den Fotos deutlich zu sehen sind.«

Ich sah erstaunt, wie er sich voller Nervosität die Lippen leckte. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass das stimmt.«

»Doch, es stimmt«, versicherte ich. »Hanley war zu dem Zeitpunkt schon so inkompotent, dass er einfach die Angaben der Polizisten übernahm, die ihm die Leiche brachten. Ich vermute, Sie haben die Arme verwechselt, weil ich Ihnen gesagt hatte, dass ich sie mit der linken Seite nach oben an den Laternenpfahl gelehnt vorfand.«

Er musste sich seine Antwort überlegen. »Mich geht das nichts an. Hanley hatte seine Aufgabe – ich hatte meine. Die Kritik sollte sich an ihn richten.«

Ich griff nach meinem Rucksack und zog die Reißverschlüsse zu. »Tote attackiert die Presse nicht«, sagte ich. »Nur die Lebenden. Und für die Leute ist ein rassistischer Polizist, der es ablehnte, den Mord an einer Schwarzen zu untersuchen, weit interessanter als ein depressiver Pathologe, der sich mit Alkohol umbrachte, weil er nicht mehr damit fertig wurde, ständig völlig unnötig menschliche Leichname verstümmeln zu müssen. Die Radley Brauerei wird Sie nicht behalten«, fuhr ich ungerührt fort, »wenn Ihr Name in fetten Schlagzeilen auf sämtlichen Titelblättern steht. Ihre netten anständigen Gäste werden über Nacht von Schlägern der Nationalen Front abgelöst werden.«

Seine Stirn war schweißfeucht. »Sagen Sie mir endlich, was Sie wollen«, zischte er. »Wir wissen doch beide, dass es hier überhaupt nicht um Annie geht.«

Hatte er Recht? Ich wusste es wirklich nicht mehr. »Ich habe

zwei Jahre gebraucht, um mir selbst wieder trauen zu lernen«, sagte ich langsam, »und noch einmal zwei Jahre, um das Vertrauen zu anderen wiederzufinden. Ich habe heute noch Albträume – erschrecke immer noch zu Tode, wenn ich ein Geräusch höre, das ich nicht kenne.« Ich stieß meinen Stuhl zurück und stand auf, hängte mir den Rucksack über die Schulter. »Ich würde sagen, dass es hier sehr wohl um Annie geht. Der einzige Unterschied zwischen uns ist, dass sie den Mut hatte, standzuhalten und zu kämpfen – während ich davongelaufen bin.« Ich ging zur Tür. »Darum ist sie tot, und ich bin am Leben.«

*Brief von Dr. Joseph Ellas, Psychiater am Queen Victoria Hospital, Hongkong – aus dem Jahr 1999*

QUEEN VICTORIA HOSPITAL,  
HONGKONG  
(PSYCHIATRISCHE ABTEILUNG)

Mrs. M. Ranelagh  
›Jacaranda‹  
Hightor Road  
Kapstadt  
Südafrika

17. Februar 1999

Liebe Mrs. Ranelagh,  
nun geht es also endlich heim nach England! Ich bin schon jetzt gespannt, was ich von Ihnen hören werde. Ja, ich habe trotz meines unglaublich hohen Alters noch eine kleine Praxis hier im Krankenhaus, aber nur weil meine Patienten den Teufel, den sie kennen, dem vorzuziehen scheinen, den sie nicht kennen.

Was ist mit den Teufeln, die Sie plagen, liebes Kind?  
Irgendwie kann ich nicht recht glauben, dass Gerechtigkeit für Annie Ihnen genügen wird. Aber wer bin ich schon, Kritik zu üben, wo doch mein Freund, der Rabbi, sagen würde: Um den Frieden zu erringen, musst du zuerst in den Kampf ziehen?  
Die Notizen, die ich 1979 gemacht habe, lege ich wie gewünscht bei.

Mit herzlichem Gruß  
Joseph Elias

Drury konnte es nicht ruhen lassen. Er mochte es nicht, wenn man ihm auf die Pelle rückte, aber noch weniger mochte er es, wenn man ihm einfach den Rücken kehrte. Ich verließ das Pub, wandte mich nach links und war etwa fünfzig Meter in Richtung vom Fischerhafen gegangen, als ich seine Schritte hinter mir hörte. Ruhiger Lichtschein aus den Häusern am Kai lag über dem Kopfsteinpflaster, und weit voraus schaukelten wie vielfarbige Glitzersteine kleine Leuchtbojen auf dem Wasser, die den heimkehrenden Seglern den sicheren Weg in den Hafen zeigten. Mir blieb ein kurzer Moment zu wünschen, ich könnte das Bild in seiner malerischen Schönheit genießen, dann packte er grob meinen Arm.

»Das ist doch alles Wahnsinn!« Er riss mich herum. »Sie sagen, Sie wollen, dass der Fehler von einst wieder gutgemacht wird. Wie denn? Wenn Sie mich vernichten, wird das weder Ihnen noch Annie Gerechtigkeit verschaffen. Oder soll ich Ihnen Derek Slater auf dem silbernen Tablett servieren? Ist es das, was Sie wollen?«

Ich versuchte, mich loszureißen. »Die Leute beobachten uns«, sagte ich.

»Sollen sie doch«, knurrte er. »Ich möchte das jetzt ein für alle mal geklärt haben.«

»In Ordnung. Wenn ich jetzt also schreie – was ich ganz bestimmt tun werde, wenn Sie mich nicht sofort loslassen –, haben wir mindestens hundert Zeugen, die die Beurteilung Ihres Vorgesetzten, dass Sie ein gewalttätiger Mensch sind, bestätigen können.«

Er ließ mich augenblicklich los.

Ich sah ihn mit einem zynischen Lächeln an, während ich mir den Arm rieb. »Es ist gar nicht so lustig, nicht wahr, wenn da plötzlich der andere am Drücker sitzt? Sie würden doch auf dem Bauch hier über den Platz kriechen, wenn ich Ihnen dafür

verspräche, alles zu verbrennen, was in meinem Rucksack ist.  
Habe ich Recht?«

»Treiben Sie's nicht zu weit«, sagte er leise in drehendem Ton. »Wenn Sie jetzt an die Öffentlichkeit gehen, erreichen Sie doch nicht mehr, als dass Sie mich zum Sündenbock machen. Derek kriegen Sie damit nicht hinter Gitter – bestimmt nicht nach so langer Zeit. Ist das wirklich die Art von Gerechtigkeit, um die es Ihnen geht?«

»Es ist besser als gar nichts.«

Er schlug sich mit der Faust in die offene Hand. »Wenn Sie's auf mich abgesehen hätten, dann hätten Sie mich nicht gewarnt.« Das klang logisch.

»Vielleicht macht es mir Spaß, Sie schwitzen zu sehen«, murmelte ich.

»Vielleicht würde es mir Spaß machen, Ihnen Ihr gottverdammtes Maul zu stopfen«, sagte er zähneknirschend. »Da würden Sie nicht weit kommen. Meine beiden Söhne stehen direkt hinter Ihnen.«

Er konnte mit der Warnung nichts anfangen – dass ich Kinder haben könnte, war ihm nie in den Sinn gekommen – und starre mich wütend und verblüfft an wie ein abgekämpfter Stier, der nicht weiß, wie er mit dem Matador fertig werden soll. »Wovon zum Teufel reden Sie?«

»Von meinen Leibwächtern.« Ich nickte Luke und Tom zu.  
»Ich bin vorsichtig geworden.«

Er brauchte ein, zwei Sekunden, um zu begreifen, dann drehte er sich ruckartig herum und stellte fest, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. Vielleicht hatte er sich meine Söhne jünger oder kleiner vorgestellt, er war jedenfalls sichtlich beeindruckt. »Scheiße!«, sagte er. »Was zum Teufel geht hier eigentlich vor?«

»Mein Mann wartet im Wagen auf uns«, erklärte ich. »Ich möchte gern, dass er hört, was Sie als Nächstes zu sagen haben.«

Drury warf einen nervösen Blick auf die Jungen. »Und das wäre?«

Ich machte ihm das gleiche Angebot, das ich schon Maureen gemacht hatte. »Ich möchte Ihnen ein Geschäft vorschlagen«, sagte ich. »In einer Hinsicht haben Sie nämlich Recht. Mir geht es bei meinem Streben um Gerechtigkeit um etwas« –, ich suchte nach einem Wort, »um etwas Fundamentaleres, als Sie zum Sündenbock zu machen.«

Ich glaubte nicht, dass er mit mir kommen würde, zumal die Jungen ins Pub zurückkehrten, sobald ich mich in Bewegung setzte, aber vielleicht hatte er eine falsche Vorstellung davon, was ich Sam hören lassen wollte – oder was ich mit fundamentaler Gerechtigkeit meinte ...

Der Wagen stand auf der anderen Seite des Fischerhafens, mit Blick zum Wasser hinaus, und als wir uns näherten, öffnete Sam die Tür und stieg aus. In einer Anwandlung von Übermut machte ich die beiden Männer miteinander bekannt, indes ich meinen Rucksack auf der Kühlerhaube abstellte. »Mein Mann, Mr. Ranelagh. – Mr. Drury.« Sie nickten einander zu, finster wie zwei misstrauische Rottweiler. Die Hand gaben sie einander nicht. »Sie haben mich vorhin gefragt, ob ich erwarte, dass Sie mir Derek auf dem silbernen Tablett servieren«, erinnerte ich Drury, »aber ich wüsste nicht, wie Sie das machen sollten, wenn Sie nicht damals Beweismaterial unterschlagen haben.«

Er sah Sam an, mit zusammengepressten Lippen, sich der Tatsache bewusst, dass alles, was er jetzt sagte, von einem Zeugen gehört würde. »Es wurde kein Beweismaterial unterschlagen«, sagte er scharf. »Es gab lediglich gewisse Zweifel an Dereks Aussage darüber, wo er abends um neun Uhr war. Er behauptete, er hätte mit der Nutte aus dem Viertel in der Kneipe was getrunken.«

»Mit Sharon Percy?«

Er nickte. »Das war glaubhaft. Die beiden waren

Stammkunden in dem Pub, und der Wirt bestätigte, dass sie beide an dem Abend da waren. Die Zeitangaben hat er allerdings bei der ersten Vernehmung in Frage gestellt. Er erinnerte sich zwar, Sharon um neun gesehen zu haben, meinte aber, Derek wäre erst später gekommen.«

Drury zuckte die Achseln. »Als wir seine Aussage dann zu Protokoll nehmen wollten, machte er einen Rückzieher und sagte, ein Tag wäre wie der andere, er könne nicht beschwören, dass er nicht zwei verschiedene Abende miteinander verwechselte.«

»Wir sprechen hier vom *William of Orange*, richtig?«, sagte ich. »Von dem Pub, in dem Annie Lokalverbot hatte, weil sie schwarz war.«

Er schüttelte gereizt den Kopf. »Sie hatte Lokalverbot, weil sie immer zu viel trank und dann gegen Personal und Gäste ausfallend wurde. Es war das gute Recht des Wirts, ihr die Bedienung zu verweigern.«

Ich sah Sam fragend an.

»In der Nachbarschaft war die Kneipe allgemein als der *Oranjerestaat* bekannt«, erklärte er Drury. »An der Tür war ein Schild mit der Aufschrift ›Keine Hunde‹ und irgendjemand hatte darunter geschrieben: ›Und keine Schwarzen‹. Es war ein beliebtes Pub, man sah auch ziemlich viele Polizisten dort, aber nie einen Schwarzen.«

»Wenn Sie das gestört hat, hätten Sie es anzeigen sollen.«

»Es hat mich nicht gestört«, sagte Sam aufrichtig. »Ich habe mir nicht einmal Gedanken darüber gemacht.«

»Wieso erwarten Sie dann von mir etwas anderes?«

»Weil es Ihre Aufgabe gewesen wäre. Ich will gar nicht behaupten, dass ich Ihnen Lorbeerkränze umgehängt hätte – ich wäre bestimmt nicht scharf darauf, von der verrückten Annie beschimpft zu werden, während ich gemütlich mein Bier trinken wollte –, aber die Gesetze über Rassendiskriminierung waren klar und eindeutig, und jeder, der so etwas wie ›Keine

Schwarzen« auf seine Tür schrieb, hätte belangt werden müssen.» Er hielt inne, um einen Blick mit mir zu wechseln, offensichtlich nicht sicher, wie weit er gehen sollte oder konnte. »Der Wirt hat nach dem Unfall förmlich frohlockt«, sagte er abrupt. »Jedem, der es hören wollte, hat er erzählt, wir könnten einem Lastwagenfahrer dafür danken, dass unsere Straßen jetzt sauberer seien.«

»In meinem Beisein hat er das nie getan«, kam es wie aus der Pistole geschossen von Drury. Vermutlich war er schon einmal mit diesem Sachverhalt konfrontiert worden; wahrscheinlich zur Zeit seiner Entlassung.

»Haben Sie sich also die Mühe gemacht, Derek wegen seines Alibis in die Zange zu nehmen?«, fragte ich trocken. »Oder fanden Sie es bequemer, ihm klammheimlich mitzuteilen, dass *ich* das Problem wäre und es für alle Beteiligten die beste Lösung wäre, mich mundtot zu machen? Wie genau haben Sie es formuliert? He, Derek, tun Sie uns allen einen Gefallen und erteilen Sie diesem Miststück, dieser Niggerfreundin, eine gründliche Lektion, Ihr Alibi stinkt nämlich zum Himmel, und wenn Sie es nicht tun, kriegen Sie Ärger. Oder haben Sie vielleicht Maureen einen kleinen Wink gegeben, als Sie sich den so genannten Krimskrams in ihrem Wohnzimmer angeschaut haben?«

Ich sah, wie er Sam einen ängstlichen Blick zuwarf, aber angesichts dessen offenkundiger Ahnungslosigkeit in Bezug auf meine Worte sogleich sein Selbstvertrauen wiedergewann. »Natürlich habe ich ihn in die Zange genommen«, erklärte er gereizt. »Er hat an seiner Aussage festgehalten – und Sharon genauso. Sie behaupteten beide, sie wären den ganzen Abend im Pub gewesen. Wir haben ihnen nicht geglaubt, aber wir hatten keine Handhabe gegen sie, solange sie einander nicht widersprachen.«

»Haben Sie jemals festgestellt, was die beiden in Wirklichkeit getrieben haben?«

Er zuckte die Achseln. »Wir konnten nur vermuten, dass Sharon mit einem Kerl zugange war und Derek irgendwo auf Raubzug. Sie waren beide vorbestraft – Sharon wegen Prostitution und Derek wegen bewaffneten Raubüberfalls und Diebstahl.«

»Sharon war mit Geoffrey Spalding zusammen«, sagte ich. »Er wohnte in Nummer 28 und hat sich einmal im Monat in einem Hotel mit ihr getroffen, weil er hoffte, seine Frau und seine Töchter würden dann nicht erfahren, was er trieb. Er ist der Mann, der sagte, er hätte Annie gegen Viertel nach acht auf der Straße gesehen und versucht, sie nach Hause zu schicken.«

»Ich erinnere mich an ihn.«

»Ich glaube, dass er in Bezug auf die Zeit gelogen hat«, fuhr ich fort. »Jock Williams zufolge kam Sharon Percy um kurz nach neun mit einem Taxi vor dem *William of Orange* an. Er sagte, sie sei stockblau gewesen und offensichtlich gerade von einem anderen Kunden gekommen, und ich wette, dieser Kunde war Geoffrey Spalding, der sich von demselben Taxi, das Sharon zum Pub brachte, vorher an der Graham Road absetzen ließ. Das heißt, wenn Geoffrey überhaupt mit Annie gesprochen hat, dann muss es eine Stunde später gewesen sein, als er sagte.« Drury wollte davon nichts wissen. »Ich habe im Beisein seiner Frau mit ihm gesprochen, und sie erhob keinerlei Einwände, als er sagte, dass er um halb neun zu Hause war.«

»Weil sie gar nicht gemerkt hat, wann er nach Hause gekommen ist. Sie hatte Brustkrebs und bekam damals Chemotherapie. Und garantiert hat sie geschlafen, als er nach Hause kam, ganz gleich, um welche Zeit. Was sagte er denn, wo er gewesen sei?«

Drury dachte zurück. »Er sagte, er hätte Überstunden gemacht. Völlig harmlos.«

Ich wandte mich Sam zu. »Ich habe immer schon den Verdacht gehabt, dass er in dem Moment am Haus von Jock

und Libby vorbeigegangen sein muss, als du dort herauskamst – sonst hättest ihr beide, du und Libby, doch kein Alibi gebraucht.«

»Es stimmt, es ist jemand vorbeigegangen«, gab er zu, »aber ich habe keine Ahnung, wer es war. Ich kann nicht einmal mit Sicherheit sagen, dass es ein Mann war. Es kann genauso gut irgendeine wildfremde Person gewesen sein, die die Graham Road als Abkürzung benützte, aber Libby hat fast durchgedreht und sagte sofort, die Leute würden zu reden anfangen –« Er drückte seinen Nasenrücken mit Daumen und Zeigefinger. »Tut mir Leid«, sagte er nach einer kurzen Pause. »Glaubst du, das ist der Mann, der Annie getötet hat?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich langsam, »aber ich habe nie verstanden, warum er gesagt hat, dass er mit Annie gesprochen hat, wenn es nicht tatsächlich so war. Es wäre doch eine völlig unnötige Lüge gewesen. Er hätte das Gleiche tun können, was du und Jock getan habt. Er hätte sagen können, er habe sie auf der anderen Straßenseite gesehen.«

»Die Leute schmücken doch alle ihre Geschichten aus«, bemerkte Drury. »Das gibt ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie wurde gegen neun Uhr von zwei verschiedenen Parteien gesehen. Von dem Ehepaar Pardoe aus Nummer 8, das sie vom Schlafzimmerfenster aus beobachtete; und von dem Paar im Auto, das ausgesagt hat, dass sie ihnen direkt vor den Wagen gelaufen ist. Diesen Aussagen zufolge also war sie gegen neun Uhr noch auf den Beinen – aber als Sam um Viertel nach neun an ihr vorüberkam, lag sie schon in der Gosse.«

»Das entspricht aber nicht dem, was Mr. Ranelagh damals aussagte.«

»Seine revidierte Aussage war in dem Umschlag«, sagte ich ungeduldig. »Ich weiß, dass Sie sie gelesen haben. Die Frage ist doch, war Annie noch auf den Beinen, als sie Geoffrey Spalding begegnete? Und wenn ja, hat sie mit ihm gesprochen?«

Ich denke, sie war auf den Beinen und sie hat mit ihm gesprochen – und das, was sie sagte, machte ihn so wütend, dass er sie auf die Straße hinausstieß. Das wäre eine Erklärung dafür, warum er die Zeit um eine Stunde vorrückte. Es wäre außerdem eine Erklärung dafür, warum Sharon bereit war, Derek ein Alibi zu geben. Hätte sie Ihnen gesagt, dass sie mit einem Kunden zusammen war – und hätten Sie herausbekommen, wer es war –, wäre Ihnen sofort klar gewesen, dass Geoffrey Spalding der Letzte war, der mit Annie gesprochen hatte.«

Drury runzelte die Stirn. »Und?«

»Sie wären zu dem gleichen Schluss gelangt wie er – dass er sie getötet hatte.«

Er sagte gereizt: »Vor einer halben Stunde haben Sie Pathologiebefunde ausgefahren, denen zufolge sie mehrere Stunden vor Eintritt des Todes zusammengeschlagen wurde, jetzt sagen Sie, dass Geoffrey Spalding sie ermordet hat. Wann entscheiden Sie sich endlich, Mrs. Ranelagh?«

Sam mischte sich ein. »Sie sagt ja gar nicht, dass Spalding Annie getötet hat«, erklärte er ruhig, »sondern nur, dass er *glaubte*, es getan zu haben. Mir selbst ist es nicht viel anders gegangen. Seit zwanzig Jahren frage ich mich, ob nicht ich sie getötet habe. Und vielleicht habe ich es getan. Vielleicht bedeutete diese Viertelstunde, die ich sie da draußen in der Gosse liegen ließ, den Unterschied zwischen Leben und Tod.«

»Dann hätten Sie Ihr Gewissen entlasten sollen, indem Sie uns damals die Wahrheit sagten«, versetzte Drury bissig, »anstatt die Untersuchung zu behindern, nur weil Sie die Hände nicht von der Freundin Ihrer Frau lassen konnten.«

Er hätte besser daran getan, Libby nicht zu erwähnen, dachte ich insgeheim belustigt, als ich sah, wie Sam die Zornesröte in die Wangen schoss. Mit Schuldzuweisungen konnte man meinen Mann immer in Rage bringen.

»Sie selbst haben uns gesagt, es würde keine Untersuchung

geben«, fuhr er Drury heftig an. »Ich erinnere mich ganz deutlich daran. Sie kamen am nächsten Tag ins Haus, um uns den Obduktionsbefund mitzuteilen. Eindeutig, sagten Sie – ein Unfall, ohne Zweifel – keinerlei Hinweis auf ein Verbrechen. Und ich erinnere mich auch an Ihre Bemerkung, dass der Fall unverzüglich der Kriminalpolizei übergeben worden wäre, wenn an der Todesursache auch nur die geringsten Zweifel bestanden hätten.«

»Es gab keine Zweifel, Mr. Ranelagh. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn Sie nicht gelogen hätten – aber wir konnten uns bei unserer Arbeit nur auf die Informationen stützen, die uns vorlagen.«

Sam strich sich mit einer Hand über die kahle Stelle an seinem Scheitel, während er an Drury vorbei zu den Lichtern auf der anderen Seite des Wassers blickte. »Jock und ich haben überhaupt erst am Donnerstagabend eine Aussage gemacht, als man uns bat, uns zu der Aussage zu äußern, die Libby Williams am Tag zuvor gemacht hatte, nämlich, dass ihr Mann, Jock Williams, bei mir war.«

»Ach, jetzt geben Sie Mrs. Williams die Schuld?«

»Nein. Ich weise Sie nur darauf hin, dass für Sie schon gut vierundzwanzig Stunden, bevor Jock Williams und ich auch nur einen Ton gesagt hatten, feststand, dass es sich um einen Unfall handelt.« Er sah Drury nachdenklich an, als sei er dabei, ein früheres Urteil über den Mann zu revidieren. »Hätte es denn irgendetwas geändert, wenn wir die Wahrheit gesagt hätten? Hätten Sie nicht einfach behauptet, der Lastwagen hätte sie angefahren, nachdem das Paar im Auto sie gesehen hatte, und bevor ich sie in der Gosse liegen sah?«

Drurys Schweigen war Antwort genug.

»Sie haben mich mehrmals im Büro angerufen«, fuhr Sam fort, »um mir mitzuteilen, dass meine Frau an einer klassischen Reaktion auf schweren Stress leide und dringend psychiatrische Hilfe brauche. Sie erklärten, Sie hätten solche

Reaktionen schon früher erlebt, und Sie veranlassten die davon Betroffenen zu immer wilderen Beschuldigungen und Anklagen.«

»Und Sie stimmten jedem meiner Worte zu, Mr. Ranelagh, auch der Notwendigkeit einer offiziellen Verwarnung.«

Sam verschränkte die Arme und starre zum holprigen Pflaster hinunter, als wäre dort Sicherheit zu finden. »Hatte ich denn eine Wahl?«, fragte er. »Sie verlasen mir einen ganzen Katalog von Beschwerden gegen sie – sie stehle der Polizei die Zeit – hätte falsche Anschuldigungen gegen Derek Slater erhoben – frei erfundene sexuelle Übergriffe angezeigt, um Mitleid zu erwecken – belästigte Sie mit Anrufen und Besuchen, weil sie krankhaft auf Sie fixiert sei.« Er hob den Kopf. »Sie waren von der Polizei. Ich musste davon ausgehen, dass Sie mir die Wahrheit sagten.«

»Was ich sagte, muss mit Ihrer eigenen Meinung übereingestimmt haben«, versetzte Drury, »sonst hätten Sie Ihre Frau doch gegen diese ›Beschwerden‹ verteidigt.«

Sam antwortete mit einer unsicheren Handbewegung. »Ich war gar nicht in der Lage, sie zu verteidigen. Ich hatte sie seit beinahe drei Wochen nicht gesehen, und das eine Mal, als sie mich anrief, war sie völlig hysterisch. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagte, deshalb rief ich ihre Eltern an und bat sie, ihr zu helfen.« Er schwieg einen Moment, während er sich die Fakten ins Gedächtnis zurückrief. »Aber da hatten Sie meine Schwiegermutter bereits davon überzeugt, dass eine offizielle Verwarnung meiner Frau vor ihrer Familie das beste Mittel wäre, die Situation in den Griff zu bekommen. Sie muss sich gründlich schämen, dann wird sie aufhören, die Zeit der Polizei zu verschwenden. So haben Sie es formuliert.«

Einen Moment war es ganz still.

»Dann hat es ja bestens geklappt«, sagte ich leichthin. »Lieber hätte ich mir die *Zunge* herausgerissen, als noch ein einziges Wort zu Mr. Drury zu sagen – oder zu dir und meiner

Mutter, Sam. Ihr habt beide dagestanden und zugesehen, wie dieser brutale Mensch mich eingeschüchtert hat, dass ich es nicht mehr wagte, den Mund aufzumachen, und am Schluss habt ihr ihm noch die Hand geschüttelt, als hätte er etwas Großartiges geleistet. Der Einzige, der das Theater nicht mitgemacht hat, war mein Vater, obwohl er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr wusste als ihr beiden. Er glaubte ganz einfach an mich und war nicht bereit, sich einreden zu lassen, ich wäre plötzlich ein völlig verstörtes, bemitleidenswertes Geschöpf, das zu sexuellen Phantasien griff, um sich in den Vordergrund zu spielen.«

»So hat niemand Sie je dargestellt, und Sie sind auch nie anders als höflich behandelt worden«, sagte Drury kurz. »Ihr Mann weiß das. Deswegen bat ich ihn damals, dabei zu sein, um zu verhindern, dass Sie hinterher alles verdrehen würden.«

»Sie konnten gut höflich sein«, entgegnete ich, »weil Sie genau wussten, dass ich Ihnen nicht widersprechen würde. Jedenfalls nicht nach der *inoffiziellen* Verwarnung, die Sie mir am Abend zuvor zukommen ließen. Sie hätten mitmachen sollen bei dem Spaß«, sagte ich. »Es wäre mindestens so aufregend gewesen, wie einem Halbwüchsigen eine Injektionsnadel in den Arm zu rammen oder ein schwarzes Gesicht zu zertrümmern.« Die Muskeln in seinem Gesicht spannten sich. »Jetzt verleumden Sie mich vor einen Zeugen.«

»Dann verklagen Sie mich doch. Verschaffen Sie mir endlich meinen Auftritt vor Gericht. Das wollte ich von Anfang an. Aber Sie stehen auf dünnem Eis – ich habe noch eine Kopie Ihrer Beurteilung in meinem Rucksack.«

Wütend, mit schwingenden Fäusten trat er plötzlich auf mich zu. Ich dachte, er wollte mich schlagen, und rannte auf die andere Seite der Motorhaube. Aber er packte stattdessen den Rucksack und schleuderte ihn über die Hafenmauer ins Wasser. Es dauerte einen Moment, ehe er klatschend eintauchte, und in der Stille sah Drury ihm mit schadenfroher

Genugtuung im mageren Gesicht nach.

Als Sam ihm nervös die Hand auf den Arm legte, schüttelte er diese ab. »Halten Sie sich da raus«, warnte er. »Das geht nur mich und Ihre Frau etwas an.«

»Sie waren immer schon ein Schwein«, zischte ich erbost, während ich in Gedanken meine Geldbörse und Kreditkarten zum schlammigen Grund des Flusses hinuntersinken sah. »Das ist Ihre Patentlösung, nicht wahr? Die Beweise verschwinden lassen, bevor Ihre Schweinereien Sie verraten.«

Er lachte mich aus. »Es ist gar nicht mehr so lustig, wenn der andere am Drücker sitzt, nicht wahr?«, höhnte er und starre mich, die Hände auf die Motorhaube gestützt, über den Wagen hinweg herausfordernd an.

Ich nahm auf meiner Seite die gleiche Haltung ein, stieß ihm meinen Kopf entgegen und fixierte ihn mit wütendem Blick. »Wissen Sie, was mir am meisten zu schaffen macht? Nicht das, was Sie mir angetan haben.« Ich hob einen Finger und stach mit ihm nach seiner Brust. »Damit habe ich umgehen gelernt. Was mir zu schaffen macht, ist die Tatsache, dass Sie die Stirn hatten, mich zu unterschätzen – und das tatsächlich immer noch tun!« Ich merkte, wie ich laut wurde und meine Stimme schrill, aber es war mir ausnahmsweise völlig gleichgültig. Sowieso fühlte ich mich keifenden Fischweibern eher verwandt als mattens viktorianischen Dämmchen, die beim geringsten Anlass ihre »Vapeurs« bekamen. »Wie kommen Sie dazu, sich einzubilden, ich wäre so dumm, eine Akte voller Originale mit mir rumzuschleppen? Wie kommen Sie dazu, sich einzubilden, ich würde Ihnen eine Gelegenheit geben, mich zu überlisten?«

»Sie haben von einem Geschäft gesprochen«, sagte Drury aggressiv.

»Zuerst will ich Gerechtigkeit«, sagte ich. »*Dann* bin ich vielleicht bereit, Geschäfte zu machen.«

»Was für Gerechtigkeit?«

»Wie in der Bibel – Auge um Auge. Die Art von Gerechtigkeit, an die Sie glauben. Sie haben einen schwachsinnigen Neandertaler mit Lügen gefüttert und ihm dann erzählt, dass ich am nächsten Tag mundtot gemacht werden würde. Was glaubten Sie, wie er reagieren würde? Dachten Sie vielleicht, er würde mir Blumen schicken?«

Er sah nervös zu Sam hinüber. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»O doch, das wissen Sie genau. Wenn ich Ihnen Rassismus vorgeworfen habe, wurden Sie von Mal zu Mal wütender. Deswegen sorgten Sie dafür, dass die amtliche Verwarnung gegen mich allgemein bekannt wurde ... sodass selbst ein Cretin wie Derek Slater kapieren musste, dass er sich jederzeit an der Niggerfreundin ergreifen konnte, ohne eine Anzeige fürchten zu müssen.«

»Ihnen geht schon wieder die Phantasie durch, Mrs. Ranelagh. Wenn ein Verbrechen begangen wurde, hatten Sie die Möglichkeit, uns am nächsten Morgen die Einzelheiten mitzuteilen.«

»Ach, Sie meinen, im Zuge einer amtlichen Verwarnung, die mir erteilt wurde, weil ich angeblich die kostbare Zeit der Polin verschwendete? Im Beisein eines Ehemann und einer Mutter, die mir nicht ein Wort abnahmen, weil sie einem korrupten Polizist mehr glaubten als mir?« Ich warf beide Arme vorwärts und traf in mit den Handrücken an der Brust. »Wie kommen Sie dazu, zu behaupten, ich wäre krankhaft auf Sie fixiert gewesen? Wie kommen Sie dazu, sich auch nur einen Moment lang einzubilden, ich würde mich für einen Mann interessieren, der meint, dass die Frau immer unter den Mann gehört – vorzugsweise gebunden und geknebelt, damit er sich nicht ihre Kritik an seinem Vollzug anhören muss.«

Er zog sich ein wenig zurück, auf der Hut, aber ohne etwas zu sagen.

»Das Einzige, was ich für Sie empfunden habe, war

Verachtung«, sagte ich. »Für mich waren Sie ein armseliger Kerl – ein Zwerg in Uniform, der es sich erlauben konnte, den starken Mann zu spielen, weil seine Vorgesetzten nicht in der Lage waren zu sehen, wie inkompetent er war. Ich habe überhaupt nur aus einem einzigen Grund mit Ihnen gesprochen, weil ich Gerechtigkeit für Annie wolle. Soll ich Ihnen sagen, als was ich Sie gesehen habe? Als ein Reptil! »Ich blickte tief in die toten schwarzen Augen. »Und das war mein Fehler, nicht wahr? Wenn ich mir nicht so deutlich hätte anmerken lassen, dass ich schon bei Ihrem Anblick eine Gänsehaut bekam dann hätten Sie nicht Derek auf mich gehetzt. Weil nämlich nicht ich auf Sie scharf war, Sie elendes Schwein, sondern *Sie* auf mich.«

Ich spürte, dass hinter mir Sam sich bewegte.

»Sie sind ja verrückt«, sagte Drury.

»Das kann man sagen«, stimmte ich zu, während ich um die Motorhaube des Wagens herumlief. »Seit dem Tag, an dem Sie mich Derek zum Fraß vorgeworfen haben, ist mein Leben nicht mehr normal. Er wusste, dass ich ihn niemals ins Haus lassen würde, deshalb schickte er Alan vor, der mir heulend erzählte, sein Vater hätte schon wieder seine Mutter geprügelt. Der Junge war doppelt so groß und stark wie ich, und ich war so dumm, einen Arm um ihn zu legen, als ich mich umdrehte, um die Tür zu schließen.« Ich lachte dumpf. »Er warf mich glatt auf den Rücken, bevor ich wusste, wie mir geschah, und nagelte mich mit seinem Gewicht auf dem Boden fest. Jedes Mal, wenn ich den Kopf bewegte, riss er mir die Haare büschelweise aus.« Ich blieb vor dem Scheinwerfer auf der Fahrerseite stehen, damit er nicht noch weiter zurückwich. »Die beiden wussten, dass sie auf meinem Körper keine Spuren hinterlassen durften«, fuhr ich fort, »weil Sie Derek davor gewarnt hatten, dass ich gleich am nächsten Morgen auf dem Revier erscheinen würde. Und vergewaltigen konnten sie mich auch nicht, weil sie ja sonst Spuren in meinem Körper

hinterlassen hätten.« Ich tippte mir mit zwei Fingern an die Lippe. »Also bekam ich dafür einen Schwall Urin in den Mund.«

Flüchtig sah ich aus den Augenwinkeln Sams verkrampftes bleiches Gesicht. »Er urinierte mir auf Mund und Nase, während sein Sohn mich festhielt« – ich blickte zum Hafen hinaus – »und es ist, als müsste man ertrinken. Man kann nicht atmen – also trinkt man. Und danach spült man sich sein Leben lang vierundzwanzigmal am Tag den Mund aus.« Ich zog die Lippen hoch wie ein zähnefletschender Wolf. »Während ich fast erstickte, tauschten sie die Plätze, Alan sollte doch auch seinen Spaß haben, aber er war zu aufgereggt und konnte sich nicht beherrschen ...« Ich schwieg, als Sam hinten um den Wagen herumkam.

Drury drehte sich halb herum, um auch Sam im Auge behalten zu können. »Kein Mensch wird Ihnen glauben«, sagte er. »Es gibt keinen Beweis, dass ein solches Verbrechen begangen wurde. Und wieso sind Sie ausgerechnet auf mich so wütend? Warum halten Sie sich nicht an Ihren Mann? Der hat Sie doch im Stich gelassen. Wenn er auch nur einen Funken Zivilcourage gehabt hätte, dann hätte er zu Ihnen gestanden, anstatt seine Affäre zu vertuschen.«

Ich hatte gerade noch Zeit für den Gedanken, dass Drury überhaupt keine Menschenkenntnis besaß, bevor Sam sich mit gesenktem Kopf wie ein bis aufs Blut gereizter Stier auf ihn stürzte und ihn meinem Rucksack hinterher ins Wasser stieß.

Sam krümmte sich und rannte, wüste Beschimpfungen brüllend, von der Kaimauer weg. Ich blieb, ich wollte Drury auftauchen sehen. Luke hatte mir versichert, dass der westliche Gezeitenstrom im Hafen von Weymouth einen im Wasser treibenden Körper zu den Pontons tragen würde, aber mir war die Situation nicht ganz geheuer, ich wusste nicht, wie gut Drury schwamm. Als sein Gesicht aus dem Wasser emporschoss, starnten wir einen Moment lang einander an, dann hob ich einen Finger zum kurzen Gruß und wandte mich ab.

»Wir sollten die Polizei rufen«, sagte Sam, der tief durchatmete, um sich zu beruhigen, und dabei den Mann beobachtete, der zum Ufer schwamm.

»Das kann er selbst tun, wenn er will. Er weiß unsere Adresse.« Ich ging zum Wagen zurück. »Aber er wird es nicht tun. Er wird den Kopf in den Sand stecken und hoffen, dass damit die Sache ausgestanden ist.«

»Und, ist sie das?«, fragte er, mir folgend.

»Bei weitem nicht«, antwortete ich vergnügt und machte die Mitfahrtür auf. »Er muss noch für Annie büßen, und das wird erst dann passieren, wenn er in jeder Zeitung dieses Landes dick und fett als Rassist angeprangert wird.« Ich setzte mich in den Wagen. »Komm schon«, rief ich, während ich mich anschnallte, »machen wir, dass wir hier wegkommen. Der Kerl ist gefährlich. Wenn er dich nicht anzeigen, heißt das noch lange nicht, dass er dir nicht bei nächster Gelegenheit das Genick bricht.«

Sam rutschte hinter das Steuer, ließ den Motor an und drehte sich in seinem Sitz herum, um den Wagen rückwärts auf die Straße hinauszufahren. »Den hätte ich vor zwanzig Jahren fertigmachen sollen«, sagte er und zog das Lenkrad herum. »Und ich hätte es auch getan, wenn ich ihm nicht geglaubt

hätte.«

»In Bezug auf Annie, meinst du?«

»Nein«, knurrte er. »In Bezug auf seine Behauptung, dass du hinter ihm her warst. Ich weiß, es klingt jetzt absurd, aber damals erschien es mir durchaus einleuchtend ... deine plötzliche Ablehnung mir gegenüber nach Annies Tod, deine stundenlangen Besuche auf dem Polizeirevier, deine Bereitschaft, mit ihm zu sprechen, aber nicht mit mir.« Er legte den ersten Gang ein und lenkte den Wagen auf die Straße hinaus. »Ich fing an zu glauben, er wäre mehr dein Typ als ich.«

»Ist doch klar«, sagte ich trocken und beugte mich zu ihm hinüber, um seinen Gurt festzumachen. »Er hatte ja schließlich alles, worauf ich bei einem Mann Wert lege – *Haare*, eine Uniform, ganz zu schweigen von einem Riesenschwanz, der jederzeit einsatzbereit war.«

Er lachte verlegen. »Ich meine es ernst. Ich war unglaublich eifersüchtig, aber ich dachte, nach der Geschichte mit Libby hätte ich bei dir nichts mehr zu melden. Dann bist du schwanger geworden, und ich habe mich nur gefragt, ob das Kind von mir ist oder von Drury – ich war so durcheinander, dass ich nur noch weg wollte, als du bereit warst, es noch einmal zu versuchen. Mein einziger Wunsch war das alles hinter mir zu lassen und noch einmal neu anzufangen.«

Ich war fassungslos. »Du hast geglaubt, Luke wäre von Drury?«

Er nickte.

»Um Gottes willen! Wie bist du denn darauf gekommen?«

Er nahm den Fuß vom Gaspedal und ließ den Wagen ausrollen. »Wir haben in dieser ganzen schrecklichen Zeit nur ein einziges Mal miteinander geschlafen«, sagte er seufzend, »und da habe ich dich dazu gezwungen, und du hast zu mir gesagt, du wolltest mich nie wiedersehen. Du hast mich wirklich gehasst in dieser Nacht – und ich konnte einfach nicht

glauben, dass aus etwas, was unter so viel Hass und Hässlichkeit geschehen war, etwas so Großartiges hervorgehen könnte.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber warum hast du denn nichts gesagt?«

»Weil es keine Rolle spielte«, antwortete er. »Ich habe Luke immer als meinen Sohn angesehen, ganz gleich, ob er es wirklich war oder nicht.«

Ich fühlte mich klein. Wären unsere Rollen vertauscht gewesen – hätte Libby ein Kind von Sam geboren –, so hätte ich nicht so großherzig sein können. »Aber natürlich ist er dein Sohn«, sagte ich und strich ihm mit dem Handrücken leicht über die Wange. »Du hättest niemals daran zweifeln sollen.«

Er neigte den Kopf zur Seite und hielt meine Hand auf seiner Schulter fest. »Ich habe auch schon lange nicht mehr daran gezweifelt – jedenfalls seit Toms Geburt nicht mehr. Die beiden waren einander ja so ähnlich.« Er lachte plötzlich. »Dann musstest du mich zum Mittagessen hierher schleppen, damit Drury dich anstarren konnte, und ich dachte, ist das der erste Schritt, dem Kerl beizubringen, dass mein Sohn in Wirklichkeit seiner ist?«

Ich zog heftig meine Hand weg. »Du hast gesagt, du hättest ihn nicht erkannt.«

Er gab wieder Gas. »Die Gesichter von Männern, die mich eifersüchtig machen, vergesse ich nie.«

»Solche Männer hat's doch gar nicht gegeben.«

»Das glaubst du.« Er beugte sich vor, um Feuchtigkeit von der Scheibe zu wischen. »Wo holen wir die Jungs ab?«

»Hinter der Drehbrücke.«

»Dann mach dich schon mal auf verlegenes Schweigen gefasst«, warnte er mich. »Ich habe gesehen, wie sie sich klammheimlich hinter einem der anderen Autos versteckt haben. Es ist also damit zu rechnen, dass sie jedes Wort gehört haben.«

»Ach, Mist«, sagte ich, plötzlich müde, und lehnte meinen Kopf nach hinten ins Polster. »Ich habe ihnen extra gesagt, sie sollen verschwinden.«

»Tja, da wird eben die Neugier gesiegt haben. Du kannst es ihnen nicht übel nehmen. Wir haben uns beide in letzter Zeit reichlich merkwürdig verhalten. Das könnte mit Danny zu Schwierigkeiten führen«, fügte er hinzu. »Und ich werde in Bezug auf Libby reinen Tisch machen müssen – warum ich gelogen habe – warum ich Annie einfach liegen gelassen habe. Es ist nur recht, dass sie die Wahrheit von mir erfahren.«

»So war das überhaupt nicht meine Absicht, Sam«, sagte ich und seufzte. »Ich wollte dich allein mit Drury konfrontieren, weil ich Angst hatte, du würdest mir nicht glauben, wenn ich es dir unvorbereitet erzählte.«

»Du hättest mir vertrauen sollen«, sagte er leichthin. »Ich habe mich verändert. Vor zwanzig Jahren schon.«

»Ich weiß.« Ich spürte die Tränen hinter meinen Augen. »Aber ich habe einfach nie den rechten Moment gefunden, um es dir zu sagen. Es tut mir Leid.«

»Mir nicht«, erklärte er, plötzlich voll lachenden Überschwangs. »Du hast mehr Courage als die meisten Leute, die ich kenne und es wird allmählich Zeit, dass die Jungs erfahren, was für eine außergewöhnliche Mutter sie haben.« Er schlug mit beiden Händen klatschend auf das Lenkrad. »Ich muss immer an dieses chinesische Sprichwort denken, mit dem Jock mir neulich kam. Es ist eine Variation zu dem Thema – ›Man muss nur warten können‹ – mit einem breiten Lächeln wandte er sich mir zu – »und es passt ganz ausgezeichnet auf die derzeitige Lage der Dinge.«

»Wie heißt es denn?«

»»Wenn du lange genug am Fluss sitzen bleibst, werden die Leichen all deiner Feinde vorbeitreiben.««

Vor diesem Abend glaubte ich immer, ich kenne den Mann, den ich geheiratet hatte, jetzt aber weiß ich, dass ich hundert

Jahre alt werden könnte und es mir trotzdem nicht gelingen würde die menschliche Natur in all ihren überraschenden Facetten zu begreifen Ich weiß nicht, was er zu den Jungen sagte, aber was es auch immer war, sie behandelten mich danach vierundzwanzig Stunden lang wie ein kostbares antikes Stück, bis ich schließlich aus reiner Frustration zu wettern begann und wieder Normalität einkehrte. Sorgfältig vermieden sie jede Bemerkung über die Slaters; sie begriffen, dass es ein Unterschied ist, ob man eine Narbe zeigt oder ertragen muss, dass sie von ständigem Befühlen wieder aufbricht.

Aber natürlich war das ein Thema, das man nicht ewig unter den Teppich kehren konnte, und so gestand mir Tom am Samstagabend, nachdem er sich eine Weile gekrümmmt und gewunden hatte, dass sie sich eigentlich mit Danny Slater zu einem Bier treffen wollten, nun aber nicht mehr sicher waren, ob sie an der Verabredung festhalten sollten. Sam und ich erklärten in schönem Einklang, Danny könne nichts für das, was sein Bruder und sein Vater mir angetan hatten, und es wäre nicht fair, ihm davon zu erzählen. Lasst ihm seine Ahnungslosigkeit, lautete unser Rat.

»Hat Dad dir schon gesagt, dass er Danny vielleicht den Stall als Atelier zur Verfügung stellen will?«, fragte Tom mich.  
»Vorausgesetzt natürlich, wir kaufen die Bude hier.«

»Im Augenblick ist das nur eine Idee«, erklärte Sam, »aber ich finde, er soll wissen, dass wir nicht nur Gutwetterfreunde sind.«

»Er müsste ziemlich primitiv hausen«, warf Luke ein, »weil Dad ihm nicht erlauben würde, im Haus seine Joints zu paffen. Aber er kann ja die alte Sattelkammer ausräumen und sich's da gemütlich machen. Strom gibt's auch, und die alten Pferdeboxen sind groß genug, dass man drin arbeiten kann. Er müsste nur noch versuchen, von einem der Steinbrüche kostenloses Material zu bekommen, und schon könnte er sich hier als Bildhauer niederlassen, ohne dabei gleich Pleite zu

gehen.«

Gespannt sahen sie mich an. Was hielt ich davon?

Ich nickte, lächelte und sagte, die Idee sei ganz prima. Aber ich wusste, dass sie niemals verwirklicht werden würde. Weil Danny mir niemals verzeihen würde, was ich schon bald seiner Familie antun würde.

Am folgenden Montag besuchte ich Michael Percy im Gefängnis auf Portland. Es war bedrückend, weil ich ständig daran denken musste, wie vergeudet so ein Leben hinter Mauern war. Der finstere Anblick des Gefängnisses, eine trutzige alte Festung, einsam auf hohem Fels mit Blick auf den Hafen, trug vielleicht das seine dazu bei, dass mich ein Gefühl von Sinnlosigkeit und Verschwendug beschlich. Jedenfalls nahm ich die Isolation von der Außenwelt sehr stark wahr und fragte mich, ob es den Insassen ähnlich erging.

Das Wetter war stürmisich, und der Wind riss an meinem Haar und meinen Kleidern, als ich einer Schar ähnlich windgepeitschter Gestalten folgend von meinem Wagen zum Haupttor eilte. Ich hielt mich hinter der Gruppe, nicht bereit, meine Unsicherheit vor diesen Leuten zu zeigen, die, nach ihrem selbstverständlichen Verhalten zu urteilen, bestimmt schon hundertmal hier angestanden hatten, um ihre Besuchserlaubnis vorzulegen.

Ich dachte an Bridget, die sich Monat für Monat, Jahr für Jahr dieser Prozedur unterzog, und fragte mich, ob die Besuche für sie Anlass zur Freude waren oder ob sie sie eher deprimierten. Ich selbst wurde von einer Wiederkehr der Agoraphobie von vor zwanzig Jahren erschreckt, als ich, in ständiger Angst, beobachtet zu werden, unfähig gewesen war, auch nur einen Schritt aus dem Haus zu gehen. Vielleicht hatte es mit den Uniformen der Vollzugsbeamten zu tun oder mit der körperlichen Berührung bei den Durchsuchungen oder mit der Tatsache, dass ich an einem Tisch sitzen und warten musste, bis Michael zu mir geführt wurde. Ganz gleich, ich hatte

ständig das Gefühl, dass aller Blicke auf mich gerichtet waren und dass diese Blicke voller Feindseligkeit waren.

Sein Erscheinen war eine Erleichterung, und ich sah ihm freundlich entgegen, als er sich mir näherte. Neigung lässt sich eben nicht erklären, dachte ich. Er war so schlimm wie Alan, wenn nicht schlimmer, und trotzdem mochte ich ihn. Da erging es mir wie Wendy und Bridget und vermutlich jeder anderen Frau, die mit ihm in nähere Berührungen kam. Mit einem scheuen Lächeln reichte er mir die Hand.

»Ich war gar nicht sicher, dass Sie kommen würden.«

»Ich hatte es Ihnen doch versprochen.«

»Ja, schon, aber nicht jeder hält, was er verspricht.« Er setzte sich auf den Stuhl auf der anderen Seite des Tisches und sah mir forschend ins Gesicht. »Ich hätte Sie nicht erkannt, wenn man mir nicht gesagt hätte, dass Mrs. Ranelagh mich erwartet.«

»Ja, ich habe mich wohl ein wenig verändert.«

»Das kann man sagen.« Er neigte den Kopf zur Seite und sah mich prüfend an, und mir wurde plötzlich bewusst, dass es den vierzehnjährigen Jungen nicht mehr gab und dies ein fünfunddreißigjähriger Mann mit einer schwierigen Familiengeschichte und einer ausgewiesenen Neigung zur Gewalt war. »Hat das einen bestimmten Grund?«

»Ich hab die Frau damals nicht besonders gemocht«, sagte ich aufrichtig.

»Was war denn an ihr nicht in Ordnung?«

»Viel zu selbstgefällig.« Ich lächelte. »Ich habe beschlossen, mir nichts mehr vormachen zu lassen.«

Er lachte. »Ich wette, da hat Ihr Mann aufgemerkt.«

Ich fragte mich, ob er von Sam und Libby gewusst hatte, oder ob seine Begabung, die Dinge zu durchschauen, seit der Schulzeit noch gewachsen war.

»Es war auf jeden Fall nützlich«, sagte ich und musterte ihn nun meinerseits. »Sie haben sich überhaupt nicht verändert, auch wenn Mrs. Stanhope, die Pfarrersfrau, behauptet, sie hätte

Sie nach der Fotografie in der Zeitung nicht erkannt. Sie hofft immer noch, dass ein anderer Michael Percy das Postamt überfallen hat.«

Er strich sich mit der flachen Hand über das kurzgeschorene Haar. »Haben Sie sie aufgeklärt?«

»Das brauchte ich gar nicht. Ich bin sicher, sie weiß es.«

Er seufzte. »Sie war immer sehr nett zu mir. Ich kann mir vorstellen, dass sie total enttäuscht war, als sie hörte, dass ich in den Knast gekommen bin, weil ich eine Frau mit der Pistole geschlagen hab.«

»Das glaube ich nicht. Sie macht sich keine Illusionen über Sie.«

»Wissen Sie, dass sie mir mal vorgeschlagen hat, mich zu adoptieren? Ich hab sie ausgelacht. Da wär ich ja vom Regen in die Traufe gekommen. Auf der einen Seite war meine Mutter, der es scheißegal war, ob ich nach Hause kam oder nicht – und auf der anderen war der Pfarrer, der mir dauernd Vorträge darüber hielt, wie Jesus mein Leben verändern könnte. Mrs. Stanhope war die Einzige, die halbwegs vernünftig war, aber sie wollte mich immer umarmen und drücken, und da war ich nicht gerade scharf drauf.« Er beugte sich vor, wie um uns zu einer Einheit zusammenzuschließen, von der das Stimmengewirr rundherum abprallte. »Ich hätt nichts dagegen gehabt, wenn *Sie* mich mal umarmt hätten.« Mit einem Augenaufschlag und belustigtem Blick sah er mich an. »Aber Sie machten nie die geringsten Anstalten.«

»Ich wäre auf der Stelle rausgeflogen.«

»Sie sind aber nicht rausgeflogen, als Sie Alan Slater in den Arm genommen haben.«

»Wann habe ich Alan in den Arm genommen?«

»Als er damals so fürchterlich geheult hat, weil die Schulschwester wieder Läuse bei ihm im Haar gefunden hatte. Sie haben ihm den Arm um die Schulter gelegt und gesagt, Sie würden ihm ein Shampoo geben, mit dem er die Biester

loswerden würde. Für mich haben Sie das nie getan.«

Ich konnte mich an diese Geschichte nicht erinnern – meiner Erinnerung nach hatte ich Alan nur ein einziges Mal den Arm um die Schultern gelegt –, und ich fragte mich, ob Michael mich nicht mit einer anderen Lehrerin verwechselte.

»Hatten Sie denn jemals Läuse? Sie sahen immer so blitzsauber und ordentlich aus, während der arme Alan meistens einen Geruch verbreitete, als wäre er gerade aus der Kloake heraufgekrochen.«

»Er war ein Dreckschwein«, sagte Michael wegwerfend. »Ich hab ein paarmal in der Apotheke Prioderm für ihn geklaut, aber er war zu faul, es zu benutzen, bis dann die Schwester wieder Nissen in seinem Haar gefunden hat.« Er sah mich mit einem schiefen Lächeln an. »Es hat mich immer unheimlich geärgert, dass alle mich so adrett und sauber fanden und Alan bemitleideten, weil er aus so einer beschissenen Familie kam. Ich hab mit sechs Jahren angefangen, meine Kleider selbst zu waschen, aber die Anerkennung hat immer nur meine Mutter eingeheimst.«

Flüchtig schoss mir die Frage durch den Kopf, ob die Umarmung, die der eine von mir bekommen hatte und der andere nicht, daran schuld war, dass der eine in ein geregeltes Leben gefunden hatte und der andere fünfzehn Jahre absitzen musste. »Die meisten Leute glaubten, sie wäre eine bessere Mutter als Maureen«, sagte ich, »aber eine Referenz war das natürlich noch lange nicht. Auf einer Skala von eins bis zehn hätte Maureen null Punkte bekommen.«

»Aber sie war wenigstens keine Nutte«, sagte er bitter. »Das haut ganz schön rein, wenn die eigene Mutter eine Nutte ist. Wussten Sie das damals?«

»Ich wusste gar nichts, Michael. Ich war sehr naiv und sehr dumm, und wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich alles anders machen.« Ich sah ihn einen Moment lang schweigend an. »Sie waren zu weit für Ihr Alter«, sagte

ich behutsam. »Von Alan fühlte ich mich nie auf die Weise bedroht, wie ich mich von Ihnen bedroht fühlte. Ich glaubte nicht, dass Sie sich mit einer freundlichen Umarmung begnügen hätten.«

Sein Lächeln wurde breiter. »Sie wären mir vielleicht nicht genug gewesen, aber ich hätte viel zu viel Angst gehabt, um was zu tun.«

»So habe ich Sie damals nicht gesehen«, sagte ich mit einem kleinen Lachen. »Sie haben die Frauen förmlich gewittert, die für Sie anfällig waren – wie Wendy Stanhope. Sie bekommt immer so einen melancholischen Blick, wenn sie von Ihnen spricht. Ich bezweifle, dass ihre Gefühle rein mütterlicher Natur waren.«

»Wie war es mit Ihnen?«

»Keine Ahnung. Ich habe nie darüber nachgedacht.«

»Aber Sie haben mich gemocht?«

Ich hätte gern gewusst, warum das so wichtig war.

»O ja.«

»Und Alan? Haben Sie den gemocht?«

»Nein«, antwortete ich mit Entschiedenheit.

»Aber er war scharf auf Sie«, sagte er. »Er hat immer damit angegeben, dass Sie die Finger nicht von ihm lassen könnten. Sie hätten damals, als Sie ihn an Ihrer Handtasche erwischten, nur deshalb nicht die Polizei geholt, weil Sie Angst gehabt hätten, er würde bei den Bullen über den heißen Sex auspacken, den er mit Ihnen hatte.« Er musterte scharf mein Gesicht, und was er sah, schien ihn zu beruhigen. »Ich hab immer gewusst, dass das nur ein Haufen Stuss war, aber trotzdem hat's mir gestunken, wenn ich gesehen hab, wie Sie sich bemüht haben, nett zu ihm zu sein.«

Ich sagte nichts.

»Und Sie täuschen sich, wenn Sie meinen, er wäre ein harmloses kleines Bürschlein gewesen«, fuhr er fort. »Der hatte überhaupt nichts anderes im Kopf als Sex. Ich weiß, dass er

immer Pornohefte geklaut und die Bilder angeschaut und sich dabei dumm und dämlich gewichst hat. Eigentlich war's urkomisch – bis es ihm plötzlich nicht mehr genug war. Eines Tages hat er sich Rosie geschnappt, Bridgets Schwester, und gesagt, er würde es mit ihr machen, und als sie nicht wollte, hat er sie einfach auf den Boden geschmissen und es trotzdem gemacht. Sie war erst zwölf, die arme Kleine, und es hat wochenlang nicht aufgehört zu bluten.« Sein Mund wurde schmal vor Zorn bei der Erinnerung. »Aber sie hatte solche Angst, dass sie keinem Menschen außer mir was davon gesagt hat. Ihre Mutter war krank, und ihr Vater war nie da. Da hab ich mich um sie kümmern dürfen. Ich hab Alan vertrimmt, bis er nicht mehr kriechen konnte, und hab ihm gesagt, wenn er so was noch mal täte, würd ich ihn umbringen.«

»Wie alt waren Sie da?«

»Fünfzehn. Es war nicht allzu lange, nachdem Sie weggezogen waren.«

»Und hat er es wieder getan?«

Michael zuckte die Achseln. »Wenn ja, hab ich es nie erfahren. Ungefähr eine Woche später ist er mit einem Baseballschläger auf seinen Vater losgegangen – es war beinahe so, als wär plötzlich sein Hirn explodiert, und es wär eine Sprechblase mit den Worten, ›Hey, ich hab jetzt Kraft genug, um es mit Typen wie dir aufzunehmen‹ rausgekommen. Danach hat ihn Sex anscheinend nicht mehr so brennend interessiert.«

Ich versuchte, die Ereignisse zeitlich einzuordnen. »Seine Frau hat mir erzählt, Sie beide wären sich Bridgets wegen in die Haare geraten.«

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben uns nur das eine Mal geprügelt, und das war wegen Rosie.«

»Sie hat mir erzählt, Alan wäre in Bridget vernarrt gewesen und hätte Sie eines Tages mit ihr im Bett ertappt. Da hätte er Sie halb tot geprügelt und wäre dafür in der Jugendstrafanstalt

gelandet.«

»Das muss er geträumt haben.« Er runzelte verwundert die Stirn. »Für Bridget hat er nach der Geschichte mit ihrer Schwester überhaupt nicht mehr existiert. Wieso erzählt er solchen Quatsch? Wem will er was vormachen?«

»Beth vielleicht?«, meinte ich. »Seiner Frau.«

»Aber warum?«

»Keine Ahnung.«

»So ein Idiot. Es ist immer besser, die Wahrheit zu sagen« –, er lachte, als er sich selbst hörte – »auf jeden Fall, *nachdem* man erwischt worden ist. In so einer Umgebung wie hier lässt sich nichts lange geheim halten.«

Ich sah mich in dem Raum um. Überall Häftlinge und ihre Familien, redend, lauschend, unter ständiger Beobachtung der Wärter. Ja, ich konnte mir das gut vorstellen. In einem Goldfischglas gab es keine Geheimnisse. Und ich fragte mich, welcher Art die Kontrolle war, die Maureen Slater über ihre Familie ausübte, dass bis heute kein Sterbenswörtchen über Alans Verworfenheit herausgekommen war.

*Brief von John Howlett, Tierschutzbeauftragter  
mit derzeitigem Wohnsitz in Lancashire,  
aus dem Jahr 1999*

*White Cottage  
Littlehampton  
Nr Preston.  
Lancashire*

Mrs. M. Ranelagh  
Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr Dorchester  
Dorset DT2XXY

11. August 1999

Liebe Mrs. Ranelagh,

Ihr Schreiben war mir eine große Erleichterung. Die schrecklichen Funde, die wir damals in Miss Butts Haus machten, haben mir immer Kopfzerbrechen bereitet, und ich bin dankbar für die Aufforderung, die Sache aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Sie haben Recht, ich hatte vor Miss Butts Tod *niemals* Anlass, sie der Tierquälerei zu verdächtigen. Dr. Arnold war der Auffassung, Miss Butts sei in den Tagen vor ihrem Tod bestohlen worden, und hielt dies für die Ursache des rapiden Verfalls ihrer Lebensumstände, dessen Auswirkungen wir am 15.11.1978 vorfanden. Zwar fand ich diese Theorie recht einleuchtend, sie schien mir jedoch keine ausreichende Erklärung für die Anzahl und/oder den Zustand der im Haus vorhandenen Katzen. Die Polizei vertrat die Ansicht, Miss Butts sei eine schwierige, geistig gestörte Frau gewesen, die offensichtlich nicht fähig gewesen war, für sich selbst zu sorgen. Angesichts der Zustände im Haus sah die

Polizei sich in dieser Überzeugung nur bestätigt. Es lohnt sich vielleicht, an dieser Stelle zu erwähnen, dass Sergeant Drury mir eine Stunde vor der geplanten Hausbesichtigung mitteilte, es befänden sich mehr als zwanzig Katzen auf dem Anwesen. Als ich die genannte Zahl in Zweifel zog und sagte, dass meiner Erfahrung zufolge nie mehr als sieben Katzen im Haus gewesen waren, erklärte er, sie basiere auf Informationen, die er von Nachbarn erhalten hatte.

Ich mache mir heute Vorwürfe, dass ich nicht nachgefragt habe, wieso die Nachbarn so präzise Angaben machen konnten, aber in der Rückschau ist man ja immer klüger. Damals waren mein Kollege und ich so entsetzt über das, was wir vorfanden, dass wir uns einzig darauf konzentrierten, die Tiere soweit möglich zu retten. Wäre Miss Butts noch am Leben gewesen, so hätten wir versucht, sie wegen Tierquälerei zu belangen; so aber überließen wir Sergeant Drury die Pflicht, Fragen zu stellen. Ich weiß, dass Dr. Arnold hinsichtlich seiner Arbeit in diesem Fall schwerste Bedenken hatte – und Ihrem Schreiben nach zu urteilen, trifft das auch auf Sie zu –, aber der Gerechtigkeit halber muss ich sagen, dass er über die Zustände im Haus so entsetzt war wie wir und mehrmals sagte: »Ich hätte ihnen glauben sollen.« Ich vermute, damit bezog er sich auf ihre Nachbarn, die er stets als »Gesindel« zu bezeichnen pflegte. Ich erwähne das nur, um Ihnen ins Gedächtnis zu rufen, dass er sich, genau wie wir, vor einer Situation gestellt sah, die zwar *unerwartet* war, aber tatsächlich alles bestätigte, was über Annie gesagt worden war.

Nun zu den einzelnen Fragen in Ihrem Schreiben: Miss Butts sagte, ihre rote Katze sei an »Herzversagen« gestorben. Sie war sehr verstört über den Tod des Tieres und fragte mich mehrmals, ob ich glaube, dass Katzen den Schmerz genauso spüren wie wir Menschen. Ich sagte, dass ich das nicht wisse. Die meisten noch lebenden Katzen waren unterernährt – bis auf die sechs, die ich als die ihren erkennen konnte. Mehrere der

Straßenkatzen hatten kahle Stellen rund um die Mäuler, aber beinahe in jedem Fall begann das Fell nachzuwachsen. Es gab leider keinerlei Hinweise darauf, dass »man sich bemüht hatte, ihnen zu helfen«. Eher war das Gegenteil der Fall; die einzige vernünftige Hilfsmaßnahme wäre ein Besuch beim Tierarzt gewesen. Wenn allerdings Ihre Vermutung zutrifft, dass nicht Miss Butts, sondern andere Leute den Katzen die Mäuler verklebt hatten, dann wären die Entfernung der Klebestreifen sowie die Einkäufe von Hühnerfleisch, Milch usw. eindeutig ein Hinweis darauf, dass versucht wurde, ihnen zu helfen. Miss Butts' eigene Katzen waren in deutlich besserem gesundheitlichen Zustand als die restlichen Tiere.

Es ist leider unmöglich zu sagen, wie lange die Mäuler der Kater verklebt gewesen waren, schon allein deshalb, weil sie in so entsetzlicher Verfassung waren, als wir sie fanden. Ich stimme jedoch Ihrer Ansicht zu, dass Miss Butts sie wohl kaum wehrlos gemacht hätte, nur um sie dann wieder zu befreien.

Wenn Ihre Vermutung stimmt, dass nicht Miss Butts die Tiere so grausam misshandelt hat, dann wurden die kranken Katzen wohl bewusst ins hintere Schlafzimmer eingesperrt, um die schwachen Tiere vor den anderen zu schützen. Beweisen lässt sich das jedoch leider nicht, da es keine Möglichkeit gab festzustellen, ob die Katzen eingesperrt wurden, nachdem sie gebissen und gekratzt worden waren oder vorher.

Angenommen, das oben Ausgeführte trifft zu, dann ist sicher nicht auszuschließen, dass die gesunden Katzen die kranken töteten und dass die, welche mit gebrochenem Genick gefunden wurden, aus Barmherzigkeit getötet worden waren. Aber wenn Miss Butts die kranken Kater eingesperrt hat, um sie vor den anderen Tieren zu schützen, so kann gut sein, dass die eingesperrten Katzen sich gegenseitig angegriffen haben. Ich halte es, wie Sie, durchaus für möglich, dass Miss Butts die Katzen im Haus eingesperrt hat – und in Kauf genommen hat, dass sie die Böden verunreinigten –, um sie *vor einer größeren*

*Gefahr, die ihnen im freien drohte, zu schützen.*

Nochmals: Der Gedanke, dass Miss Butts versuchte, die Katzen zu retten, und nicht etwa eine Tierquälerin war, erleichtert mich sehr, wenn ich auch fürchte, Sie werden Schwierigkeiten haben, Ihre Theorie zu beweisen.

Mit den besten Wünschen für erfolgreiche Bemühungen,  
John Howlett

## 23

Ich fragte Michael, wann er Alan das letzte Mal gesehen habe.

»Nach der Geschichte mit Rosie ist der Kontakt zwischen uns abgerissen.« Er strich sich sinnend das Kinn. »Wenn ich mich recht erinnere, habe ich ihn ungefähr von 1980 an nicht mehr zu Gesicht bekommen – aber ich war selbst die meiste Zeit im Knast, das ist wahrscheinlich die Erklärung dafür.« Er schüttelte den Kopf.

»Schon schlimm, wenn man sich's mal überlegt.«

»Was?«

»Dass unsere beiden Familien in der ganzen Straße die einzigen waren, wo's immer Ärger gab. Wir hatten die gleichen Chancen wie alle anderen, aber wir haben sie nicht genutzt. Können Sie sich vorstellen, dass wir zusammen über zwanzig Jahre gesessen haben müssen – Derek und ich und Alan?«

»Tja, die Macht der Gewohnheit«, sagte ich. »Genau. Wie bei Rosie.«

»Wieso? Was ist ihr denn passiert?«

»Sie ist an einer Überdosis gestorben. Vor fünf Jahren, in Manchester«, sagte er bitter. »Irgend so ein Scheißdealer hat ihr ungestreckten Stoff verkauft, es war also wahrscheinlich ein Unfall und kein Selbstmord. Sie hat mit einer Bande Hausbesetzer in irgendeiner abbruchreifen Bude gehaust. Die Polizei hat ihre Leiche am Tag, nachdem ihre Kumpel das Haus geräumt hatten, unter einer Matratze gefunden. Ihren Berechnungen zufolge war sie da schon drei Tage tot, aber keinen von ihren Kumpeln hat das gekümmert – die haben sie einfach liegen lassen.«

»Das tut mir Leid.«

Er nickte. »Ja, es war ganz schön traurig. Bridget hat immer wieder versucht, sie in einem Therapieprogramm unterzubringen, aber Rosie konnte ohne den Stoff nicht leben.

Sie sagte immer, sie würde mal an einer Überdosis krepieren, und so ist es ja dann auch gekommen. «

»Was hat Ihr Vater dazu gesagt?«

»Gar nichts. Ich bin nicht mal sicher, ob er überhaupt weiß, dass sie tot ist. Die Mädchen haben den Kontakt zu ihm abgebrochen, nachdem er zu meiner Mutter gezogen war.«

»Hätten Sie es ihm nicht sagen können?«

»Bestimmt nicht. Der hat mich doch rausgeschmissen, als er sich bei uns einquartiert hat. Da hab ich mich dann mit Rosie und Bridget zusammengetan.« In plötzlichem Zorn stieß er beide Hände zwischen seine Knie. »Er hasst mich. Er hat meiner Mutter eingeredet, dass ich nichts tauge«, sagte er mit Erbitterung, »obwohl ich der Einzige war, der sich um sie gekümmert hat, als es darauf ankam.«

»Wann war das?«

Er wandte sich ab, sodass ich sein Gesicht nicht sehen konnte. »Das ist nicht wichtig.«

Ich war vom Gegenteil überzeugt, hielt es aber für sinnlos, ihn zu drängen, da er offensichtlich nicht darüber sprechen wollte. »Was haben Sie denn getan, um sich solchen Hass von Geoffrey Spalding zuzuziehen?«

»Ich hab Rosie und Bridget gesagt, dass er bei meiner Mutter Stammkunde war. Er war ein ganz falsches Schwein – hat sich immer als den großen Heiligen hingestellt, der seine Arbeit aufgegeben hatte, um sich um seine kranke Frau zu kümmern, und in Wirklichkeit war er die ganze Zeit bei uns drüben. Die Mädchen haben sich ganz allein um ihre Mutter gekümmert. Geoff hat keinen Finger gerührt und sich höchstens beschwert, wenn sein Abendessen zu spät auf dem Tisch stand. Vivienne war eine nette Frau. Ich hab nachmittags oft bei ihr gesessen, Und es hat mich immer total wütend gemacht, wenn sie Geoff in den Himmel gehoben hat, als wäre er der beste Ehemann der Welt.«

»Hat sie nie von seiner Beziehung zu Ihrer Mutter

erfahren?«

»Ich glaube nicht. Ich glaube, er hat ihr bis zum Ende was vorgelogen. Die Mädchen und ich haben ihr jedenfalls nie was gesagt. Das hätten wir gemein gefunden.«

Schweigen breitete sich zwischen uns aus, während ich überlegte, was ich als Nächstes sagen sollte, und augenblicklich drangen unerwünschte Geräusche auf uns ein – das heisere Geschrei der Möwen, das durch die offenen Fenster schallte – Gelächter – das Weinen eines Babys aus der Spiecke für die Kinder. Prompt platzte ich mit der einen Frage heraus, die ich eigentlich unbedingt hatte vermeiden wollen: »Was um Gottes willen tun Sie hier, Michael? Wie bringt ein offensichtlich gutherziger Mensch wie Sie es fertig, einen völlig unschuldigen Menschen wie diesen Fremden im Postamt brutal zusammenzuschlagen? Ich verstehe das nicht.«

»Ich brauchte das Geld«, sagte er schlicht, »und ich fand die Idee damals gut.«

»Und jetzt?«

Er lachte bitter. »Jetzt finde ich, dass ich in meinem ganzen Leben nichts Dümmeres getan hab. Ich wollte ihr ja eigentlich auch nur Angst machen – ihr die Pistole an den Kopf drücken –, aber dann hat sie angefangen zu schreien, und ich hab einfach durchgedreht.« Er schwieg düster grübelnd. »Sie hat mich an Alans Mutter erinnert«, sagte er unvermittelt. »Dieses gemeine Gesicht – drum hab ich zugeschlagen. Ich hab diese Frau wirklich gehasst. Sie war diejenige, die immer alle aufgemischt hat.«

»Wie denn?«

»Ach, nur so«, sagte er, bevor er sich wieder in Schweigen zurückzog.

Ich wechselte das Thema und fragte ihn, was er damit gemeint hatte, als er in einem seiner Briefe schrieb, Bridget habe ihr Haar bei mir in den Briefkasten gesteckt, um ein »Opfer« zu bringen. »Wozu sollte das Opfer denn gut sein?«,

fragte ich.

Über Bridget zu sprechen fiel ihm leichter. »Ach, das sollte Sie für die ganzen schlimmen Sachen entschädigen, die man mit Ihnen damals angestellt hat«, erklärte er. »Sie hatten einmal zu ihr gesagt, Sie wünschten, Sie hätten Haare wie sie, und da hat sie gedacht, wenn sie Ihnen die Haare schenkt, dann hört der ganze böse Zauber auf.« Er lächelte über meine Miene. »Ja, okay, es war schon ein bisschen irre, aber sie hatte immer so verrückte Ideen. Einmal hat sie ihrer Mutter eine Riesenladung rohe Zwiebeln ins Zimmer gestellt, weil sie irgendwo gelesen hatte, dass Zwiebeln Krankheiten absorbieren, aber es hat so gestunken, dass Vivienne überhaupt nicht schlafen konnte.«

»Soweit ich weiß, soll das bei Erkältungen wirken«, sagte ich zerstreut, während ich über seine Erklärung zu dem »Opfer« nachdachte. »Wieso glaubte Bridget denn, dass mir schlimme Dinge geschähen?«

»Sie haben die ganze Zeit so verschreckt ausgeschaut«, erklärte er sachlich. »Als wär irgendwas in Ihrem Leben total beschissen.«

»Wussten Sie auch, was es war?«

Ein Schatten verdunkelte flüchtig sein Gesicht. »Wir dachten, dass sie mit Ihnen das Gleiche machten, was sie mit Annie gemacht hatten.«

»Wer?«

»Die Slatters. Ich hab mal gesehen, wie Alans Vater sie vom Bürgersteig schubsen wollte – und seine Mutter hat Sie immer beschimpft und gesagt, Sie würden den Niggern in den Hintern kriechen, und in Amerika wären Sie längst gelyncht worden, so wie Sie reden.«

»Und *Ihre* Mutter? War sie der gleichen Meinung wie Maureen?«

Wieder wendete er sich ab, als würde er über seine Mutter am liebsten überhaupt nicht sprechen. »Ich weiß es nicht«,

sagte er kurz. »Wir haben nie drüber geredet.«

»Haben Sie über Annies Tod geredet?«

»Nein.« Noch kürzer.

»Warum nicht?«

»Was gab's da groß zu reden? Mensch, wir waren froh, dass sie weg war. Für meine Mutter hieß das, dass sie mehr Kunden annehmen konnte, ohne ständig durch die Wand beschimpft zu werden. Und das war das Einzige, was sie interessierte«, schloss er mit bitterer Verachtung, »diesen Blödmännern das Geld aus der Tasche zu ziehen.«

»Es war ein Teufelskreis«, erklärte ich ihm. »Je aggressiver Sie oder die Slaters gegen Annie wurden, desto schlimmer wurde es auch mit ihr. Sie wäre vielleicht fähig gewesen, sich in ihrer Sprache zu beherrschen, wenn Sie sie in Frieden gelassen hätten, aber als Sie dann auch noch in ihre Privatsphäre eindrangen und ihr Angst machten, war es natürlich völlig vorbei.«

Er zuckte die Achseln. »Meine Mutter hat immer gesagt, sie gehört in eine Klapsmühle.«

»Ja, damit sie selbst sich überlegen fühlen konnte«, murmelte ich. »Es machte sie wütend, als ›Hure‹ bezeichnet zu werden – weil sie genau das war. Es machte die Slaters wütend, als ›weißes Pack‹ bezeichnet zu werden – weil sie genau das waren.«

Er pfiff überrascht durch die Zähne, als wäre das freundliche Bild, das er bisher von mir gehabt hatte, plötzlich zerstört worden. »Das ist aber ein bisschen hart.«

»Meinen Sie?«, fragte ich ruhig. »Ich fand Annie immer unglaublich großmütig. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, ich hätte bestimmt viel härtere Worte gewählt, um Lumpengesindel zu beschreiben, das sich einen Spaß daraus macht, Katzen zu foltern.«

Er zuckte zusammen.

»Haben Sie und Alan es getan?«, fragte ich. »So etwas

Brutales würde ich Ihnen ohne weiteres zutrauen – erst einem kleineren und schwächeren Wesen Schmerz zufügen und dann die traurigen Überreste Annie vor die Tür legen, um zu sehen, wie sie reagiert. Was hat Sie auf die Idee gebracht, Derek, als er die rote Katze umbrachte? Oder hat Maureen da gelogen, um Alan zu decken?«

»Gott verdamm mich!«, rief er zornig auffahrend. »Und da fragen Sie noch, warum ich dieses Miststück hasse? So was von krank! Alan hat immer gesagt, sie hätte einen Hirnschaden, weil sein Vater sie dusslig geschlagen hat, aber ich glaube, es war genau umgekehrt. Die Frau war von Anfang an krank, und deswegen ist der arme Hund auf sie losgegangen.« Mit aggressiver Bewegung beugte er sich vor. »*Maureen* hat die Katze umgebracht – und sie hat's genossen. Alan musste das Vieh auf dem Küchentisch festhalten, und sie hat ihr mit dem Baseballschläger das Hirn zu Brei geklopft. Und als Alan zu heulen anfing, weil er Tiere wirklich gern hatte, ist sie auf ihn losgegangen und hat gesagt, er solle bloß nicht auf die Idee kommen, sie zu verraten, sonst würde sie die nächste Katze an den Zaun nageln und ihn zwingen, dabei zuzusehen.«

Es war, als wäre eine Schleuse geöffnet worden. Als Michael einmal angefangen hatte, seinem Hass auf Maureen Luft zu machen, konnte er nicht mehr aufhören. Er erzählte, was für eine grausame Mutter sie gewesen war, wie übermäßig sie getrunken hatte, wie sie ihn und seine Mutter beschimpft und schlecht gemacht hatte. »Es macht mich krank, wenn ich dran denke, was die sich alles geleistet hat, ohne dass ihr jemand auf die Schliche gekommen ist«, sagte er zum Schluss verbittert. »Es ist doch ein Witz, dass sie draußen ist, und ich und Derek sitzen.«

»Was hätte man ihr denn vorwerfen können?«

»Gewalt gegen ihre Kinder, um nur eines zu nennen.«

»Dass sie Annie umgebracht hat?«

Er antwortete nicht gleich. »Alles, was ich weiß«, sagte er

dann, »hab ich Ihnen in meinem Brief geschrieben. Als ich in der Nacht aus der Spielhalle nach Hause kam, hörte ich, dass die verrückte Annie tot war, weil sie auf der Straße angefahren worden war.«

Ich nickte, als glaubte ich ihm. »Wussten Sie, dass die Slaters später in Annies Haus gingen und es ausplünderten?«

»Rosie kriegte das spitz, als die Polizei davon redete, dass Annie bettelarm gewesen wäre«, bekannte er. »Sie meinte, wir sollten was sagen, aber ich wollte nicht erklären, woher wir wussten, was Annie im Haus hatte.«

»Hat Alan Ihnen mal davon erzählt?«, fragte ich neugierig. »Sie beide waren damals doch unzertrennlich. Hat er nicht vor Ihnen damit angegeben, wie schlau sie das angestellt hatten?«

»Nein.«

»Es war nämlich tatsächlich schlau, Michael«, fügte ich hinzu. »Alan und Derek allein hätten das nie so schlau eingefädelt. An die kleinen Extras, die gewissermaßen das Tüpfelchen auf dem I waren, hätten sie überhaupt nicht gedacht. Es war ihnen nie eingefallen, das Wasser abzustellen – oder die Böden zu beschmutzen, um den Eindruck von Verwahrlosung zu vermitteln. Ich habe mich immer gefragt, warum das überhaupt nötig war? Es sei denn, der Geruch von menschlichem Urin war stärker als der von Katzenurin und verlangte eine Erklärung.«

Er schüttelte den Kopf, aber es war nicht zu erkennen, ob er damit sagen wollte, er wüsste nicht, wovon sie redete, oder ob es heißen sollte, dass er nicht bereit war, die Frage zu beantworten. Auf jeden Fall begann er plötzlich krampfhaft nach einem Beamten Ausschau zu halten, der ihn vor mir retten würde; es war klar, dass ihm dieses Thema so unangenehm war wie Gespräche über seine Mutter.

Entschlossen machte ich weiter. »Sie haben vorhin gesagt, es sei ein Witz, dass Derek im Gefängnis ist«, sagte ich. »Heißt das, dass er im Augenblick in Haft ist?«

»Er hat im Februar achtundneunzig zwei Jahre gekriegt. Ein Typ in meinem Trakt war in Pentonville mit ihm in einer Zelle, bevor er hierher verlegt wurde. Er meint, dass Derek nicht mehr lang zu leben hat. Seine Leber ist vom Alkohol völlig hinüber, und die eine Gehirnzelle, die er noch übrig hat, reicht ihm gerade mal, um sich an seinen Namen zu erinnern.«

»Wann soll er entlassen werden?«

Er rechnete rasch im Kopf. »Er hat bestimmt die Hälfte abgesessen, also wird er inzwischen raus sein – immer vorausgesetzt, dass er nicht schon tot ist.«

»Weswegen wurde er verurteilt?«

»Einbruch«, antwortete Michael unbewegt. »Immer das Gleiche. Es ist echt zum Kotzen.«

»Warum finden Sie es zum Kotzen?«

Sein Seufzen kam unerwartet. »Die sollten ihn lieber was lernen lassen, anstatt ihm endlose Strafen aufzubrummen. Das bringt doch nichts. Als ich im Scrubbs in Untersuchungshaft saß, war er auf dem selben Stockwerk. Er ist Analphabet – er bringt mit Mühe und Not ein ›D‹ und ein ›E‹ für seine Unterschrift fertig, aber mit dem R und dem K kommt er überhaupt nicht zu Rande. Ich hab ein paar Briefe für ihn an seine Kinder geschrieben, aber die Einzige, die geantwortet hat, war Sally, und die hat sich auch nur gerührt, weil sie gedacht hat, er hätte irgendwo Kohle versteckt. Widerlich war das. Der arme Kerl wollte ihnen nur sagen, dass er sie liebt, aber für die hat er gar nicht existiert.«

Ich war erstaunt. »Aber früher, als Sie noch ein Kind waren, haben Sie ihn doch gehasst.«

Michael zuckte die Achseln. »Deswegen kann er mir doch trotzdem Leid tun. Mir ist klar geworden, wie eingeschränkt man in seinem Leben ist, wenn man nicht lesen und schreiben kann. Das ist ziemlich erschreckend. Ich meine, man kann sich ja nicht um eine Arbeit bewerben, wenn man nicht mal das Bewerbungsformular unterschreiben kann – und die Leute

behandeln einen alle wie den letzten Dreck, wenn sie glauben, dass man von Tuten und Blasen keine Ahnung hat. Ich denke, dass Derek nur deshalb so ein brutaler Schläger geworden ist. Das war doch für ihn die einzige Möglichkeit, sich bei anderen Respekt zu verschaffen – sie zu prügeln und ihnen Angst einzujagen.«

»Bringt er das als Entschuldigung vor?«

»Nein. Auf dem Trip ist er nicht. Vielleicht ist das der Grund, warum er mir Leid tut. Er hat mir ein bisschen was von seiner Kindheit erzählt – er ist im Heim gelandet, weil seine Mutter ihn nicht haben wollte, dann ist er abgehauen und hat sich auf der Straße rumgetrieben, bis er bei einem Ladendiebstahl geschnappt wurde und in der Jugendstrafanstalt landete. Deswegen ist er Analphabet geblieben, er ist nie lang genug zur Schule gegangen, um wenigstens die grundlegenden Dinge zu lernen. Da sieht man mal wieder, wie wichtig Liebe für Kinder ist. Wenn seine Mutter ihn gemocht hätte«, sagte er mit bekümmertem Gesicht, »dann wäre er vielleicht ein ganz ordentlicher Kerl geworden.«

Ich vermutete, dass er nicht nur von Derek sprach, sondern vor allem von sich selbst. »Jeder muss im Leben einmal mit Zurückweisung fertig werden«, sagte ich.

»Ja, aber wenn es einem als Kind passiert, ist es schlimmer«, entgegnete er düster. »Da kann doch was bei dir nicht stimmen, wenn nicht mal deine Mutter dich mag.« Er schwieg. »Derek meinte, er hätte Maureen nur geheiratet, weil sie ihn an seine Mutter erinnert hat«, sagte er plötzlich. »Er hat mir ein Schwarz-Weiß-Foto von ihr gezeigt, die Ähnlichkeit war echt verblüffend. Maureen war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten – spitz und schlitzäugig. Er hat sie Klapperschlange genannt.«

»Klapperschlange? Warum das denn?«

»Weil sie falsch war, wie er sagt, und ihm immer in den Rücken gefallen ist. Ich fand das ganz verständlich, bis ich merkte, dass er über alle Frauen so dachte. Das sind doch alles

Schlangen, sagte er immer, und Schlangen haben ihre eigenen Merkmale. Wenn man die giftigen nicht erkennt, ist man tot.«

»Inwiefern ist Maureen ihm in den Rücken gefallen?«

»Sie hat Alan aufgestachelt, sich mit ihm anzulegen. In dem Haus ist es zugegangen wie in einem Kriegsgebiet – monatelang. Wenn wir unsere Fenster offen hatten, konnten wir hören, wie da drüben die Fetzen flogen – das Gebrüll und die Beschimpfungen, die Schläge, das Krachen, wenn wieder irgendeiner gegen die Wand flog. Wirklich, kaum war Annie tot, da brach da drüben die Hölle los.«

»Wieso? Was hatte sich denn verändert?«

Michael schüttelte den Kopf. »Meine Mutter meinte, sie verhielten sich nur, wie es ihrer Art entspreche. Sie seien Schläger, und Schläger brauchten jemand, auf den sie einschlagen können – als hätten sie auf Annie eingeschlagen, solange die am Leben war, und jetzt, wo sie tot sei, schlügen sie sich eben gegenseitig die Schädel ein.«

Ich fand diese Argumentation ganz einleuchtend. Die Menschen halten nie so gut zusammen, wie wenn sie einen gemeinsamen Feind haben.

»Und wie oft landete Maureen im Krankenhaus?«

»Zwei- oder dreimal. Aber das hatte sie nicht Derek zu verdanken, sondern Alan. Der war überhaupt nicht mehr zu bändigen. Das war ungefähr um die gleiche Zeit, als er Rosie vergewaltigte. Derek hatte ihn in Schach gehalten, solange er konnte, aber als Alan fünfzehn wurde, war er fast einen Kopf größer als sein Vater und doppelt so breit. Derek ist seiner überhaupt nicht mehr Herr geworden.«

»Wussten seine Eltern, was er Rosie angetan hatte?«

Michael schüttelte den Kopf. »Das können sie höchstens gewusst haben, wenn Alan es ihnen erzählt hat. Rosie hatte Todesangst, dass ihre Mutter davon erfahren könnte. Sie dachte, es würde sie schneller umbringen als der Krebs. Drum haben wir den Mund gehalten.«

Wieder versuchte ich, die zeitlichen Zusammenhänge herzustellen. »Und das alles passierte 1979?«

Er nickte.

»Und war Alan derjenige, der Maureen prügelte, als ich noch in der Graham Road wohnte?« Ich dachte zurück. »Irgendwann im Februar 1979?«

Wieder nickte Michael. »Sie war betrunken und fing an, ihn zu beschimpfen und zu schlagen, und das hat er sich nicht gefallen lassen. Er hat sich wie ein Wilder auf sie gestürzt – das hat er von seinem Vater gelernt, wie die meisten anderen Dinge auch.«

»Wer hat den Rettungsdienst angerufen?«

»Derek. Der kam ungefähr eine Stunde später heim und fand sie da auf dem Boden, und daneben den kleinen Danny, der versuchte, das Blut aufzuwischen. Alan war im Garten und hat geheult, weil er dachte, er hätte sie umgebracht.«

Ich sah ihn forschend an. »Wusstest du das damals schon, oder hat Derek dir das später erzählt?«

»Derek hat's mir erzählt«, gab er zu, »aber ich konnte es mir gut vorstellen, als ich daran dachte, was Alan Rosie angetan hatte.«

»Nur hat Maureen behauptet, Derek wäre es gewesen«, murmelte ich.

»Ja, aber die hat doch immer gelogen wie gedruckt. Einmal hat sie Danny den Arm gebrochen, einfach übers Knie gelegt und abgeknickt, und hinterher hat sie bei den Ärzten Stein und Bein geschworen, er wär vom Fahrrad gefallen. Wir Kinder wussten genau, dass es nicht wahr war, weil sie es nämlich vor unseren Augen getan hatte.« Er kniff die Lippen zusammen, dass sie ganz schmal wurden.

»Sie war eine gruslige Frau, und wenn wir nicht solche elenden Feiglinge gewesen wären –« Er brach ab und starrte stumm auf die Tischplatte hinunter. »Derek war stocksauer, als ich ihm das erzählt hab. Deswegen wollte er seinen Kindern

schreiben. Er hat sich wirklich was aus ihnen gemacht.« Er hob den Blick und sah mich an. »Ich weiß schon, was Sie jetzt denken. Michael ist doch nicht so helle, wie ich gedacht hab. Er verbringt ein paar Monate in der Gesellschaft eines Mannes, den er verachtet, und am Ende lässt er sich von ihm einwickeln. Gut, das kann wahr sein, aber eines weiß ich mit Sicherheit: Derek ist so dumm, dass sogar ein Vollidiot ihm was vormachen könnte. Es stimmt schon, er war ein Schläger und ein brutaler Kerl, aber das war er alles nur auf Befehl. Er war wie ein ferngesteuertes Geschoss. Man brauchte ihn nur auf ein Ziel anzusetzen und ihm seine Anweisungen zu geben, und – peng! – schon knallte es.«

\*\*\*

*E-Mail von Dr. Joseph Elias,  
Psychiater am Queen Victoria Hospital, Hongkong*

**von:** Sarah Pyang ([spyang@victorhos.com](mailto:spyang@victorhos.com))  
**Datum:** 15. August 1999, 14 Uhr 19  
**an:** [manelagh@jetscape.com](mailto:manelagh@jetscape.com)

*Nach Diktat von Dr. Elias*

Ja, das sind die Wunder der modernen Technologie? Meine Sekretärin sagte mir, dass sie gestern (Samstag) Ihre E-Mail erhalten hat und dass Sie eine postwendende Antwort wünschen. Gern erfülle ich Ihnen Ihren Wunsch, aber ich frage mich doch, ob schnelle Antworten klug sind.

Sie bombardieren mich mit Fragen. Wen trifft die größere Schuld: den Planer eines Verbrechens oder denjenigen, der es ausführt? Sollte man wegen eines einzigen schwarzen Schafs die gesamte Polizeibehörde in Verruf bringen? Darf Gerechtigkeit selektiv sein? Kann der Schaden, der einem Kind

durch seine Mutter zugefügt wird, je wieder gutgemacht werden? Können Vergewaltiger geheilt werden? Können Kinder böse sein? Gibt es ein Verbrechen, das entschuldbar ist? Sollten Kinder für die Sünden eines Vaters bestraft werden? Oder für die einer Mutter?

Ich will nicht vorgeben, die Weisheit gepachtet zu haben, aber glauben Sie nicht, dass Sie sich, wenn es Ihnen wirklich um Gerechtigkeit für Ihre Freundin geht, allzu viel Autorität anmaßen, allein indem Sie solche Dinge denken? Das sind keine Fragen, die Sie zu beantworten haben, meine Liebe. Gerechtigkeit kennt keine Voreingenommenheit. Nur Rache kennt Vorurteile.

Aber haben Sie diese Vorurteile denn in all den Jahren nicht stets bekämpft?

Mit den besten Wünschen,  
Joseph Elias

## 24

Es war drei Uhr, als ich in meinen Wagen stieg und zur Hauptstraße hinunterfuhr. Jedes Mal, wenn ich eine Haarnadelkurve umrundete, breitete sich unter mir das beeindruckende Panorama von Bucht und Strand aus, aber ich war viel zu beschäftigt mit Nachdenken über Mütter und Mutterschaft, um es bewusst wahrzunehmen. Manchmal fragte ich mich, ob meine Bereitschaft, die Sharon Percys und Maureen Slaters dieser Welt zu verurteilen, nicht ein Mittel war, meine eigene Mutter – und über sie mich selbst – zu bestrafen. Denn alles, was ich in meiner Eigenschaft als Mutter tat, geschah entweder in Nachahmung ihres Verhaltens oder aus Abwehr dagegen, und ich hatte keine Ahnung, was richtig und was falsch war.

Für Sharon, die ihren Sohn abgewimmelt hatte wie ein peinliches Anhängsel, sobald Geoffrey Spalding ihr mit seinem Einzug in ihr Haus erlaubt hatte, sich als »anständige Frau« aufzuspielen, empfand ich nichts als Verachtung. Und ich konnte nicht verstehen, warum sich Michael jedes Mal, wenn im Gespräch ihr Name gefallen war, so ängstlich besorgt gezeigt hatte, wo Zorn oder Wut doch die angemessene Reaktion gewesen wäre. Bei Maureen hatte er ja auch nicht mit seiner Wut zurückgehalten. Sollte etwa die Tatsache, dass Sharon wegen ihres missrateten Sohnes die Ächtung der Gesellschaft fürchtete, sie automatisch unfähig machen, einen Mord zu begehen? Und sollte die Tatsache, dass Maureen alles getan hatte, um Alans Schandtaten geheim zu halten, und meiner Überzeugung nach die Anstifterin der Hasskampagne gegen Annie und mich gewesen war, sie automatisch des Mordes fähig machen?

Ich war müde und ein wenig niedergeschlagen, und ich hatte nicht vorgehabt, an diesem Nachmittag bei Danny vorbeizuschauen. Aber als ich die Kreuzung am Ende der

Verne Common Road erreichte, bog ich spontan nach links, zum Steinbruch, ab.

Eine knappe Viertelstunde später hatte ich die provisorische Werkstatt erreicht.

»Na, wie geht's denn voran?«, fragte ich Danny, der wie bei meinem letzten Besuch an der Gandhi-Büste arbeitete.

Er ließ Hammer und Meißel sinken. »Ach, ganz gut«, antwortete er mit einem zufriedenen Lächeln – »Und wie läuft's bei Ihnen?«

»Ich habe Michael Percy besucht. Er lässt Sie grüßen. Falls Sie sich langweilen, ist er gern bereit, Sie mal ein Weilchen im Besucherraum zu unterhalten, lässt er Ihnen ausrichten.«

Danny grinste. »Ein Komiker, hm?« Er legte seine Werkzeuge auf den Boden und fegte sich Staub von den Armen. »Worüber sollten wir schon miteinander reden? Der kennt mich doch nur als freche kleine Rotznase.« Er kramte seine Zigaretten aus der Hosentasche und lehnte sich neben Gandhi an einen Felsvorsprung. »Er hat mir mal eine Moralpredigt gehalten, als er mich hinter der Kirche erwischt hat, wie ich Kleber gesnieft hab.«

Ich setzte mich neben ihn. »Und – hat es genützt?«

»Ja, hat es tatsächlich. War nämlich ganz okay, wie er das gemacht hat. Erst hat er gesagt, er könnte verstehen, warum ich das tue, und dann hat er mir sehr drastisch beschrieben, wie es ist, wenn man erstickt. Er sagte, dass ich vom Leben mehr zu erwarten hätte, als mit einer Nase voll giftiger Dämpfe zu krepieren.« Lächelnd warf er mir einen Seitenblick voller Selbstironie zu. »Also hab ich es stattdessen mit Heroin versucht.«

Vermutlich war mir meine Ernüchterung anzusehen. »Das heißt, dass Mr. Drurys Terrorstrategie besser gewirkt hat als Michaels freundlicher Vortrag?«

Dannys Lächeln wurde breiter. »Ich hab sowieso nie gern gesnieft ... Und mit dem Heroin –« Er lachte plötzlich. »Hey,

ich hatte mindestens schon eine halbe Stunde auf dem Lokus gehockt und versucht, irgendwo den Mumm herzukriegen, um mir diese verdammte Nadel reinzuhaben, bevor Mr. Drury mich erwischte. Ich hatte immer Angst vor den Dingern.«

Ich betrachtete ihn mit Wärme. »Sie hatten sowieso aufhören wollen?«

»Klar – mindestens mit dem Spritzen. Ich hab dann noch eine Weile geraucht, bis ich mir eines Tages gesagt hab, zum Teufel damit, ich brauch dieses Zeug nicht. Cannabis ist mir viel lieber. Da behält man die Dinge besser im Griff.«

»Warum haben Sie das Ihrer Mutter nicht gesagt, anstatt Drury die Lorbeer zu lassen?«

»Weil sie mir nicht geglaubt hätte.« Er drehte seine Zigarette zwischen den Fingern. »Sie hätten's mir auch nicht geglaubt. Ich war ein ganz schön übler Bursche damals, und so leicht kriegt man die Leute nicht dazu, ihre Meinung über einen zu ändern, wenn man sie immer nur enttäuscht.«

Ich nickte. Diese Erfahrung hatte ich in meiner Zeit als Lehrerin oft genug gemacht. Einmal in Verruf, immer in Verruf. Vorurteil, das kein Pardon kennt, genau die Sorte, die ich, wie Dr. Elias mir ausdrücklich ins Gedächtnis gerufen hatte, so sehr verabscheute. »Was meinte Michael eigentlich, als er sagte, er verstünde es, dass Sie sniesten?«

»Er wusste, wie's mir zu Hause ging. Wir waren nur zu zweit, meine Mutter und ich, und einer hat den anderen gehasst wie die Pest. Sie war die meiste Zeit im Vollrausch und total weggetreten –« Er schüttelte den Kopf. »Und wenn sie's nicht war, dann ist sie unweigerlich auf den Erstbesten losgegangen, der ihr in den Weg kam. Meistens war das ich. Es war ganz schön deprimierend. Sie hat echte Probleme, aber es fällt ihr gar nicht ein, irgendwas dagegen zu tun. Sie schließt sich lieber in ihr Zimmer ein und säuft bis zur Besinnungslosigkeit. «

»Hat sie mal gesagt, was für Probleme sie hat?«

»Sie meinen, abgesehen von der körperlichen

Abhängigkeit?«

Ich nickte.

»Na, die gleichen wie jeder andere Süchtige«, antwortete er mit einem Achselzucken. »Angst vor dem Leben – Angst vor dem Schmerz – Angst davor, sich selbst genauer anzuschauen, weil man ja etwas sehen könnte, was einem nicht gefällt.«

Ich fragte mich, ob er Recht hatte. »Sie schien aber ganz gut beisammen zu sein, als ich bei ihr war.«

»Nur weil sie wusste, dass Sie kommen würden«, versetzte er verächtlich. »Aber Sie können sich drauf verlassen, dass sie spätestens fünf Minuten, nachdem Sie weg waren, wieder mit ihren Zigaretten und ihrer Flasche vor dem Fernseher hockte. Sie kann eine Zeit lang den Schein wahren – aber sie ist viel zu träge, um sich zu ändern. Es kotzt mich wirklich an.«

»Besuchen Sie sie ab und zu?«

»Nein. Das letzte Mal hab ich sie bei Tansys Taufe gesehen. Ich ruf sie alle heiligen Zeiten mal an, damit sie weiß, dass ich noch lebe, aber von uns Kindern interessiert sie sowieso nur einer, und das ist Alan. Er war immer ihr Liebling. Ihm würde sie alles verzeihen – mir und meinen Schwestern nicht.«

Ich nickte. »Was hat Sie bewogen, sich zu verändern und nicht der ›üble Bursche‹ zu bleiben, der Sie vorher waren?«

Er dachte darüber nach. »Das Gefängnis«, antwortete er und lachte. »Ich kam mit sechzehn wegen Autodiebstahl in den Knast. Es war das Beste, was mir je passiert ist. Dadurch bin ich von der Graham Road weggekommen. Hab endlich mal angefangen, darüber nachzudenken, was ich eigentlich vom Leben wollte.« Er wies mit seiner Zigarette auf Gandhi. »Ich hab einen Kunstlehrer kennen gelernt, und der hat mir gezeigt, dass ich in der Richtung begabt bin – er war ein netter Kerl – er hat mir einen Studienplatz an der Kunsthochschule verschafft – er und seine Frau haben mich sogar bei sich aufgenommen, bis ich was Eigenes gefunden hatte.«

Vielleicht hatte ich mich getäuscht; vielleicht war Dannys

Veränderung zum Guten gar nicht Beth zu verdanken, sondern einem unbekannten Kunstlehrer. »So eine Gefängnisstrafe kann also tatsächlich etwas bewirken?«

»Nur wenn man es will.«

»Wollte Alan es? Hat er es so geschafft, neu anzufangen?«

Danny zuckte die Achseln. »Es ist ihm im Knast ziemlich dreckig gegangen – die anderen haben ihn schikaniert, weil er nicht gerade einer der Schlauesten war. Natürlich wollte er dann nicht wieder zurück, er hatte Angst. Dann hat er Beth kennen gelernt und eine Zukunft für sich gesehen – obwohl sie ihn ewig hingehalten hat, ehe sie sich bereit erklärte, ihn zu heiraten.« Wieder ein Achselzucken – verächtlicher diesmal. »Michael scheint der Knast nicht besonders gut getan zu haben.«

»Und Ihrem Vater auch nicht«, meinte ich. »Michael hat mir erzählt, dass er und Ihr Vater vor fünf Jahren zusammen im Scrubbs waren.«

»Dieser Michael ist ja der reinste Glückspilz«, sagte Danny sarkastisch.

»Er hat mir erzählt, dass Ihr Vater Analphabet ist, dass er noch nicht einmal seinen eigenen Namen schreiben kann. Deshalb hat Michael ein paar Briefe für ihn geschrieben. Er sagte, es wäre auch einer an Sie darunter gewesen, aber Sie hätten nie geantwortet.«

»Er lügt«, sagte Danny scharf. »Der Alte interessiert sich doch überhaupt nicht für mich.«

»Ich glaube nicht, dass er lügt.«

»Wohin hat er den Brief denn geschickt?«

»An die Adresse Ihrer Mutter.«

»Na, die hat ihn bestimmt zerrissen, wenn ein Gefängnisstempel drauf war. Was stand denn drin?«

»Dass er Sie gern hat.«

Danny prustete spöttisch. »Er weiß ja nicht mal, wie ich aussehe.«

»Hm«, stimmte ich zu.

»Wahrscheinlich hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er uns im Stich gelassen hatte.«

»Hm«, sagte ich wieder.

Danny runzelte die Stirn. »Was hat Michael sonst noch erzählt?«

»Dass Sie als Kind mal einen gebrochenen Arm hatten. Erinnern Sie sich daran?«

Er warf unwillkürlich einen Blick auf seine rechte Hand. »Düster, ja. Ich weiß, dass ich mal einen Gips hatte, aber ich dachte, es hätte mit meinem Handgelenk zu tun. Das tut mir manchmal weh.«

»Wissen Sie, wie es passiert ist?«

»Ich bin vom Fahrrad gefallen.«

»Erinnern Sie sich daran, oder ist das etwas, was man Ihnen erzählt hat?«

Bei meinem veränderten Ton – allzu gespannt vielleicht – zog er verwundert die Brauen zusammen. »Wieso interessiert Sie das so sehr? Jedes Kind bricht sich irgendwann mal was.«

Ich antwortete ihm nicht, und mein Schweigen schien ihn zu irritieren.

»Wahrscheinlich hat man's mir erzählt«, sagte er kurz. »Ich erinnere mich praktisch an nichts, was vor meinem fünften oder sechsten Lebensjahr passiert ist.«

»Bei mir ist das genauso«, sagte ich. »Komisch, manche Leute erinnern sich ganz klar an ihre frühe Kindheit, aber ich weiß überhaupt nichts mehr. Früher glaubte ich die Geschichten, die meine Eltern mir aus dieser Zeit erzählt hatten, aber mittlerweile bin ich zu dem Schluss gekommen, dass man etwas nur oft genug zu wiederholen braucht und schon denkt man, dass es tatsächlich so gewesen ist.« Ich schwieg und sah einem der Bildhauerlehrlinge zu, der so verbissen wie erfolglos einen kleinen Steinblock bearbeitete. »Michael hat gesagt, er kann sich nicht erinnern, Alan noch

einmal gesehen zu haben, nachdem euer Vater abgehauen war«, bemerkte ich als Nächstes. »Musste er wegen Drogenhandels ins Gefängnis?«

Bei dieser Frage schien Danny sich sicherer zu fühlen. »Genau. Es ist ja das einzige Mal, dass Alan gesessen hat. Er hat mir mal davon erzählt und gesagt, es hätte ihn total umgekrempelt.« Er bückte sich, um einen Stein vom Boden aufzuheben. »Danach ist er nicht wieder nach Hause gekommen. Ich glaube, sie hatten Angst, er hätte einen schlechten Einfluss auf uns andere ... oder umgekehrt.« Er polierte den Stein mit seinem Daumenballen. »Wieder gesehen hab ich ihn das erste Mal, als ich eines Tages die Schule geschwänzt hab und in Twickenham rumgestromert bin. Natürlich hab ich ihn nicht erkannt. Ich war damals ungefähr dreizehn, und plötzlich bleibt dieser große Kerl auf der Straße vor mir stehen und sagt: Hallo, ich bin Alan, wie geht's dir denn? Er wird damals ungefähr vierundzwanzig gewesen sein« – er lachte tonlos – »und ich hatte keine Ahnung, wer er war. Ich wusste natürlich, dass ich irgendwo einen Bruder hatte, aber es war schon ein ziemlicher Schock zu erfahren, dass er keine fünf Kilometer entfernt lebte. Er sagte, er hätte mich aus der Ferne immer im Auge behalten.«

»Haben Sie Ihrer Mutter erzählt, dass Sie ihn gesehen hatten?«

»Um Gottes willen! Die hat sich jedes Mal wahnsinnig aufgeregt, wenn man nur seinen Namen erwähnt hat. Dann hat sie angefangen zu trinken und hat die Möbel zertrümmert. Ich hab immer gedacht, sie gäbe Al die Schuld daran, dass mein Vater gegangen ist. Aber als Al ungefähr ein Jahr später aus heiterem Himmel bei uns aufkreuzte, hat sie geheult wie ein Schlosshund und dauernd gesagt, wie sehr er ihr gefehlt hätte.«

»Warum ist er gekommen?«

»Um sie zu besuchen, vermute ich.«

»Nein, ich meinte, warum erst da? Warum hat er so lange

gewartet?«

Er machte ein nachdenkliches Gesicht, als hätte er sich diese Frage nie zuvor gestellt. »Er kam, kurz nachdem Drury aus dem Dienst ausgeschieden war«, sagte er dann. »Ich erinnere mich, dass meine Mutter sagte, jetzt wär niemand mehr da, der ihn erkennen würde –« Er brach abrupt ab. »Sie meinte wahrscheinlich nur, dass jetzt niemand mehr auf ihm herumhacken würde.«

»Hat Alan seine Mutter gern?«, fragte ich, mich Beths Bemerkung darüber erinnernd, mit welchem Widerstreben Alan seine Mutter zu besuchen pflegte.

»Kann schon sein. Er ist jedenfalls der Einzige, der sich die Mühe macht, nach ihr zu gehen.«

»Aber?«, hakte ich nach, als er nicht weitersprach.

Er streckte seinen rechten Arm aus und ließ den Stein fallen, wobei er wie gebannt die Bewegung seiner Finger beobachtete. »Er hat Angst vor ihr«, sagte er brusk. »Das ist der einzige Grund, warum er sie besucht – um sie nicht gegen sich aufzubringen.«

Wir machten einen Spaziergang durch den Skulpturenpark, wanden uns durch enge Gassen zwischen rauen Felswänden und zwängten uns schließlich durch eine Spalte in eine Höhle, die, nach der roten Wolldecke und dem Berg leerer Dosen zu urteilen, die wir dort vorfanden, bewohnt war oder von einem Liebespärchen als geheimer Unterschlupf genutzt wurde.

»Vielleicht sollte ich mich hier niederlassen«, sagte Danny, »und mich nachts rausstehlen, um die Steine beim Mondlicht zu klopfen.«

»Mit solcher Begeisterung sind Sie dabei?«

Er drehte seine rechte Hand hin und her. »Nicht immer – wenn's nicht läuft, kann's ziemlich frustrierend sein –, aber es ist schon das, was ich tun möchte.«

Sam ist bereit, Ihnen den alten Stall hinten in unserem Garten

zur Verfügung zu stellen«, bemerkte ich, als wir uns wieder aus der Höhle hinausdrängten. »Sie müssten dann allerdings in der ehemaligen Sattelkammer hausen und bei offenen Türen arbeiten, wenn sie Licht haben wollen« – ich zuckte die Achseln – »aber es würde sie nichts kosten. Wenn Sie also irgendwo den Stein herbekommen können und es Ihnen nichts ausmacht, eine Zeit lang etwas primitiv zu leben – es ist kostenlos zu haben.«

Weit davon entfernt, mir dankbar um den Hals zu fallen, sagte er:

»Da würde ich mich ja im Winter zu Tode frieren.«

»Hm, stimmte ich zu, »und von Sam würden Sie was erleben, wenn er sie beim Marihuanarauchen erwischte.«

»Wie schaut's mit Ihnen aus?«

»Ich streite nie im Beisein anderer mit meinem Mann; wenn Sie also kommen und er Sie erwischt, sind Sie auf sich selbst gestellt.«

Ich drehte mich herum und sah ihn an. »Lassen Sie sich's wenigstens durch Kopf gehen. Ein besseres Angebot bekommen Sie heute nicht.«

Er war sehr still, als wir zum Wagen zurückgingen.

»Warum wollen Sie mir unbedingt helfen?«, fragte er und nahm mir die Schlüssel aus der Hand, um die Tür aufzusperren. »Sehen Sie als eine Investition in die Zukunft.«

Er hielt mir die Tür auf. »Da würden Sie keinen Penny verdienen«, erwiderte er finster. »So viel Talent hab ich nicht.«

Ich umarmte ihn kurz. »Wir werden sehen.« Als ich hinter dem Steuer saß, sagte ich: »Aber es ist nicht als Geldanlage gedacht, Danny, es ist mehr ein Darlehen, das Sie später vielleicht irgendjemandem, der eine ähnliche Chance verdient, mit Zinsen zurückzahlen können.«

Er sah mir nicht in die Augen. »Und was wollen Sie dafür haben?«

»Nichts«, antwortete ich der Wahrheit entsprechend und

griff nach der Tür. »Es sind keine Bedingungen daran geknüpft. Der Stall ist da, wenn Sie uns beim Wort nehmen wollen. Wenn nicht, wird es Ihnen keiner übel nehmen.«

Er scharrete mit den Füßen im Kies. »Alan hat ein paarmal angerufen und wollte wissen, was Sie über ihn erzählt haben«, sagte er unvermittelt. »Er hat ganz schönes Muffensausen, obwohl ich ihm sage, dass Sie sich nur dafür interessieren, was damals mit der Schwarzen passiert ist.«

Ich sagte nichts.

»Was hat er Ihnen getan?«, fragte er mich.

»Wie kommen Sie darauf, dass er mir etwas getan hat?«

Jedes Mal, wenn sein Name fällt, wird Ihr Gesicht total leer.« Er legte seine Hand auf die Tür, um mich daran zu hindern, sie zu schließen. »Ich würde nie was gegen ihn tun«, sagte er mühsam. »Er ist mein Bruder.«

»Das würde ich gar nicht von Ihnen erwarten«, entgegnete ich, als ich den Motor anließ. »Aber das Angebot zur Nutzung des Stalls hat nichts mit Alan zu tun, Danny. Wenn Sie es annehmen möchten, dann freuen wir uns, wenn Sie kommen. Ich hoffe, das werden Sie nicht vergessen – ganz gleich, was geschieht ...«

Mein letzter Besuch an diesem Tag galt Sheila Arnold. Ich hatte mich mit ihr in ihrer Praxis verabredet. Sie und Larry waren gerade erst von einem Kurzurlaub in Florida zurückgekehrt – »um Larry bei Laune zu halten«, hatte sie am Telefon mit leichter Bitterkeit gesagt –, und dies war für mich die erste Gelegenheit, ihr die Fotos zu zeigen, die ich im Haus von Alan und Beth Slater gemacht hatte. Sie saß an ihrem Computer, als ich am späten Nachmittag in ihre Praxis kam. Mit einem kurzen Lächeln sah sie mich an, schob die Tastatur weg und drehte sich herum, um mir ins Gesicht sehen zu können.

»Also?«

Ich hatte zusätzliche Abzüge der Fotos machen lassen, nachdem Drury meinen Rucksack im Wasser versenkt hatte, und die zog ich jetzt aus der Tasche und legte sie einzeln vor ihr auf den Schreibtisch.

»Mein Gott!«, rief sie fassungslos. »Ich dachte, Sie übertreiben, als Sie sagten, Sie hätten das Hauptlager gefunden.«

Ich tippte auf den Armreif an ihrem Handgelenk und wies dann auf eine Großaufnahme von Beth Slaters Unterarm. »Sie hat vier von der Sorte, und ich habe den Eindruck, sie trägt sie ständig. Beim Abspülen zum Beispiel schiebt sie sie nur am Arm hoch. Meiner Ansicht nach hat sie keine Ahnung, dass sie wertvoll sind. Sie weiß wahrscheinlich nicht einmal, dass es Jade ist, sondern glaubt, sie wären aus Plastik oder so was.«

Sheila betrachtete ein Foto, das Beth mit ihren Kindern zeigte. »Sie hat ein sympathisches Gesicht.«

»Ja«, stimmte ich zu.

»Sie mögen sie.«

»Sehr, ja«, sagte ich und seufzte. »Und das macht mir die Entscheidung, was ich als Nächstes tun soll, sehr schwer. Ich glaube, sie ahnt nicht einmal, dass diese Dinge gestohlen sind. Mir hat sie erzählt, Alan hätte den Quetzalcoatl bei einem Trödler gekauft und dann begonnen, mexikanische Kunst- und Gebrauchsgegenstände zu sammeln, weil er der Überzeugung ist, dass die Azteken Außerirdische waren, die ihre Kultur zu uns auf die Erde mitgebracht haben. Ihre Kinder haben von nichts anderem geredet, während ich die Fotos machte – sie halten ihren Vater für ein Genie, weil er mehr über Außerirdische weiß als jeder andere, und ich finde die Vorstellung eigentlich ziemlich schrecklich, sie unglücklich zu machen, nur um zu beweisen, dass er vor zwanzig Jahren mal gestohlen hat.«

Sheila nahm jedes einzelne Bild zur Hand und betrachtete es mit aller Aufmerksamkeit. »An einige dieser Dinge erinnere

ich mich«, sagte sie schließlich, »aber ich könnte mich nicht für alle verbürgen. Außerdem scheint, abgesehen von den Armreifen und dem Mosaik, nicht viel von Wert da zu sein. Was ist zum Beispiel aus den goldenen und silbernen Gegenständen geworden?«

»Die hat Alans Mutter verhökert, um ihr Haus kaufen zu können«, antwortete ich, »aber ich habe leider kaum Beweise dafür.« Ich zeigte ihr die eidesstattliche Erklärung des Juweliers aus Chiswick. »Die Beschreibung der Frau passt auf Maureen Slater – und, nebenbei gesagt, auf eine halbe Million anderer Frauen –, aber er hat nur fünf Stücke von ihr gekauft, und er hat ihr nicht mal tausend Pfund dafür bezahlt.«

»Wie viel hat ihr Haus sie gekostet?«

»Ungefähr fünfzehntausend insgesamt. Sie behauptet, sie hätte das Geld beim Fußballtoto gewonnen, deswegen hätte sie es auch nicht angeben müssen.« Ich zog amüsiert eine Augenbraue hoch. »Das Haus kostet jetzt zweihunderttausend oder mehr und steigt jeden Tag im Wert, solange dieser Immobilienboom anhält.«

»Herrgott noch mal!«, sagte Sheila angewidert. »Wir haben vor sieben Jahren nicht viel mehr für unser Sieben-Zimmer-Haus bekommen.«

»Ich weiß. Es ist zum Heulen.« Ich suchte ein Weitwinkelfoto des Wohnzimmers heraus. »Das meiste von dem Zeug verstautete Maureen in dem Schrank unter ihrer Treppe, weil sie glaubte, es wäre nichts wert.« Ich lachte ironisch. »Und dort lag es immer noch, als Sie Drury davon zu überzeugen versuchten, dass Annie beraubt worden war. Alan hat es erst gut zehn Jahre später da aus dem Schrank geholt, Drury hätte es also jederzeit finden können, wenn er sich die Mühe gemacht hätte, danach zu suchen.«

Ihr Gesicht zeigte ihre Verärgerung. »Und ich hätte Recht behalten.«

Ich nickte.

»Ich werde es Peter Stanhope nie verzeihen, dass er mich beschuldigt hat, sie vernachlässigt zu haben. Er behauptete, ich hätte ihren Wohlstand nur erfunden, damit ich selbst nicht so schlecht dastehe.«

»Ich weiß.« Es nagte offensichtlich immer noch an ihr, und ich beschloss, ihr nichts davon zu sagen, dass Drury von dem Quetzalcoatl gewusst hatte, lange bevor sie ihn gestohlen gemeldet hatte. Ich wollte eine sachliche Meinung, nicht eine von Zorn und Groll gefärbte. »Das Schlimmste an der Sache ist«, sagte ich, während ich ihr das Foto hinhieß, »dass die arme Beth diese ganze Dekoration selbst gemacht hat, um eine mexikanische Kulisse für die Stücke zu schaffen. Es wäre doch grausam, sie ihr wegzunehmen, nur um etwas zu beweisen. Bei niemandem werden diese Stücke so viel Wertschätzung finden wie bei ihr und Alan.«

Sheila stützte ihr Kinn in beide Hände und sah mich nachdenklich an. »Ach, Sie meinen, ich soll's einfach vergessen, dass ich damals gesagt habe, Annie sei beraubt worden?«

»Ich weiß es nicht.« Ich seufzte. »Ich frage mich, ob es richtig ist, wegen eines Verbrechens, das vor zwanzig Jahren begangen wurde, das Leben von zwei unschuldigen Kindern zu zerstören.«

»Gut, aber soweit ich mich erinnere sagten Sie, wenn Sie den Dieb fänden, dann würden Sie auch Annies Mörder finden. Haben Sie sich da geirrt?«

Ich starnte auf eine Vergrößerung der Messingkartusche mit den bunten Seidenblumen, die in Bets offenem Kamin stand.

»Spielt das eine Rolle?«, fragte ich. »Gutes in jedem Fall nicht erst, die Folgen zu bedenken, ganz gleich, ob es um das eine oder das andere Verbrechen geht? Würde ich nicht das kleinere Übel wählen, wenn ich Annies Tod einen Unfall sein lassen würde?«

Sie sah mich nachdenklich an. »Das kommt darauf an, wie

scheinheilig Sie sein wollen«, entgegnete sie sehr direkt. »Das war vermutlich auch Sergeant Drurys Entschuldigung – und doch haben Sie zwanzig Jahre daran gesetzt, um zu beweisen, dass das von ihm nicht richtig war.«

*Briefwechsel bezüglich des Treffens am 20. 8. 1999*

**Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr. Dorchester  
Dorset DT2 XXY**

Alan Slater  
12, Peasmont Road  
Isleworth  
Surrey

Dienstag, 17. August 1999

Lieber Alan,

Sie können mich am Freitag, den 20. August, im Haus Ihrer Mutter in der Graham Road erwarten. Ich hoffe sehr, dass ich Sie und Ihre Mutter antreffen werde, da ich sonst meine Drohung wahr machen und zur Polizei gehen werde, so schmerhaft das für Ihre Frau, Ihre Kinder und Ihren Bruder sein wird. Ich möchte nicht versäumen, Sie wissen zu lassen, dass ich auch an Sharon Percy und Geoffrey Spalding schreiben und beide dringend auffordern werde, ebenfalls zu dem genannten Termin zu erscheinen.

Mit freundlichen Grüßen  
M. Ranelagh

Von: Wendy Stanhope, The Vicarage, Chanters Lane,  
St. Davids, Exeter

Mittwoch, 18. August

Selbstverständlich kann ich am Freitag um elf Uhr dreißig zum U-Bahnhof Richmond kommen, damit wir, wie Sie sagen, gut Zeit haben, um bis Mittag in der Graham Road zu sein. Ich verstehe gar nicht, wie Sie auf den Gedanken kommen, ich könnte Bedenken haben, Sie gegen die Slaters zu unterstützen. Ich bin nicht so leicht einzuschüchtern! Außerdem habe ich es stets bedauert, dass Annie mich niemals als ihre Freundin angesehen hat. Danke Ihnen, dass Sie sich an mich gewandt haben, mein Kind.

Liebe Grüße  
Wendy

Erst als wir uns der Kreuzung zur Kew Road am Rand von Richmond näherten, fragte mich Sam, ob ich mir eigentlich darüber im Klaren sei, was ich täte. Wir hatten für die Fahrt von Dorchester mehr als drei Stunden gebraucht, und er war, abgesehen von dieser oder jener Schimpfkanonade auf andere Autofahrer, die ganze Zeit bemerkenswert ruhig und zurückhaltend gewesen. Wir hatten die Taktik am Vortag bei einem Glas Wein in der Sonne besprochen, und da hatte der Plan ganz vernünftig gewirkt – vielleicht ist das mit allen Plänen so, die unter Einfluss von Alkohol besprochen werden –, aber fern der grünen, sanft gewellten Hügeln Dorsets, in den verstopften, grauen Durchgangsstraßen der Londoner Außenbezirke bekamen die Dinge ein ganz anderes Gesicht, und es erschien plötzlich gefährlich und hirnverbrannt, sich in dieser anonymen Riesenstadt mit vier gewaltbereiten Menschen anlegen zu wollen.

Ich hätte den ganzen Plan vielleicht selbst da noch aufgegeben, wenn Sam nicht der gleichen Auffassung gewesen wäre wie Sheila. Die Dinge nehmen ihren Lauf, daran könne ich nun nichts mehr ändern, sagte er. Und es gehe hier nicht um die Frage nach dem kleineren Übel. Ich hätte die Büchse der Pandora geöffnet, und nun seien die Geheimnisse heraus. Danny und Michael würden anfangen, Fragen zu stellen – Alan, ihren Müttern, selbst Derek, wenn sie ihn finden könnten. Und es sei den Unschuldigen gegenüber nicht fair, sie mit den Schuldigen über einen Kamm zu scheren.

Ich legte ihm liebevoll eine Hand auf den Arm, als er vor einem Rotlicht anhielt. »Danke dir«, sagte ich.

»Wofür?«

»Dass du dich zurückgehalten hast. Ich weiß, dass dir gar nicht wohl ist bei der Sache, aber du musst doch zugeben, dass es aus meiner Sicht vernünftiger ist, eine neutrale Person

mitzunehmen und nicht einen wütenden Ehemann, von dem erwartet werden kann, dass er die Beherrschung verliert.«

»Wir können immer noch zur Polizei gehen.«

Ich schüttelte den Kopf. Wir hatten das schon ein Dutzend Mal durchgespielt. »Die Polizei würde doch nichts tun – bestimmt nicht heute, wahrscheinlich nie. Die Eltern von Stephen Lawrence haben sieben Jahre gebraucht, um die Einleitung einer Untersuchung zu erwirken, da kann ich mir nicht vorstellen, dass ich nur aufs Polizeirevier Richmond zu marschieren brauche, um etwas zu erreichen.« Ich seufzte. »Das hab ich vor zwanzig Jahren versucht, mit dem Erfolg, dass ich allseits als Fall für den Psychiater abgestempelt wurde.«

Er nickte.

»Außerdem möchte ich diesmal wirklich die Wahrheit hören, und Wendy war der einzige Mensch, der mir eingefallen ist. Sheila ist zu konservativ, sie würde niemals etwas tun, was gegen die Regeln verstößt – und Larry hätte sie sowieso nicht mitkommen lassen.«

»Hätte er sie denn aufhalten können?«, fragte Sam überrascht.

»Sie hätte darauf bestanden«, sagte ich zynisch. »Sie benutzt ihn als Bremser, wenn ihr ihr eigenes Engagement zu lästig wird.« Ich erinnerte mich an Sheilas entsetztes Gesicht, als ich sie aufgefordert hatte, mit mir zusammen die Slaters zu stellen.

»Um Gottes willen, das ist unmöglich! Larry würde das niemals zulassen!« Und ich hatte geglaubt, eine bessere Mitstreiterin als Annies Ärztin könnte ich nicht finden. So sehr konnte man sich täuschen! Wenn ich meinen Verstand gebraucht hätte, wäre mir ihre Passivität gleich aufgefallen, als sie mir erzählt hatte, dass sie den Kampf für Annies Rechte schon beim ersten Unmutszeichen von Larry aufgegeben hatte. Aber ihr einführender Bericht über Annie an den Coroner und ihre energische Zurückweisung der Vorwürfe der

Pflichtversäumnis hatten mich geblendet. Das wirklich Ironische war natürlich, dass es gar nicht nötig gewesen wäre, meine Mutter durch unseren Umzug nach Dorchester zu verärgeren, wenn ich im Voraus gewusst hätte, dass eine exzentrische Pfarrersfrau in Devon weit mehr Courage und Kampfgeist besaß, als von Sheila Arnold je zu erwarten war.

»Und abgesehen von meiner Mutter«, fügte ich hinzu, »wusste ich niemanden außer Wendy, der den Mut gehabt hätte, mich zu begleiten.«

Sam lachte amüsiert. »Hab ich richtig gehört? Du hast im Ernst erwogen, deine Mutter zu bitten? Ist das ein Fortschritt – oder was?«

»Ja, sie war die Erste, die mir in den Sinn kam«, gestand ich mit einem schiefen Lächeln. »Aber mir wurde sofort klar, dass sie der ganzen Bande ihre Handtasche um die Ohren schlagen würde und dass ich am Ende schlechter dastehen würde als am Anfang.« Ich schüttelte beinahe verwundert den Kopf. »Aber merkwürdig ist es schon – vielleicht stimmt es ja, dass Blut dicker ist als Wasser.«

Je näher wir dem U-Bahnhof kamen, desto ernster wurde er. »Das solltest du auf jeden Fall im Kopf behalten, wenn du mit Alan Slater sprichst«, riet er. »Wenn er nicht ein kompletter Idiot ist, muss ihm klar sein, dass er seinen Kindern ihre Ahnungslosigkeit am ehesten erhalten kann, wenn er zu seiner Mutter steht ...«

Wir waren fünfzehn Minuten zu früh, aber ich lehnte Sams Angebot ab, mit mir zusammen auf Wendys Ankunft zu warten. Ich fürchtete, er würde aus allen Wolken fallen, wenn er sie sähe – eine hagere Alte, nicht die mächtige Walküre, die er sich wahrscheinlich vorgestellt hatte –, und er würde daraufhin das ganze Unternehmen in letzter Minute zum Scheitern bringen. Tatsächlich sah meine Begleiterin noch übler aus, als ich befürchtet hatte. Wendy war erschöpft nach dem frühen Aufbruch von zu Hause und der langen Bahnfahrt

und hatte hier, fern der Geborgenheit ihres Pfarrhauses, nichts gemein mit dem beeindruckenden Raubvogel, an den sie mich bei unserer ersten Begegnung erinnert hatte. Sie wirkte eher gebrechlich wie eine Gespenstheuschrecke.

Meinem Winken folgend, eilte sie zwischen Taxis hindurch über den Vorplatz und sagte, als sie mich erreicht hatte, lachend: »Du meine Güte, sehe ich so schlimm aus?«

»Aber nein«, log ich und umarmte sie zur Begrüßung, »ich frage mich nur, ob Sie das wirklich durchziehen wollen. Die sind immerhin zu viert und wir nur zu zweit«, warnte ich, »und das könnte ziemlich ungemütlich werden.«

Sie nickte. »Ich weiß. Sie haben mir das alles schon neulich am Telefon klar gemacht. Aber vergessen Sie nicht, dass ich insofern im Vorteil bin, als ich einige ihrer Geheimnisse kenne« – sie lachte glücksend –, »wenn also alle Stricke reißen, müsste ich sie eigentlich mit einer kleinen Indiskretion dazu bringen, dass sie sich wenigstens aus Scham halbwegs anständig benehmen.«

Oder dass sie noch wütender werden, dachte ich gar nicht beruhigt und sagte lahm: »Na ja, es erscheint jetzt nur alles viel realer.«

Sie nahm mich beim Arm und drehte mich energisch in Richtung zur Graham Road. »Wenn Sie jemanden hätten dabei haben wollen, der ihnen das Fell gerbt, hätten Sie Ihren Mann und Ihre Söhne gebeten mitzukommen«, sagte sie. »Stattdessen haben Sie mich aufgefordert. Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass ich Sie nicht enttäuschen werde – kann gut sein, dass ich beim ersten harten Wort in die Knie gehe –, aber es fällt mir nicht ein aufzugeben, noch ehe wir es versucht haben.«

»Ja, aber –«

Sie gab mir einen kurzen, harten Klaps auf die Hand. »Sie sind doch nicht diesen weiten Weg gegangen, um an der letzten Hürde zu kneifen. Also, kommen Sie.«

Sharon und Geoffrey standen an der offenen Tür ihres Hauses, als wir dieses erreichten, aber sie machten keine Anstalten, herauszukommen.

»Das ist gemeine Erpressung«, schimpfte Geoffrey. »Und was hat *die* hier zu suchen?«, blaffte er, als er Wendy an meiner Seite sah. »Was hat diese Person mit der Sache zu schaffen? Die hat ihre lange Nase doch immer schon in alles reingesteckt, was sie nichts anging.«

»Hallo, Geoffrey«, sagte Wendy mit einem freundlichen Kopfnicken. »Ich sehe, Sie sind mit den Jahren nicht gelassener geworden. Sie sollten bei Gelegenheit wirklich einmal Ihren Blutdruck prüfen lassen.« Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Frau neben ihm. »Und wie geht es Ihnen, Sharon? Sie sehen gut aus.«

Sharon verzog den Mund zu einem schmalen, verkniffenen Lächeln, als glaubte sie nicht an die Aufrichtigkeit des Kompliments, obwohl Wendy nur die Wahrheit gesagt hatte. Sie hatte sich herausgeputzt – entschlossen, Maureen auszustechen, dachte ich. »Wir kommen nicht«, sagte sie. »Sie können uns nicht zwingen.«

Ich zuckte die Achseln. »Dann können die Slaters über Sie erzählen, was sie wollen, und ich muss es glauben. Eine zweite Gelegenheit, die Tatsachen gerade zu rücken, bevor ich die Katze aus dem Sack lasse, werden Sie nämlich nicht bekommen.«

Mit Furcht in den Augen starrten sie mich an.

»Ich weiß, dass Sie an dem fraglichen Abend bis neun Uhr zusammen waren und Geoffrey daher der Letzte war, der mit Annie gesprochen hat«, sagte ich unumwunden. »Und ich denke, wenn ich mir das ausrechnen konnte, dann war auch Maureen dazu fähig.« Die Furcht der beiden wuchs, ich sah es ihnen an. »Also, was hat sie getan? Hat sie Geld von Ihnen verlangt?«

Ihre Mienen verrieten mir, dass ich Recht hatte, und ich

schüttelte ungeduldig den Kopf. »Und Sie haben die Stirn, *mir* Erpressung vorzuwerfen!«

»Sie sind keinen Deut besser«, schimpfte Geoffrey Spalding, die Hände zu Fäusten geballt. »Sie schreiben uns Drohbriefe, machen uns ständig die Hölle heiß und legen es darauf an, unser Leben zu ruinieren.«

»Wenn Sie damals ehrlich gewesen wären«, entgegnete ich müde, »hätte ich keine Briefe zu schreiben brauchen. Sie sind an Annies Tod so wenig schuld wie mein Mann, Geoffrey. Er ist *nach* Ihnen an ihr vorübergekommen. Er glaubte wie Sie, sie wäre betrunken, und unternahm nichts, um ihr zu helfen. Sie haben sich beide herzlos verhalten, aber getötet haben Sie sie nicht.« Er riss verblüfft die Augen auf und ich lächelte kalt. »Aber es freut mich, dass Sie sich so lange für schuldig hielten. Sie hatten Strafe verdient, nachdem Sie sie einfach weggestoßen hatten, als sie um Hilfe bat. So war es doch, nicht wahr? Sie haben sie zu Boden gestoßen und sind in Panik geraten, als Sie später glaubten, Sie hätten sie direkt vor ein Auto gestoßen.«

Nervös griff er zur Haustür, ob nur um Halt zu suchen oder um sie mir vor der Nase zuzuschlagen, war nicht zu erkennen. Ganz gleich, was er vorhatte, Sharon stieß ihn weg und schob ihren Fuß in die Ritze zwischen Tür und Schwelle. »Los, weiter«, sagte sie kurz und heftig zu mir.

»Annie ist an den Verletzungen gestorben, die ihr jemand ungefähr drei oder vier Stunden, bevor Geoffrey sie auf der Straße sah, in ihrem eigenen Haus beigebracht hatte. Sie wurde so brutal misshandelt, dass sie das Bewusstsein verlor. Aber einige Zeit später kam sie wieder zu sich und schaffte es, auf die Straße hinauszutorkeln, um Hilfe zu suchen. Höchstwahrscheinlich wurde der Überfall gegen sechs Uhr abends verübt. Zu dieser Zeit war, soweit ich feststellen konnte, keiner von Ihnen beiden in der Graham Road, ich verstehe deshalb nicht, was Sie zu fürchten haben, wenn Sie

die Wahrheit sagen.«

Aber so leicht war Geoffrey Spalding nicht zu überzeugen. »Woher wollen wir wissen, dass Sie uns nicht belügen?«, fragte er.

»Wozu sollte ich das tun?«

»Um uns auf dem falschen Fuß zu erwischen – um uns dazu zu bringen, das zu sagen, was Sie wollen.«

»Nun hören Sie aber auf!«, rief Wendy plötzlich gereizt. »Ich hatte keine Ahnung, dass Sie ein so dummer Mensch sind, Geoffrey. Ist die Wahrheit tatsächlich so beängstigend, dass Sie auch Sharon zur Lügnerin machen müssen?« Ihre Augen blitzten zornig. »Mrs. Ranelagh will Ihnen helfen – wobei ich mich ernstlich frage, ob Sie das überhaupt verdienen –, aber Sie binden ihr die Hände, wenn Sie nicht den Mut aufbringen, es mit Alan und Maureen aufzunehmen.«

»Ja, wenn's nur die beiden wären«, sagte er brummig. »Aber Derek sitzt ja auch drüber.«

Mir war, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen, und Wendy, die sich plötzlich haltsuchend an den Torpfosten lehnte, schien es ähnlich zu gehen.

Ich hätte mir die Größe von Maureens Wohnzimmer vor Augen führen sollen, ehe ich ihr Haus zum Treffpunkt erkör. Es war kaum fünfzehn Quadratmeter groß, viel zu gedrängt, um jedem von uns den Raum zu gewähren, den er brauchte. So bildeten wir denn notgedrungen zwei feindliche Blöcke, die unangenehm dicht aufeinander saßen. Die Slaters hatten sich auf dem Sofa an der Innenwand aufgereiht; Wendy, Sharon, Geoffrey und ich saßen ihnen auf steiflehigen Stühlen vor dem Fenster gegenüber.

Schon bei Dereks Anblick war mir übel geworden, und ich hatte Mühe, den Ekel zu unterdrücken, als seine mir saure Körperausdünstung – mehr erinnert als real, vermutete ich – in die Nase stieg. Wieso, fragte ich mich immer wieder, war ich

überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, dass Maureen mich mit ihm konfrontieren würde, wo sie doch gerade das am besten konnte – andere in Angst und Schrecken versetzen. Ich wollte etwas sagen, aber ich brachte keinen Ton heraus.

»Na los, fangen Sie an«, höhnte sie. »Sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und verschwinden Sie.«

Es war ein seltsamer Augenblick. Der Zorn und die Bitterkeit, die mich beherrschten, hatten im Lauf der Jahre eine Reihe von Entwicklungen durchgemacht, die von einem wilden Verlangen zu töten über Apathie und den Wunsch zu vergessen zu dieser meiner endgültigen Position geführt hatten. Meistens schaffte ich es, mir vorzumachen, ich strebte nach Gerechtigkeit für Annie – und ich glaube, die meiste Zeit tat ich das auch. Aber hin und wieder erkannte ich doch, dass Dr. Elias und Peter Stanhope Recht hatten und meinem Handeln Rachsucht zu Grunde lag. Hätte Maureen den Mund gehalten, so wäre es mir vielleicht gelungen, mir auf immer einzureden, es ginge mir um Gerechtigkeit – aber in dem Moment, als sie sprach, durchschoss mich eine Welle glühenden Hasses, und ich war zurück am Ausgangspunkt.

Wenn Derek dem Tode nahe war, wie Michael behauptet hatte, so war das nicht augenblicklich erkennbar. Er war magerer, als ich ihn in Erinnerung hatte, und seine Hände zitterten unablässig, aber er hielt den Kopf immer noch wie ein Boxer, der seine Chance sucht, und hatte immer noch die aggressive Ausstrahlung des Analphabeten, der sich ausgeschlossen fühlt.

Alan sah aus wie eine ältere, massigere Version seines Bruders, und ich konnte ihn nicht ansehen, ohne an Danny zu denken. Mein halbes Leben lang hatte ich ihn als hirnloses Muskelpaket gesehen; tatsächlich war er ein fahriger Mensch mit schmutzigen Fingernägeln und einem Bierbauch, der sich krampfhaft bemühte, von seinen Eltern so viel Abstand zu gewinnen, wie das auf einem dreisitzigen Sofa möglich war.

Derek ergriff schließlich als Erster das Wort. Seine Stimme, seine Sprechweise – harte Vokale und Knacklaute – hatten sich kaum verändert und taten mir in den Ohren weh wie vor zwanzig Jahren. »Sie können dem Jungen keine Schuld geben«, nuschelte er, während er sich eine Zigarette zwischen die Lippen schob und sie anzündete. »Er hat nur getan, was ich ihm gesagt habe.«

»Ich weiß.« Ich sah zu Alans gesenktem Kopf hinunter. »Ich habe ihm nie die Schuld gegeben.«

»Okay, dann vergessen Sie den Rest, wenn ich alles zugebe? Deswegen sind Sie doch hier, oder? Weil Sie meinen Kopf wollen.«

»Nicht nur Ihren.«

Seine Augen glitzerten gefährlich. »Sie haben sich das doch alles selbst zuzuschreiben«, sagte er zähneknirschend. »Sie hätten mir Drury nicht auf den Hals hetzen sollen. Sie hätten nicht behaupten sollen, dass ich das Niggerweib umgebracht hab.«

Ich schluckte meine Wut hinunter und zwang mich, ruhig zu sprechen. »Das habe ich nicht getan«, sagte ich. »Mr. Drury bat mich damals, ihm jeden zu nennen, der meines Wissens etwas gegen Annie hatte. Da habe ich Maureen, Sharon und sie genannt. Aber nur Sie haben ihn interessiert – wahrscheinlich weil Sie wegen grober Körperverletzung vorbestraft waren –, und er fragte mich, was ich über Sie wüsste. Ich sagte ihm, Sie seien ein Säufer und ein Schläger, der aus seiner rassistischen Gesinnung kein Geheimnis mache. Sie besäßen kaum einen Funken Selbstachtung, einen verschwindend niedrigen IQ und die typische Mentalität des ›armen Weißen‹. Ich erzählte ihm auch, dass es Ihre Gewohnheit war, gegen jeden handgreiflich zu werden, der es Ihnen nicht recht machte, und gab ihm als Beispiel den Abend, als Sie Michael Percy verprügeln, weil er mutig genug war, Ihnen die Stirn zu bieten, nachdem Ihr eigener Sohn davongelaufen war. Mit keinem Wort habe ich

Sie beschuldigt, Annie ermordet zu haben.«

Ich sah ihm einen Moment lang fest in die Augen. »Überhaupt habe ich nur eine einzige Beschuldigung gegen Sie vorgebracht – dass Sie mir mit Repressalien gedroht haben, falls ich nicht den Mund halten würde.«

Er stach mit zitterndem Finger nach mir. »Was Sie da gesagt haben, war gelogen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn Sie das Protokoll meiner Aussage gelesen hätten, wüssten Sie, was ich gesagt habe. Aber Sie können nicht lesen, darum haben Sie Drurys Version akzeptiert.« Ich lächelte dünn. »Das Seltsame ist, dass ich *Ihnen* kaum einen Vorwurf mache. Es ist ganz einfach Ihre Art, auf alles zu pissen, was Sie nicht verstehen; Sie dafür zu verurteilen, wäre daher ungefähr so sinnlos, als wollte man einer Ratte die Verantwortung dafür geben, dass sie Krankheiten verbreitet, oder – ich richtete meinen Blick ostentativ auf Maureen – »eine Schlange dafür, dass sie Gift spritzt.«

Maureen kniff die Augen zusammen. »Ziehen Sie gefälligst mich nicht mit rein«, zischte sie mich an. »Ich hab damit nichts zu tun.«

Einen Moment lang starnten wir einander stumm an, der Hass spiegelte sich deutlich in unseren Gesichtern.

»Aber zumindest wissen Sie, wovon Derek und ich sprechen«, sagte ich ruhig. »Das weiß hier sonst niemand – ich wies nach rechts und nach links – »außer Alan natürlich. Sehen Sie, ich hätte immer schon gern gewusst, wer es eigentlich geplant hat. Es war zu –« Ich suchte nach einem Wort – »zu raffiniert, als dass einer dieser beiden Kretins es sich allein hätte ausdenken können.«

»Ich weiß nicht, was sie getan haben, aber sie haben es aus eigenem Antrieb getan. Fragen Sie sie, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Ach, das wäre doch sinnlos.« Ich zuckte gleichmütig die

Achseln. »Sie haben ja Derek bereits überredet, alle Schuld auf sich zu nehmen. Genau wie Sie das immer getan haben.«

»Und wie sollte ich das getan haben, Frau Superschlau?«, fragte sie mit einem höhnischen Lachen. »Er ist ein Mann. Er tut, was er will.«

Es war interessant, Alans Reaktionen zu beobachten.

Vorgebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, saß er zwischen seinen Eltern und hielt den Blick starr zu Boden gerichtet. Aber jedes Mal, wenn seine Mutter sprach, neigte er sich deutlich wahrnehmbar seinem Vater zu.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Wahrscheinlich indem Sie Alan unter Druck gesetzt haben, ihn dafür zu bezahlen. Alan hat schließlich eine Menge zu verlieren. Eine Frau und Kinder, die ihn lieben ... ein Zuhause ... Glück und Zufriedenheit.«

Alan krampfte die Hände ineinander, dass die Knöchel weiß wurden. »Eben haben Sie gesagt, Sie machen mir keinen Vorwurf«, murmelte er.

»Das tue ich auch nicht«, sagte ich, »aber ich werd's mir anders überlegen, wenn Sie weiterhin Ihre Mutter in ihren Lügen unterstützen. Ich bin hergekommen, weil ich Erklärungen haben will, Alan, nicht weil ich Ihren Vater zum Sündenbock machen möchte. Warum musste man mir denn überhaupt drohen? Drury hatte doch um diese Zeit bereits das Interesse an der ganzen Sache verloren – er wollte mich nur zum Schweigen bringen, weil ich ihn beschuldigte, ein Rassist zu sein –, das ist der einzige Grund, warum er Derek gegen mich aufgebracht hat.«

Maureen verzog verächtlich den Mund. »Sie waren doch nicht besser als dieses Niggerweib«, sagte sie. »Sie haben meinen Mann einen ›armen Weißen‹ genannt, und Typen wie er lassen sich nun mal nicht gern beleidigen. Schon gar nicht von eingebildeten Schullehrerinnen, die meinen, sie wären was Besseres. Weshalb hätte er Ihnen *nicht* drohen sollen?«

Das Deprimierende war, dass sie wahrscheinlich die Wahrheit sprach, jedenfalls soweit es Derek anging. Immer würde ihm eine spöttische oder herabwürdigende Bemerkung aus dem Mund einer Frau Anlass genug sein, sie tätig anzugreifen. Ich sah ihn an. »Haben Sie Annie auch vollgepisst?«, fragte ich. »Hat sie deshalb nach Urin gestunken?«

Er starnte mich mit dummem Blick an.

»Wann haben Sie es getan?«, fuhr ich fort. »Bevor sie das Bewusstsein verlor oder hinterher?«

Hilfe suchend sah er seine Frau an.

»Keiner von uns hat sie angerührt«, fuhr sie mich gereizt an.  
»Als wir das Zeug aus dem Haus geholt haben, war sie schon im Leichenhaus. Das hab ich Ihnen doch längst gesagt.«

Es war ein Geständnis, unverblümt und ohne Reue. In der Stille, die folgte, hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören können. Und ich erinnere mich, dass ich dachte, wie viel leichter dies alles wäre, wenn ich ihr nicht glaubte.

## 26

Alan hob widerstrebend den Kopf. »Meine Mutter sagt die Wahrheit«, erklärte er mit hartnäckigem Nachdruck. »Okay, wir sind keine Heiligen – und ich behaupte auch gar nicht, dass wir nicht in Annies Haus rübergegangen sind, als wir hörten, dass sie tot ist –, aber wir sind keine Mörder.«

»Warum stank ihr Mantel dann nach Urin, als ich sie fand?«, fragte ich.

»Sie hat immer gestunken«, sagte Maureen scharf. »Und woher wollen Sie überhaupt wissen, dass es ihr Mantel war? Vielleicht hat sie in die Hose gemacht, als sie angefahren worden ist.«

»Dazu war der Geruch viel zu stark. Sie hatte sich ganz klein zusammengerollt, um sich zu schützen. Ihre Kleider müssen getränkt gewesen sein, sonst hätte der Regen den Urin weggespült.« Ich wandte mich wieder Alan zu. »Ich glaube, es war ein Probelauf für das, was Sie mir zwei Monate später angetan haben – genauso wie das, was Sie mit mir gemacht haben, ein Probelauf war für – ich hielt inne, da ich Rosie Spaldings Vater neben mir wusste – »für das, was dann zum Bruch zwischen Ihnen und Michael Percy führte.«

Sein Blick flog unwillkürlich zu Geoffrey Spalding, ehe er den Kopf in seine geöffneten Hände sinken ließ, um sein Gesicht zu verbergen.

»Das war nur Michaels Schuld!«, rief Maureen so prompt, dass mir ganz kalt wurde. Hatte sie etwa von Rosies Vergewaltigung gewusst und nichts getan? »Sie hat wochenlang geblutet ...«, hatte Michael gesagt.

»Er ist ohne jeden Grund total ausgerastet. Er war immer schon ein gemeingefährlicher Kerl – sonst würde er auch jetzt nicht sitzen.« Sie sandte einen boshaften Blick zu Sharon hinüber. »Wenn Sie einen Mörder suchen, dann sollten Sie sich mal auf Michael konzentrieren – oder, noch besser, auf den

Hausfreund seiner Mutter. Fragen Sie den doch mal, wer zuletzt mit Annie gesprochen hat! Da kriegen Sie die Antworten, die Sie suchen.«

Hochrot im Gesicht sprang Geoffrey von seinem Stuhl auf, aber Wendy legte ihm die Hand auf den Arm und zog ihn zurück. »Lassen Sie sich nicht Maureens Willen aufzwingen, Geoffrey. Sehen Sie nicht, dass sie versucht, einen Streit anzuzetteln, indem sie Sie reizt? Es ist wirklich höchst interessant. Sie möchte unbedingt vermeiden, dass Derek und Alan Mrs. Ranelaghs Fragen beantworten. Ich möchte wirklich gern wissen, warum.«

Maureens gehässiger Blick schweifte zu ihr. »Was geht Sie das an?«

»Sehr viel. Schließlich war ich eines Ihrer Opfer. Sie reden mit einer Unbekümmertheit von den Diebereien, die Sie begangen haben, Maureen, als wäre das etwas, worauf man stolz sein kann. Aber Ihre Kinder haben mir sehr wehgetan, als sie die Brosche meiner Mutter stahlen. Sie war unersetztlich – das Einzige, was ich von ihr hatte –, aber sie besaß natürlich überhaupt keinen Geldwert, wie Sie sicherlich festgestellt haben, als Sie sie verkaufen wollten.«

»Das waren wir nicht. Die Brosche hat Michael geklaut.«

Wendy schüttelte den Kopf. »Nein«, entgegnete sie mit Entschiedenheit. »Ich weiß genau, wann sie verschwunden ist. Sie suchten wieder einmal Schutz bei uns und hielten mich im Gespräch in der Küche fest, während Ihre Kinder sich im Haus umsahen, ob es was zu stehlen gebe. Ich gab mir natürlich selbst die Schuld, genau wie Sie das erwartet hatten. Ich hätte sofort, als Sie kamen, sämtliche Türen abschließen müssen. Ich war ja nicht so blind, mir über Sie etwas vorzumachen.«

Maureen lächelte höhnisch. »Ganz recht. Wie Dreck haben Sie uns behandelt.«

»Keineswegs«, widersprach Wendy bestimmt. »Ich habe mich eigens bemüht, Ihnen und Ihrer Familie mit der gleichen

Freundlichkeit zu begegnen wie allen anderen Leuten.«

»Tja, vielleicht haben Sie da ein bisschen dick aufgetragen. Gemocht haben Sie uns jedenfalls nie, das steht fest.«

Wendy nickte, ohne zu zögern. »Ja, das ist wahr«, bekannte sie. »Es war sogar noch schlimmer. Ich konnte Sie nicht *ausstehen* – ich konnte Ihre Kinder nicht ausstehen –, ich konnte es kaum ertragen, Sie in meinem Haus zu haben. Jedes Mal, wenn Sie bei uns geklopft haben, musste ich erst mal tief Luft holen, weil ich wusste, dass mir jetzt wieder der Kampf zwischen meinem Widerwillen gegen Sie und Ihre Familie und meiner Christenpflicht bevorstand.«

Die offene Antwort verblüffte Maureen, die offenbar glaubte, Pfarrersfrauen dürften nur besänftigen und beschönigen. »Na bitte, Sie sagen's ja selber«, sagte sie unsicher. »Das beweist doch, dass Sie uns wie den letzten Dreck behandelt haben.«

»O nein, das glaube ich nicht«, versetzte Wendy. »Sonst wären Sie nämlich nicht so überrascht, dass ich Ihnen zustimme. Ich habe gesagt, dass ich mit meinem Widerwillen *gekämpft*, nicht dass ich ihm nachgegeben habe. Unsere Tür stand Ihnen immer offen, Maureen, selbst nach dem Diebstahl meiner Brosche noch. Wir haben Ihnen und Ihren Kindern geholfen, wo wir konnten, obwohl Sie bei weitem die unangenehmste Familie waren, mit der wir je zu tun hatten.«

Alans Kopf sank noch tiefer in seine Hände.

»Und Michael Percy?«, fragte Maureen aggressiv. »Der hat doch genauso geklaut wie meine, aber für den konnten Sie gar nicht genug tun – immer waren Sie für ihn da, um ihm das Händchen zu halten, während seine Mutter, das Flittchen – angriffslustig stieß sie ihr Kinn vor, um auf Sharon zu deuten – »anderweitig beschäftigt war. Und wie geht's aus? Ihr Häschen schlägt alte Frauen mit der Pistole zusammen, und mein Junge wird ein ordentlicher Mensch. Wie kommt das, hm? Können Sie mir das mal erklären?«

Wendy schüttelte den Kopf. »Ich habe nie behauptet, dass ich die Antworten weiß, Maureen. Ich kann nur die Wahrheit sagen, so wie ich sie sehe.« Auch sie wandte sich Alan zu. »Ohnehin sollten Sie Alan fragen und nicht mich. Er ist der Einzige, der die Geschichte kennt.«

»Tja, hm, vielleicht war ich ja eine bessere Mutter, als Sie dachten«, sagte Maureen triumphierend. »Wär Ihnen das als Erklärung recht?«

»Du warst nicht besser als ich«, stieß Sharon mit heiserer Stimme leise hervor. »Der einzige Unterschied zwischen uns war, dass deine Kinder vor dir Angst hatten und mein Sohn vor mir nicht.«

»Da kann ich nur sagen, schön blöd«, gab Maureen zurück, und ihre Augen blitzten vor Genugtuung darüber, Sharon Percy aus der Reserve gelockt zu haben. »Schau dir doch an, was es dir gebracht hat. Dein Michael ist dir so peinlich, dass du seit Jahren kein Wort mehr mit ihm gesprochen hast – und genauso wenig mit seiner Frau, diesem Luder, das ihn hingehängt hat.« Sie lachte hart. »Aber ich kann dich verstehen. Der Junge war ja durch und durch verdorben. Glaubst du vielleicht, meine Kinder hätten gestohlen, wenn er's ihnen nicht gezeigt hätte? Glaubst du vielleicht, Annie hätte nach Pissoir gestunken, wenn nicht er sie nass gemacht hätte?« Sie richtete ihre Zigarette direkt auf Sharons Herz. »Ja, da schaust du, was? Du hast nicht mal gewusst, dass er an dem Abend bei ihr im Haus war, oder? Und erst recht nicht, dass er sie bepisst hat.«

Ich warf einen unsicheren Blick auf Sharon und war erschrocken über die Blässe ihres Gesichts. »Wollen Sie behaupten, dass Michael sie getötet hat?«, fragte ich Maureen.

»Er hat ihr vielleicht auf den Weg geholfen. Alan hat er erzählt, dass er ungefähr um halb neun heimgekommen ist und gesehen hat, dass ihre Haustür nicht richtig zu war. Da ist er reingegangen, weil er sehen wollte, ob er vielleicht was mitgehen lassen könnte. Sie lag auf dem Teppich in ihrem

Wohnzimmer. Er hat gedacht, sie wär blau, und hat sich vorgestellt, was für ein Witz das war, wenn er sie vollpissen würde. Das Haus hat eh nach Katzen gestunken, da hat er gemeint, sie würde es gar nicht merken, wenn sie wieder zu sich käme.«

»Und weiter?«

Sie antwortete mit einem desinteressierten Achselzucken. »Er sagte, sie hätte zu stöhnen angefangen, und da ist er schleunigst abgehauen, weil er Angst hatte, sie würde auf ihn losgehen. Aber wahrscheinlich lügt er wie immer, dass sich die Balken biegen, und hat ihr in Wirklichkeit auch noch ein paar Fußtritte verpasst. Das war nämlich seine Spezialität.«

Ich blickte zu Alan, der immer noch mit gesenktem Kopf dasaß. »War Alan auch dabei?«

»Natürlich nicht«, schnauzte Maureen wütend. »Er hat Ihnen doch schon gesagt, dass er sie nicht angerührt hat. Aber Sie möchten lieber, dass er's war anstatt Michael, stimmt's? Sie sind genau wie die da.« Sie deutete mit wegwerfender Handbewegung auf Wendy. »Der eine kann kein Wässerchen trüben, und der andere ist der reinste Teufel.«

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, beugte Wendy sich vor und musterte Maureen neugierig. »Warum ist es so wichtig, dass Alan nicht dabei war?«, fragte sie.

»Was soll das heißen?«, versetzte Maureen mit drohend gerunzelter Stirn.

»Sie wollen doch unbedingt Sharons Sohn die Schuld in die Schuhe schieben, aber wenn ich richtig verstanden habe, hat *Ihr* Sohn genau das, was Sie Michael Percy vorwerfen, ein paar Wochen später bei Mrs. Ranelagh getan. Aber das scheint keinen von Ihnen zu kümmern.«

»Und?«

»Das lässt vermuten, dass Annie etwas Schlimmeres geschehen ist als Mrs. Ranelagh – und dass Sie unbedingt verhindern wollen, dass Alan damit in Verbindung gebracht

wird.«

War es Einbildung oder bekam Maureen tatsächlich plötzlich Furcht? Dass Alan Angst hatte, war ganz deutlich zu sehen – wenn sein Kopf noch tiefer sank, würde er die Knie berühren.

»Michael hat's uns hinterher erzählt – das hat uns auf die Idee gebracht«, sagte Derek unvermittelt. »Da hat's doch die eine nicht besser verdient gehabt als die andere. Die haben sich beide eingebildet, sie könnten uns in den Dreck ziehen, das Niggerweib genauso wie ihre Freundin.«

»Richtig«, bestätigte Maureen. »Aber angefangen hat Michael – genau wie immer. Der hatte einen ganz übeln Einfluss auf alle anderen, dieser Kerl. Alles Schlimme, was hier in der Straße passiert ist, hat mit ihm und seiner Mutter angefangen, aber immer haben sie uns die Schuld gegeben.«

»Und was ist mit der Vergewaltigung?«, fragte ich zynisch. »Wer ist auf *die* Idee gekommen? Michael war's nämlich ganz sicher nicht – er hat Alan fast totgeprügelt, nachdem der sich an Rose vergriffen hatte. Oder zählt das vielleicht nicht als was Schlimmes?«

Es waren nur Worte – im Zorn hervorgestoßen zur Verteidigung eines Menschen, der nicht da war, um sich selbst zu verteidigen –, aber kaum hatte ich sie ausgesprochen, da war es, als stünde die Zeit still. Niemand auf dem Sofa rührte sich. Es war, als glaubten sie, absolute Reglosigkeit könnte den Fortgang der Ereignisse verhindern und garantieren, dass für immer unausgesprochen bleiben würde, was ich wusste.

Meine erste Reaktion war Verwunderung darüber, dass Derek zu wissen schien, wovon ich redete; dann aber fiel mir ein, dass Michael mir erzählt hatte, Alan sei erst nach der Vergewaltigung Rosies mit seinem Vater aneinandergeraten.

Meine zweite Reaktion war, als mir der Grund für ihre Versteinerung klar wurde, eine rein körperliche. Alan hatte auch Annie vergewaltigt! Vergessen war alle Selbstbeherrschung. Vergessen war die Gerechtigkeit.

Vergessen selbst das Verlangen nach Rache. Übrig blieb nur der Wunsch zu töten.

Wie eine Tigerin stürzte ich mich auf Alan, rasend vor Ekel, Furcht, Hass und Entsetzen. »Du gemeiner Scheißkerl!«, brüllte ich und rammte seinen Kopf gegen die Wand. »Sie hat im Sterben gelegen! Sie hat im Sterben gelegen, und du hast sie vergewaltigt!«

Er zog den Kopf ein und entwand sich mir. »Ich hab nichts – nur in ihren Mund ...«

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Maureen ihre Klauen hob, um sie mir ins Gesicht zu schlagen. Und mit allem Hass, der in mir war, donnerte ich ihr die Faust auf den Mund.

Es wäre in eine Massenschlägerei ausgeartet, wenn nicht Geoffrey Spalding im Herzen Pazifist gewesen wäre. Er packte mich bei den Armen, zog mich von Maureen weg und schleuderte mich hinter sich. »Genug!«, herrschte er mich an und pflanzte sich zwischen mir und dem Sofa auf. »Sieh zu, dass du deine Mutter unter Kontrolle bringst«, befahl er Alan, »sonst bitt ich Mrs. Stanhope, die Polizei zu rufen.«

Der Befehl war überflüssig; Alan hielt seine Mutter bereits mit einem Arm im Würgegriff, um sie zu bändigen. Doch das Wort »Polizei« bewog sie immerhin, sich wieder auf dem Sofa niederzusetzen.

Wütend sah sie Geoffrey Spalding an. »Was spielen Sie sich so auf?«, schrie sie. »Sie haben genauso dreckige Hände wie wir.«

Er senkte den Kopf wie ein Terrier, der ein Frettchen im Blick hat, und fixierte sie unverwandt. »Mrs. Ranelagh zufolge wurde Annie, zwei oder drei Stunden bevor ich ihr begegnete, in ihrem Haus zusammengeschlagen, und an den dabei erlittenen Verletzungen ist sie gestorben. Sagen Sie also nicht, ich hätte Dreck an den Händen. Sie sind hier die Einzige, die den Baseballschläger geschwungen hat.«

Maureen richtete ihre zusammengekniffenen Augen auf

mich. »Nichts als Lügen! Vor einer Woche hat dieses Weib noch behauptet, Derek hätte Annie verdroschen, bevor er sie auf die Straße geschmissen hätte – jetzt will sie mir die Sache in die Schuhe schieben. Ich frag nur eines – wie hätte ich diese fette Sau durch die Haustür kriegen sollen? Sagen Sie mir das mal?«

»Annie hat sich selbst hinausgeschleppt«, sagte ich und atmete tief durch die Nase, um die Zuckungen, die wie Elektroschocks meinen Körper erschütterten, zu stillen. »Sie hatte einen Schädelbruch, einen gebrochenen Arm – sie war weiß Gott wie lange bewusstlos gewesen, während Ihr dreckiger Sohn sich an ihr verging aber sie hatte immer noch genug Lebenswillen, um sich zur Straße hinauszuschleppen und Hilfe zu suchen.« Ich wollte wieder losstürzen, aber Geoffrey Spalding hielt mich auf. »Und niemand hat ihr geholfen, weil alle glaubten, sie wäre betrunken.«

»Auch Ihr Mann«, zischte sie.

»Ich glaube, sie kam zu unserm Ende der Straße, weil sie wusste dass ich der einzige Mensch war, der ihr helfen würde. Ich halte es sogar für möglich, dass sie an unsere Haustür klopft – und es ist furchtbar, dass ich nicht da war, nur weil ich in der Schule gesessen und auf Parasiten wie Sie und Derek gewartet habe, die mit mir über die Entwicklung ihrer Kinder reden wollten.« Ich ließ mich abrupt wieder auf meinen Stuhl fallen. »Ein guter Witz, nicht? Wir wussten doch alle, dass Ihre Kinder sich nur in einer Richtung entwickelten – auf den Knast zu.«

»Unterstehen Sie sich, uns Para-«, begann Derek.

Aber Geoffrey Spalding fiel ihm ins Wort. »Was hast du Rosie angetan?«, fragte er Alan scharf.

»Gib ihm keine Antwort, Junge«, nuschelte Maureen Blut speiend. »Wir brauchen uns nicht zu rechtfertigen, nur weil dieses niederträchtige Weib hier Lügen über uns erzählt.«

»Ich will hören, was Ihr Sohn zu sagen hat«, entgegnete

Geoffrey Spalding zornig. »Wenn er meine Rosie vergewaltigt hat, dann möchte ich das wissen. Dann sollte man ihn einsperren.«

»*Ihre* Rosie?«, rief Maureen und wischte sich das Blut mit dem Blusenärmel vom Mund. »Das ist gut. Das ist wirklich gut. Auf einmal ist sie *Ihre* Rosie, und vorher konnten Sie sie nicht schnell genug loswerden, um mit dem Flittchen da zusammenzuziehen.«

»Bleiben wir doch beim Thema, Maureen«, mischte sich Wendy energisch ein. »Wann hat Alan Ihnen eigentlich erzählt, was für eine Rolle er in dieser ganzen Angelegenheit gespielt hat? Und warum haben Sie nichts unternommen, um zu verhindern, dass es noch schlimmere Ausmaße annahm?«

Maureen zog sich tiefer in die Sofaecke zurück. »Fragen Sie doch Derek«, brummte sie trotzig. »Er hat Ihnen doch schon gesagt, dass er Alan gesagt hat, was er tun soll. Was hätt ich denn schon unternehmen können? Ich hätt doch höchstens selbst eine Tracht Prügel gekriegt – wie immer, wenn Derek fand, dass ich mich einmische.«

Aber Derek schüttelte unwillig den Kopf. »Ich hab gesagt, dass ich die Verantwortung für die Sache mit der Lehrerin übernehme«, erklärte er, »aber für sonst nichts.«

»Sonst gibt es nichts«, fuhr sie ihn gereizt an. »Was haben wir denn schon groß getan? Wir haben der Niggertante ein paar Sachen geklaut und Frau Schlaumeier hier eine kleine Lektion in Benimm erteilt. Alles Übrige ist Lüge.«

Ich sah auf. »Und was ist mit den Katzen?«, fragte ich kalt. »Dienten die auch als Lektion ›in Benimm‹?«

Sie senkte hastig den Blick und griff nach ihren Zigaretten.

»Sie wussten zu genau, wie viele Katzen sich in Annies Haus befanden. Sie hätten die Zahl bestimmt nicht gekannt, wenn Sie nicht jeden traurigen kleinen Streuner, den Sie gequält und gefoltert haben, mit Befriedigung abgehakt hätten.«

Wieso traf gerade das Alan mitten ins Herz? War der Tod einer Katze denn schrecklicher als der eines Menschen? Die Entwürdigung einer Katze schwerer zu vergessen? Waren die Schreie einer Katze erschütternder? Anscheinend. Annie konnte man ruhig sterben lassen – mich konnte man erniedrigen – Rosie konnte man weinen lassen –, aber ein Tier musste geliebt werden. Seine innere Qual war erschreckend, und während ich ihn beobachtete, sah, wie er mit den Tränen um diese längst verstorbenen Tiere kämpfte, fragte ich mich, ob er allem menschlichen Schmerz immer noch so entfremdet war wie offenbar damals. Wenn ja, hatte ich wenig Hoffnung für Beth und die Kinder.

Es ist schier unmöglich, zu berichten, was er sagte und wie er es sagte. Einmal freigesetzt, schwollen seine Emotionen zu einem wilden Strom an, der über die Gefühle aller anderen hinwegfegte und sich in gestammelten Worten und Sätzen ergoss, die manchmal kaum verständlich waren. Wir erfuhren vom Abscheu seiner Mutter vor sexueller Nähe, von den brutalen Übergriffen, mit denen sein Vater sich von ihr zu nehmen pflegte, was er wollte, von der Trunksucht beider, von ihrer Gewalt gegeneinander und gegen ihre Kinder. Aber weit länger als bei all den anderen Schrecklichkeiten verweilte Alan bei der Grausamkeit, mit der Maureen die rote Katze abgeschlachtet hatte, und beteuerte immer wieder, dass sie, als er sie an ihrem Tun hatte hindern wollten, mit dem Baseballschläger auf ihn losgegangen sei.

Ich fragte ihn, warum sie die Katze überhaupt getötet habe, und wie Michael konnte er mir zur Erklärung nur sagen, dass sie es genossen habe. Sie habe gelacht, sagte er, als das Hirn der Katze in alle Richtungen spritzte, und habe lauthals gewünscht, nicht die Katze, sondern das Niggerweib läge mit zertrümmertem Schädel vor ihr.

»Und die anderen Katzen?«, fragte ich. »Warum hat sie weitergemacht?«

»Weil Annie jedes Mal total ausgeflippt ist, wenn ihr eine durch die Klappe geschoben wurde. Dann hat sie geheult und geschrien wie eine Verrückte, und meine Mutter hat gemeint, wenn sie nicht aus eigenem Antrieb ihre Siebensachen packen und verschwinden würde, dann würde sie todsicher in einer Zwangsjacke abtransportiert werden.«

»Aber wenn Ihnen diese Tierquälerei so sehr an die Nieren ging, warum haben Sie dann dabei mitgemacht?«

»Da war ich nicht der Einzige«, sagte er. »Wir haben alle mitgemacht, Mike, Rosie, Bridget, meine Schwestern. Wir sind losgezogen und haben geschaut, ob wir streunende Katzen finden. Die haben wir dann in Kartons nach Hause getragen.«

Ich fragte mich traurig, ob nicht das die wahre Erklärung dafür war, dass Bridget ihr Haar geopfert hatte. »Aber warum haben Sie das getan, wenn Sie doch wussten, was mit ihnen geschehen würde?«

»Es war nicht so schlimm, als wenn ihnen der Schädel eingeschlagen worden wäre.«

»Das stimmt nur, wenn Sie glauben, dass ein schneller Tod schlimmer ist als ein langsamer.«

»Sie sind ja nicht alle gestorben – die meisten hat Annie gerettet. Und damit haben wir ja auch gerechnet.« Er drückte seine Stirn in seine Hände. »Es war auf jeden Fall besser für sie, als wenn meine Mutter sie gleich umgebracht hätte, wie sie das gern getan hätte. Wenn sie sterben mussten, das hat Annie fertiggemacht.«

»Die Katzen, die ihr bei mir unters Haus geschoben habt, mussten sterben«, sagte ich, »weil ich nicht wusste, dass sie da waren.«

Er sah mich verständnislos an, sagte aber nichts.

»Und wenn Sie sich Ihrer Mutter widersetzt hätten«, fuhr ich fort, »hätte keine der Katzen sterben müssen. Michael war doch bestimmt intelligent genug, um sich das zu überlegen, selbst wenn Sie dazu nicht in der Lage waren.«

»Wir Kinder wollten Annie auch loswerden«, sagte er mürrisch. »Es war nicht recht, dass sie uns gezwungen haben, neben einer Niggerin zu wohnen.«

Ich weiß nicht, was Maureen durch den Kopf ging während er sprach. Sie machte ein, zwei halbherzige Versuche, ihm Einhalt zu gebieten, aber ich glaube, sie wusste schon, dass es zu spät war. Merkwürdig, ich hatte den Eindruck, dass sie sich ihrer Grausamkeit wirklich schämte – vielleicht weil dies das eine Verbrechen war, das sie mit eigener Hand verübt hatte. Interessant war, dass sie Sharon unverwandt im Auge behielt, als Alan gestand, dass er an *dem* Abend, an dem Annie umgekommen war, zusammen mit Michael gegen halb neun Uhr in ihr Haus eingedrungen war.

»Mike hat gesehen, dass die Tür nur angelehnt war, berichtete er. »Wir wollten eigentlich zu ihm und die Glotze anstellen weil wir wussten, dass seine Mutter nicht da war, aber da sagt er plötzlich, ›Hey, die schwarze Sau hat ihre Haustür offen gelassene.‹ Drinnen war's stockfinster – kein Licht, nichts –, und er sagte, ›Komm, schauen wir uns mal um, ob's was zu holen gibt, eh sie zurückkommt.‹ Wir haben uns ins vordere Zimmer geschlichen und sind beinah über sie drübergefallen. Mike hat angefangen, ehrlich« beteuerte er. »Er hat die Lampe auf dem Tisch angemacht. Er dachte sie wäre stockbesoffen, und hat seinen Schwanz rausgeholt –« Er brach ab und sprach nicht weiter.

»Hat sie etwas zu Ihnen gesagt?«

Er hob kurz den Kopf und sah Sharon an. »Sie hat ein paar mal gesagt, das Flittchen hätte sie geschlagen – Mike ist total ausgerastet und hat sie getreten, bis sie endlich die Klappe gehalten hat. Dann sind wir runter zur Spielhalle, und Mike hat zu mir gesagt, er bringt mich um, wenn ich auch nur ein Sterbenswörtchen über seine Mutter verlauten lasse. Wen interessiert das schon, hab ich gemeint, ist doch ganz egal, wer's getan hat, Hauptsache, die verschwindet endlich.«

»Ich hab Ihnen ja gesagt, dass wir's nicht waren«, rief Maureen triumphierend. »Ich hab gleich gesagt, Sie sollen sich an das Flittchen da halten. Die und ihr Sohn haben's zusammen gemacht.« Sie hob zwei Finger und stach mit ihnen nach Geoffrey. »Darum haben Sie die Irre auf die Straße geschmissen – weil sie Ihnen gesagt hat, wer sie verprügelt hatte.«

Mir war übel. Obwohl ich vermutet hatte, dass Michael wusste, wie Annie umgekommen war, hatte ich stets gehofft, er wäre an ihrem Tod nicht beteiligt gewesen. Aber konnten Fußtritte um halb neun Uhr abends die Blutergüsse in Annies Oberschenkeln verursacht haben, die auf den Fotos so deutlich zu sehen waren? Ich richtete meinen Blick auf Sharon. Tritt für deinen Sohn ein, hätte ich sie am liebsten angeschrien. Sag ihnen, wie klein und zart er für sein Alter war – dass solche mörderischen Tritte sie früher getroffen haben müssen – dass sie sie von jemandem empfangen haben muss, der viel kräftiger war ...

»Ist das wahr, Geoffrey?«, fragte Wendy erschrocken.

»Nein«, murmelte er, während sein Blick ungläubig auf Sharon ruhte. »Sie hat überhaupt nichts gesagt. Sie hat sich nur an meinen Ärmel geklammert und versucht, sich aufrecht zu halten. Da habe ich sie weggestoßen ...« Seine Stimme versagte, als er sich zu fragen begann, wie viele Lügen ihm Sharon aufgetischt hatte. »Kein Wunder, dass du mich in dem Glauben gelassen hast, es wäre meine Schuld«, stieß er wütend hervor. »Wen wolltest du decken? Dich selbst oder deinen missrateten Sohn?«

Sharons einzige Erwiderung war eine zaghafte Geste der Abwehr, indes gleichzeitig das letzte bisschen Farbe aus ihrem Gesicht wich.

»Wenn sie ohnmächtig wird, könnte sie sich verletzen«, warnte ich.

»Soll sie doch«, versetzte Maureen gehässig. »Das würde ihr

nur recht geschehen.«

»Mein Gott!« Mit einem verdrossenen Seufzer stand ich auf, um Wendy zu helfen, Sharons schlaffen Körper zu stützen. »Wenn Sie das glauben, warum haben Sie dann Drury damals nicht Bescheid gesagt?«

Aber das war eine dumme Frage, und sie machte sich auch gar nicht die Mühe, sie zu beantworten. Sie hatte ja Annies Tod nie bedauert. Ihr war es einzig darauf angekommen, aus der Schusslinie zu bleiben, um aus ihrer Diebesbeute ungestört den größtmöglichen Profit schlagen zu können. Und wenn das damit zu erreichen war, dass man an die niedrigsten Instinkte des Mannes appellierte, um ihn aufzustacheln, Frauen in Angst und Schrecken zu stürzen, dann ging das durchaus in Ordnung. Irgendwie konnte ich sie sogar dafür bewundern, denn sie lebte in einer Welt, in der die Gier herrschte – sei sie nun sexueller oder materieller Natur –, und nach ihren eigenen Maßstäben hatte sie sich erfolgreich geschlagen. Ganz sicher war sie der einzige Mensch in diesem Zimmer, der das Eigentum an seinem Haus seiner Geistesgegenwart und Raffiniertheit zu verdanken hatte.

Ich berührte mit einer Hand Sharons platinblond gefärbtes Haar. Es war trocken und staubig unter meinen Fingern. »Das Schlimmste, was diese Frau Annie angetan hat, war, dass sie ihr einmal einen Eimer Wasser über den Kopf geschüttet und sich ein paarmal bei der Gemeinde über sie beschwert hat«, sagte ich zu Geoffrey, »und wenn Sie das nicht glauben können, dann sollten Sie schleunigst verschwinden und ihr eine Chance geben, ihren Sohn zurückzugewinnen.«

»Aber –«

»Was aber?«, fuhr ich ihn an. »Wollen Sie lieber Maureen glauben?« Ich packte ihn beim Ellbogen und zwang ihn, Sharon ins Gesicht zu sehen. »Die Frau hat mehr als zwanzig Jahre lang zu Ihnen gestanden – wie viel länger müssen Sie sie noch kennen, ehe Sie ihr vertrauen? Oder muss sie sich immer

an den miesen Maßstäben messen lassen, nach denen Sie und dieses Gesindel da drüben« – ich wies zum Sofa – »leben?« Ich sprach ebenso sehr für mich selbst wie für Sharon, denn ich wusste nur zu gut, was es hieß, in einer Atmosphäre von Zweifel und Misstrauen zu leben. Man schwimmt oder man geht unter, man kämpft oder man streckt die Waffen – und ganz gleich, welchen Weg man wählt, man geht ihn allein.

Geoffrey schüttelte unsicher den Kopf.

Ich kniete unvermittelt vor Sharon nieder und umfasste ihre Hände. »Verkaufen Sie Ihr Haus und gehen Sie weg von hier«, drängte ich sie. »Streichen Sie diesen Mann aus Ihrem Leben und machen Sie einen neuen Anfang. Freunden Sie sich mit Bridget an, helfen Sie Michael, den richtigen Weg zu finden. Er braucht die Liebe seiner Mutter genauso sehr wie die seiner Frau – und das zumindest schulden Sie ihm. Er hielt Sie für eine Mörderin, Sharon, aber er hat Sie in Schutz genommen – und er versteht nicht, warum Sie so schnell bereit waren, ihn im Stich zu lassen. Kämpfen Sie für ihn. Seien Sie die Mutter, die er sich wünscht.«

Sie war zu benommen, um zu begreifen, wovon ich sprach, und blickte hilflos von mir zu Geoffrey, so fest verhaftet in ihrer Unterwürfigkeit Männern gegenüber, dass sie immer tun würde, was er sagte.

Vom Sofa aus rief Maureen triumphierend: »In unserer Straße hat's immer nur ein Flittchen gegeben, und mit der ist's jetzt aus und vorbei, weil die Wahrheit über sie rausgekommen ist. Erzählen Sie das mal der Polizei, dann werden Sie schon sehen, ob die das bisschen Krempel interessiert, das wir uns unter den Nagel gerissen haben.«

Ich hätte sie am liebsten umgebracht. Mit Freuden hätte ich ihren sehnigen Hals mit meinen Fingern umschlossen und das ganze Gift aus ihr herausgepresst. Stattdessen stand ich auf und griff zu meinem Rucksack. »Annie hat Sharon nie als Flittchen bezeichnet, Maureen. Sie nannte sie eine ›Hure‹. Das haben Sie

selbst mir erzählt. «

Ihr blieb der Mund offen stehen. Ausnahmsweise war sie sprachlos, weil sie wusste, dass ich Recht hatte. Ich hatte ein unbändiges Verlangen, zu schreien und zu kreischen, mit den Füßen zu stampfen, meine Frustration in den Wind zu brüllen. Ich hatte auf das Wunder gehofft, das mir beweisen würde, dass ich mich täuschte; nun war ich nur tieftraurig und todmüde.

»Und ich würde mich an Ihrer Stelle nicht darauf verlassen, dass die Polizei Sie ungeschoren davonkommen lässt«, fuhr ich so beherrscht fort, dass meine Mutter, hätte sie mich in diesem Moment erlebt, mir Beifall gespendet hätte. »Ihr einziger Schutz war immer nur das Schweigen der anderen. Solange Sie Geheimnisse hatten, die verborgen bleiben mussten, waren Sie sicher.« Ich zuckte die Achseln. »Aber es gibt keine Geheimnisse mehr, Maureen. Und was folgt daraus für Sie?«

Derek lachte plötzlich ganz unerwartet. »Ich hab ihr gleich gesagt, dass Sie niemals lockerlassen würden«, sagte er, »aber sie wollte nicht auf mich hören. Lehrerinnen wären viel zu zimperlich, hat sie immer gesagt, um die Boxhandschuhe rauszuholen und zu kämpfen.«

Maureen verfolgte Wendy und mich zur Tür, verlangte Antworten, die ich verweigerte. Wer es denn getan habe, wenn nicht Sharon? Was ich der Polizei erzählen würde? Was ich überhaupt an Beweisen für irgendetwas hätte? Ihre Lippe war aufgeschwollen von dem Hieb, den ich ihr versetzt hatte. Sie packte mich am Ärmel, um mich aufzuhalten, und drohte mir mit einer Klage, falls ich ihr nicht eine »beschissene« Erklärung gäbe.

Ich riss mich von ihr los. »Bitte, nur zu«, sagte ich. »Ich sage Ihnen gern, wo ich zu erreichen bin – bei Mr. Jock Williams in der Alveston Road 7 in Richmond. Also schicken Sie die Polizei ruhig vorbei. Dann brauch ich sie wenigstens nicht selbst zu holen. Und was weitere Erklärungen angeht – ich

schüttelte den Kopf – »vergessen Sie's. Was Sie nicht wissen, kann Ihnen nicht nützen, und ich tu bestimmt nichts mehr, was Ihnen einen Vorteil verschaffen könnte.«

Ich wandte mich Alan zu, der im Schatten des düsteren Flurs stand. »Ich habe allen Grund, Sie zu hassen und zu verachten«, sagte ich, »aber ich glaube, Ihre Frau ist die eine unter Millionen, die das Zeug dazu hat, Sie von Ihrer Mutter zu befreien. Darum kann ich Ihnen nur raten, fahren Sie nach Hause und nehmen Sie Ihren Vater mit. Wenn Beth die Wahrheit über Sie von Derek erfährt, wird sie vielleicht verstehen und verzeihen. Das wird sie niemals tun, wenn sie sie von Ihrer Mutter erfährt.«

»Du meine Güte!«, stieß Wendy kurzatmig hervor und drückte die Hand auf ihr flatterndes Herz, als wir davongingen. »Das ist das erste Mal, dass ich Angst in Ihrem Gesicht gesehen habe.«

»Geht es Ihnen gut?«, fragte ich besorgt und schob ihr die Hand unter den Ellbogen.

»Überhaupt nicht. Das war ja ein Schock nach dem anderen. So was habe ich noch nie erlebt.« Sie ließ ihr Gesäß auf die Gartenmauer von Nummer 18 hinunter. »Ich muss erst mal wieder zu Atem kommen.« Sie holte ein paar mal tief Luft und hob, als sie sich zu erholen begann, drohend einen Finger. »Mein Mann würde Ihre Rachsucht überhaupt nicht gutheißen, mein Kind. Er würde sagen, der Weg in den Himmel führt über die Vergebung.«

»Hm«, stimmte ich zu. »Das hat er mir damals auch schon gesagt, als ich wegen der Sache mit Derek und Alan bei ihm war.«

Sie schnalzte unmutig mit der Zunge. »Das war wohl der Moment, als er Sie enttäuscht hat?«

Ich blickte zur Straße hinaus. »Er hat es ja nicht absichtlich getan«, sagte ich. »Er hat genauso reagiert wie alle anderen – er hielt mich für hysterisch.« Ich drehte den Kopf nach

Maureen, die immer noch an ihrem Gartentörchen stand. »Ich glaube, ich weiß jetzt, warum. Ich bin nie lange genug objektiv geblieben, um meine Stimme zu beherrschen. Und das schreckt die Leute ab.«

»Aber warum haben Sie sich gerade meinen Mann ausgesucht?«, fragte sie neugierig. »Hatten Sie denn sonst niemanden, mit dem Sie hätten reden können?«

Nur Libby ... »Es war mehr die Kirche als Ihr Mann«, antwortete ich. »Mir ist nichts anderes eingefallen.«

»Ach Gott, das tut mir wirklich Leid. Da müssen Sie tatsächlich eine Enttäuschung erlebt haben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich war's mehr eine Aufrüstung. Heulend und jammernd bin ich reingegangen, und rausgekommen bin ich als Racheengel.« Ich lachte kurz auf. »Und ich dachte bei mir, wenn ich jemals verzeihe, dann zu meinen eigenen Bedingungen und bestimmt nicht auf Befehl eines fetten, verschwitzten Kerls im langen Gewand, der überzeugt ist, dass ich lüge.« Ich erinnerte mich plötzlich, wen ich vor mir hatte, und war verlegen. »Oh, entschuldigen Sie. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

Wendy straffte die mageren Schultern und stand auf. »Die Beschreibung ist gut«, sagte sie kurz. »Peter ist der geborene Schauspieler und fühlt sich im Kostüm am wohlsten. Er meint, es verleihe seinen Worten Autorität.«

»Ich war damals ja wirklich ziemlich daneben«, sagte ich, um ihn ein wenig in Schutz zu nehmen, »und er war ehrlich bemüht, nett und teilnahmsvoll zu sein.«

»Er hat kein Feuer im Hintern, das ist sein Problem. Ich sag ihm ständig, dass seine Predigten zum Einschlafen politisch korrekt sind. Er soll doch das Böse anprangern und keine Statements für die Liberalen abgeben.«

Ich lachte. »Sie würden als Pfarrerin wohl mit eisernem Besen kehren?«

»Das ist das einzige Wirksame«, erklärte sie vergnügt.

»Ein bisschen Hölle und Verdammnis schlägt die Sünde schneller in die Flucht als alles andere. *Und* es ist dramatischer. Hölle und Teufel sind weit aufregender als die Seligkeit und Majestät des Himmels.«

Ich fand sie hinreißend – in ihrer Offenheit – ihrer Unerschütterlichkeit – und, das fehlte gerade noch, in ihrer Ähnlichkeit mit meiner Mutter! Aber ich sah ihr an, dass sie bis ins Letzte erschöpft war. Ich überredete sie, sich wieder niederzusetzen, während ich in meinem Rucksack nach dem Handy kramte, das ich mir am Morgen von Luke geliehen hatte, um ein Taxi zu rufen. Noch ehe ich es gefunden hatte, hielt neben uns ein Auto an.

»Kann ich Sie mitnehmen?«, fragte Alan unwirsch durch das offene Fenster. »Wir kommen direkt an der Alveston Road vorbei.«

Ich war zu verblüfft, um ihm eine Antwort zu geben, und sah Wendy an.

»Vielen Dank«, sagte sie und richtete sich würdevoll auf. »Das ist ganz reizend von Ihnen.«

Während der Fahrt sprach keiner ein Wort. Derek und Wendy genossen offensichtlich das Schweigen, während Alan immer wieder mit nervösen Blicken in den Rückspiegel sah und dabei zuckende Mundbewegungen machte, als versuchte er, Worte zu formen, die bei mir Anklang finden würden.

Aber erst als er in der Alveston Road anhielt, fand er den Mut, es zu riskieren. Er drehte sich herum. »Es ist wahrscheinlich ein bisschen spät ...« Er geriet ins Stocken. »Ich meine, ich könnt's verstehen, wenn Sie jetzt nichts mehr hören wollen – aber ich wollte, ich hätte nie – hat Danny Ihnen erzählt, dass ich seit fünfzehn Jahren sauber bin?«

Ich sah ihm fest in die Augen. »Wenn Sie mir sagen wollen, dass es ihnen Leid tut, Alan, dann sagen Sie es. Verpatzen Sie es nicht mit langen Rechtfertigungen.«

Er zog den Kopf ein wie eine erschrockene Schildkröte,

genau wie damals der Schuljunge, den ich an meiner Handtasche ertappt hatte. »Es tut mir Leid.«

»Mir auch.« Ich bot ihm die Hand. »Ich habe Ihnen nicht geholfen, als ich die Gelegenheit dazu hatte, und das habe ich immer bedauert.«

Seine Hand lag warm und schweißfeucht in der meinen, und ich kann nicht behaupten, dass die Berührung mir angenehm war, aber es war wie eine abschließende Klärung. Für uns beide. Ich dachte daran, ihn davor zu warnen, dies als Anlass zu nehmen, Beth gegenüber nicht ehrlich zu sein, aber Dereks Anwesenheit war ein vielversprechendes Zeichen, und ich ließ es bleiben.

»Nur damit Sie es wissen«, bemerkte er, als ich Wendy aus dem Wagen half. »Wir haben keine Katzen unter Ihrem Haus versteckt.«

Ich runzelte die Stirn. »Heißt das, dass gar keine Katzen da waren? Oder dass jemand anders sie da versteckt hat?«

Er wies mit einer Kopfbewegung zu Jocks Haustür. »Mr. Williams wusste immer Bescheid – er hatte alles, was wir Kinder getan haben, von Sharons Fenster aus beobachtet. Der einzige Grund, warum er nichts gesagt hat, war, dass die Niggerin ihn ›Schwuler‹ genannt hat. Deswegen war er stinksauer auf sie. Genau wie wir, weil sie uns immer ›weißes Pack‹ genannt hat.«

Ich schloss einen Moment die Augen. »Sie wissen, dass ich zur Polizei gehen werde, Alan«, sagte ich bekümmert. »Das ist Ihnen doch klar, nicht wahr? «

»Ja.«

»Dann tun Sie sich selbst einen Gefallen«, sagte ich, »und lassen Sie das Wort ›Nigger‹ aus Ihrem Wortschatz verschwinden. Ich werde Sie nämlich fertig machen, wenn Sie Annie noch ein einziges Mal so bezeichnen.«

Er nickte gehorsam, während er den Gang einlegte. »Sie können sich darauf verlassen, Mrs. Ranelagh.«

Wendy kloppte an Dereks Fenster. »Was ist mit Ihnen?«, rief sie. »Wollen Sie sich nicht auch entschuldigen?«

Aber er sah sie an wie eine lästige Fliege, bevor er seinem Sohn ein Zeichen gab, loszufahren.

Wir blieben auf dem Bürgersteig stehen und sahen ihnen nach, bis sie in die Hauptstraße abbogen. »Ich glaube, Sie sind eben reingelegt worden«, sagte Wendy mit einem kleinen Lachen. »Wetten, die beiden fahren zum nächsten Geldautomaten, und Alan drückt Derek einen Hunderter in die Hand, damit er spurlos verschwindet?«

»Ach, ihr Kleingläubigen«, sagte ich nur und führte sie zwischen unserem Wagen und einem schmutzbespritzten Renault Espace hindurch, die nebeneinander in Jocks Einfahrt standen. Ich fragte mich flüchtig, wo der altehrwürdige Mercedes war, und sagte mir dann, dass Jock ihn gewiss versteckt hatte, um seine Behauptung aufrechterhalten zu können, dass er einen XK8 in einer Privatgarage hatte.

**Von:** Libby Garth (liga@netcomuk.co)

**Datum:** 17. August 1999, 20.17

**An:** M. Ranelagh

**Betreff:** Treffen am Freitag bei Jock

Liebe M –

ich schreibe in aller Eile. Gleich muss ich weg, um Amy bei ihrer Freundin abzuholen. Du sagst, das sei alles Schnee von gestern und keinem von uns müsse nach so langer Zeit irgendwas peinlich sein, aber das hilft mir gar nichts. Ich weiß ganz einfach nicht, wie ich euch je wieder in die Augen schauen soll, das gilt vor allem für dich und Jock. Du hast mich gebeten, nichts zu erklären und keine Entschuldigungen vorzubringen, aber ich habe nun mal fürchterliche Schuldgefühle. *Und es tut mit Leid!* Bitte, glaub mir, das, was damals zwischen Sam und mir war – das war längst mausetot, als ihr aus England weggegangen seid.

Du schreibst, dass dieses Treffen am Freitag sehr wichtig ist, aber ich kann nicht kommen, ich schaff das nicht, ehrlich. Sams Geständnis nach zwanzig Jahren muss Jock und dich doch erbittert haben – und du verabscheust mich jetzt wahrscheinlich wegen meiner Heuchelei. Du glaubst sicher, ich hätte damals, als ich dir half, über die Sache mit Annie hinwegzukommen, Freundschaft nur vorgetäuscht, aber so war es nicht, wirklich nicht. Ich habe gern geholfen und ich war froh, dass wir Freundinnen geblieben sind, trotz allem. Ehrlich gesagt habe ich darauf vertraut, dass Sam niemals etwas verraten würde – mehr, um sich die Freundschaft mit Jock zu erhalten, denke ich, als aus Angst davor, dass du die Wahrheit nicht ertragen würdest –, und es war doch auch gar nicht so schrecklich wichtig, wo genau er an dem Abend war, Hauptsache, er und Jock konnten sagen, dass sie Annie um Viertel vor acht nicht gesehen hatten. Die einzigen Lügen, die *ich* dir erzählt habe, hatten mit diesem verflixten Alibi zu tun –

ich wollte, ich wäre die ganze Zeit ehrlich gewesen, aber weißt du, sie erschienen mir so harmlos im Vergleich zu der Kränkung, die es für dich bedeutet hätte, von der Affäre zu erfahren. Natürlich war es nicht in Ordnung, aber ich fand, es wäre das kleinere Übel. Sam und Jock hatten offensichtlich nichts mit Annies Tod zu tun – wie ich dir ja immer wieder gesagt habe –, und ich wollte nicht, dass du schlecht von mir denkst. Kurz und gut, ich habe über den fraglichen Abend ein Protokoll mit genauen Zeitangaben geschrieben, das alle Einzelheiten über das Kommen und Gehen aus Haus Nr. 21 enthält, an die ich mich erinnere. Ich lege es bei. Ich denke, du wirst feststellen, dass die Angaben mit den Aussagen von Jock und Sam übereinstimmen. Ich werde selbstverständlich eine offizielle Aussage machen, wenn es so weit ist. Damit mache ich fürs Erste Schluss und schicke dir liebe Grüße, die du hoffentlich nicht zurückweist.

Deine L.

P.S. Abgesehen von allem anderen kann ich die Mädchen nicht einfach den ganzen Tag allein lassen, und mein armer alter Jim wäre tief beunruhigt, wenn ich ihm erzählte, dass ich vorhave, meinen Ex-Mann wiederzusehen. Er würde wissen wollen, wozu – und dann müsste ich ihm von Sam erzählen und wie ich meine beste Freundin hintergangen habe. Es tut mir Leid, mein Schatz. Ich hoffe, du hast Verständnis.

\*\*\*

**Von:** M. R. (manelagh@jetscape.com)

**Datum:** 18. August 1999, 12.42

**An:** Libby Garth

**Betreff:** Freitag

Meine liebe Libby!

Anlage erhalten und verstanden, liebe Grüße angenommen so, wie sie gemeint waren. Du kannst mir glauben, ich war immer dankbar für deine Hilfe in Sachen Annie – ich hätte nicht die Hälfte von dem erfahren, was ich über ihre Nachbarn weiß, wenn du nicht gewesen wärst. Unglücklicherweise gibt es ein, zwei Diskrepanzen zwischen deiner und Sams Aussage – d. h., er sagt, du hattest gerade die Wäsche gemacht, als er kam, während du erklärst, du hattest vor dem Fernseher gesessen. Er sagt ferner, du hattest ein Bad genommen, unmittelbar bevor er kam, und du behauptest, du wärst in der Küche gewesen und hattest gekocht. Ich weiß, das sind Kleinigkeiten – aber ich brauche Aussagen, die wirklich übereinstimmen, bevor ich zur Polizei gehe. Du weißt, dass ich nicht insistieren würde, wenn es nicht wichtig wäre. *Und du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen!* Jock und Sam haben sich versöhnt – auch wenn eine gewisse Kühle geblieben ist –, und Sam und ich sind mittlerweile wie siamesische Zwillinge. Wir sind schon so lange zusammen, dass wir an der Hüfte miteinander verwachsen sind und nur noch im Gleichschritt marschieren können. Aber wenn du wegen der Mädchen und deiner Sorge um Jim wirklich nicht herkommen kannst, werden wir drei eben nach Leicester kommen.

Alles Liebe, M.

Ich hatte Jock gebeten, Wendy und mir die Haustür offen zu lassen, und wir gingen schnurstracks durch den Flur zur Küche. Ich sah Libby, bevor sie mich sah. Sie saß auf einem geradlehnigen Küchenstuhl, das Gesicht im Profil, und ich hatte ein, zwei Sekunden Zeit, sie unbemerkt zu mustern, ehe der Klang unserer Schritte sie auf unser Kommen aufmerksam machte. O ja, Rache ist süß! Nichts war geblieben von der aufregenden Brünetten von damals, die ihr apartes Gesicht und ihre gute Figur so gekonnt zur Schau getragen hatte. Die Frau auf dem Küchenstuhl war eine sehnige, spitznasige Person mit schlaffem Kinn und frisch gefärbtem Haar, das im Ton zu dunkel war für ihren Teint.

Am lebhaftesten erinnerte ich mich ihrer ungeduldigen Gesten und ihres ewig gereizten Gesichtsausdrucks, die damals, im Jahr 1978, so deutlich ihre Unzufriedenheit mit ihrem Leben verraten hatten, und ich sah mit Erheiterung, dass beides ihr geblieben war.

»Mir reicht's«, sagte sie gerade, als Wendy und ich uns näherten, und tippte ärgerlich auf ihre Armbanduhr. »Sie hat halb eins gesagt. Wenn sie nicht in den nächsten fünf Minuten erscheint –«

Sie brach ab, als Sam und Jock die Köpfe hoben und mit unmissverständlicher Erleichterung zur Tür blickten.

»Hallo, Libby«, sagte ich mit einem strahlenden Lächeln. »Du siehst gut aus.«

Auch sie unterzog mich einer kurzen Musterung, aber sie erwiderte mein Lächeln nicht. »Du bist spät dran«, stellte sie ungehalten fest.

Vielleicht hätte mich der Mangel an Herzlichkeit nach all den Briefen, Faxen und E-Mails, die sie mir im Lauf der Jahre geschickt hatte, um mich ihrer Unterstützung, ihrer Freundschaft – ja, Liebe – zu versichern, überraschen sollen,

aber ihr verändertes Verhalten wunderte mich nicht im Geringsten. Zuckersüß hatte sie sein können, solange sie mich in Unwissenheit über ihre Affäre mit Sam geglaubt hatte, weil mich das zur Dummen gemacht hatte. Nun aber hatten Sam und Jock offensichtlich – wie ich sie gebeten hatte – erzählt, dass ich schon vor meinem ersten Brief an sie von dem Verhältnis gewusst hatte – und damit war *sie* die Dumme. Genau das aber konnte sie um nichts in der Welt ertragen – dumm dazustehen!

»Ich weiß, und es tut mir Leid«, sagte ich unbekümmert. »Aber es hat länger gedauert, als ich dachte. Erinnert ihr euch an Wendy Stanhope, die Frau des Pfarrers? Wendy – Libby – Jock – Sam.« Ich sah die Männer fragend an, als sie aufstanden, um Wendy zu begrüßen. »Habt ihr die Sandwiches geholt? Wir sind nämlich dem Verhungern nahe!«

Jock zog mit schwungvoller Geste die Tür des Kühlschranks auf. »Bitte sehr«, sagte er, stellte mehrere Platten auf den Tisch und reichte Sam eine Flasche gekühlten Chardonnay.

»Wir haben aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass das Ihr Lieblingsgetränk ist«, sagte Sam, füllte ein Glas und reichte es Wendy. »Ich kann mir denken, dass Sie es sich sauer verdient haben.«

Sie lachte und trank einen herzhaften Schluck. »Nein, keineswegs, ich hab nur den Chor zu den atemberaubenden Koloraturen Ihrer Frau abgegeben. Sie sollten stolz auf sie sein, Sam.«

»Oh, das bin ich, das bin ich«, versicherte er und reichte auch mir ein Glas, bevor er Wendy galant zu einem Stuhl führte. »Sie ist ja auch eine tolle Frau, nicht wahr?« Er zwinkerte mir zu. »Noch genauso schön wie an dem Tag, an dem wir geheiratet haben.«

Ich sah, wie Libby die Mundwinkel herabzog, als sie das Glas Wein, das Sam ihr anbot, ausschlug, und fragte mich, wie lange sie das über sich ergehen lassen würde, ehe sie mir ihre

Krallen ins Gesicht schlug. »Ich muss noch fahren«, sagte sie kurz.

»Wie findest du Jocks Bart?«, fragte ich und lehnte mich an die Arbeitsplatte, sodass ich sie direkt gegenüber hatte. »Er steht ihm nicht?«

»Sie findet ihn grässlich«, bemerkte Jock. »Ihrer Meinung nach macht er mich alt.«

Libby lächelte gereizt. »Hört auf, das hatten wir doch alles schon. Jocks Bart, Sams Glatze, Dorchester, Leicester, das Wetter ...« Ungeduldig trommelte sie mit den Fingern auf den Tisch. »Du hast versprochen, dass du um halb eins da bist, damit ich zurückfahren kann, bevor der Freitagnachmittagsverkehr losgeht«, sagte sie scharf. »Du hast doch gewusst, dass ich vor Jim wieder zu Hause sein wollte.«

»Ruf ihn an und sag ihm, dass du später kommst«, schlug ich vor.

»Das haben wir ihr auch schon geraten«, murmelte Jock.

»Das kann ich nicht. Er soll nicht erfahren, dass ich die Mädchen allein gelassen habe.«

»Hättest du sie nicht zu irgendwelchen Freundinnen verfrachten können?«

»Nicht ohne Fragen«, gab sie gereizt zurück, »und ich wollte wirklich keine langen Erklärungen über die Notwendigkeit dieses Treffens abgeben. Können wir jetzt nicht endlich anfangen?«

Ich ignorierte den Vorschlag. »Du hättest uns nach Leicester kommen lassen sollen«, sagte ich scheinheilig.

Hoho! Wenn Blicke töten könnten ...

»Es ist ja nicht so, als hätte Jock die Absicht, ältere Rechte geltend zu machen«, setzte ich hinzu. Ich ergriff Jocks Hand und schwang sie an meiner Seite leicht hin und her, um mit dieser Geste Bündnisse zu festigen und meine Truppen in Position zu bringen. »Er ist dieser Tage mehr für blond und knackig –«

Jock lachte prustend. »Worauf du dich verlassen kannst«, bestätigte er ungalant. »Und Heirat bleibt außen vor. So einen Fehler mache ich bestimmt kein zweites Mal.«

Es war grausam, aber es belastete mein Gewissen nicht. Hätte ich gleich von dem Verhältnis erfahren, so hätte ich ihr das triumphierende Lächeln aus dem Gesicht geschlagen, bevor ich meinem Mann die Eier abgeschnitten hätte. Aber langsame Rache ist genauso befriedigend. Ich war überzeugt, es würde sie zur Raserei bringen, wenn sie sich gezwungen sah, mit ihren verflossenen Liebhabern banales Zeug zu schwätzen – für anderes war sie zu ungeduldig und zu egozentrisch –, und weder Sam noch Jock besaßen das geringste Talent, mit frustrierten Frauen umzugehen. Das hatten sie in der Vergangenheit bereits bewiesen, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich in der Zwischenzeit viel geändert hatte.

Sie kniff die Lippen zusammen. »Das hat mit Jock überhaupt nichts zu tun«, sagte sie kurz. »Jim ist der Ansicht, dass Amy zu jung ist, um auf ihre Schwestern aufzupassen. Aber das stimmt nicht. Sie ist fast vierzehn.«

»Das ist nur natürlich«, bemerkte Wendy beiläufig, während sie mit langen dünnen Fingern nach einem Brötchen mit Tunfisch und Gurke griff. »Ein leeres Nest und hungrige Junge, da glaubt doch das Männchen sofort, dass seine Partnerin entflohen ist.« Sie sah Libby lächelnd an. »Ich vermute, er hat es schon früher des Öfteren leer vorgefunden, hm?«

Wendy biss mit Genuss in ihr Sandwich und ließ Libbys wütende Blicke an sich abprallen, während wir anderen uns in Schweigen hüllten. Mich wunderte es überhaupt nicht, dass Libby immer noch auf Männerfang ging, aber für Sam und Jock war es ein Schock. In ihrer Naivität hatten sie wohl geglaubt, Libbys leidenschaftliche Natur hätte sich von Mutterschaft und Beruf zähmen lassen. Die beiden senkten die Köpfe und starnten stumm zu ihren Füßen hinunter, ihr ganzes

Verhalten ein so typisches Beispiel für die anerkannte Praxis, Männer und Frauen mit zweierlei Maß zu messen, dass ich unwillkürlich lächeln musste.

Natürlich sah Libby es. Ich war ja ihre einzige echte Feindin, deshalb galt ihre Aufmerksamkeit vor allem mir. Und augenblicklich ging sie auf mich los. »Na klar, du bildest dir ein, alles zu wissen«, zischte sie.

»Nein«, widersprach ich gedämpft. »In dir habe ich mich total getäuscht. Ich hätte gedacht, dass du mehr Würde besitzt, als die Männer anderer Frauen anzumachen.«

»Dass ich nicht lache! Wenn hier jemand jemanden angemacht hat, dann war es Sam. Er konnte die Hose ja gar nicht schnell genug runterkriegen, als sich die Gelegenheit bot. Oder ist das vergeben und vergessen, weil er brav zwanzig Jahre unter deinen vorwurfsvollen Blicken und deiner gekränkten Eitelkeit abgesessen hat?«

Sam trat zornig vor, aber ich bremste ihn mit einem Kopfschütteln. Dies war meine Sache, und ich hatte lange auf den Moment gewartet. »Wenn du hier eine Schlammschlacht willst, Libby, komme ich dir gern entgegen – Sam und Jock sicher auch, nehme ich mal an –, aber wenn du es so eilig hast, hier wegzukommen, wie du sagst, dann schlage ich vor, wir gehen diese Aussagen durch.«

Sie wusste, dass sie nachgeben musste, und zwang sich zu einem Lächeln. »Gut. Was willst du wissen?«

»Was ist wahr? Dass du ein Bad genommen hast und dabei warst, Wäsche zu waschen, als Sam kam? Oder dass du gekocht hattest und dann vor dem Fernseher gesessen hast?«

Sie schüttelte den Kopf mit überzeugender Verwirrung. »Ich weiß es wirklich nicht mehr«, sagte sie langsam. »Das ist so lange her, dass ich die Details fast alle vergessen habe. Ich habe einfach aufgeschrieben, was ich normalerweise um diese Zeit getan habe – kochen und dann Nachrichten sehen –, aber wenn Sam sicher ist ...?« Sie sah ihn an. »Erinnerst du dich

noch so genau?«

»Ja.«

Die Schroffheit, mit der er antwortete, brachte sie einen Moment aus der Fassung. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass das möglich ist. Es war ja schließlich nicht das einzige Mal, dass du zu mir gekommen bist.«

»Nein«, bestätigte er, »aber es war das *letzte* Mal – und ich hatte dir am Nachmittag am Telefon gesagt, dass es das letzte Mal sein würde. Ich hatte dir gesagt, dass ich vernünftig mit dir reden wollte, um die Affäre so zu beenden, dass nicht alle Betroffenen dabei kaputtgehen – und ich war fuchsteufelswild, als du dich, kaum dass ich zur Tür reinkam, mir an den Hals geschmissen und verkündet hast, du hättest mir zu Ehren ein Bad genommen und wärst gerade dabei, die Laken zu waschen, damit du das Bett frisch beziehen könntest, bevor Jock nach Hause käme. Das kannst du doch nicht vergessen haben, Libby. Du hast mir doch noch erklärt, ich machte dir Angst, als ich sagte, ich würde grob werden, wenn du mich nicht augenblicklich losließest.«

Sie lachte kurz. »Na schön – wenn du es so darstellen willst –, mir soll's recht sein. Wieso ist es überhaupt so wichtig, was ich getan habe?« Sie richtete ihren Blick wieder auf mich.

»Wir nehmen Sams Version. Bist du jetzt zufrieden?«

Ich nickte.

»Dann bist du schön dumm.«

»Vielleicht.« Ich kreuzte meine Arme und sagte nichts weiter. Ich hatte es nicht eilig.

»Ist das alles?«, fragte sie ungeduldig und empört. »Hast du mich nur deshalb diese lange Fahrt machen lassen, damit du dir schönfärben kannst, was dein Mann dir angetan hat?«

»Nicht nur«, entgegnete ich ohne Groll. »Es steht noch ein dickes Fragezeichen hinter dem Zeitpunkt von Sams Ankunft bei dir. Er sagt, er sei um Viertel vor acht gekommen, du sagst, es sei halb sieben gewesen.«

Sie runzelte die Stirn, als versuchte sie, sich zu erinnern. »Nimm doch einfach die Mitte«, schlug sie vor. »Sagen wir, es war sieben. Nach zwanzig Jahren kann keiner von uns beiden mehr so genau sein.«

»Sam schon«, widersprach ich ruhig. »Er hat eine präzisere Rechnung aufgestellt als du, und der zufolge kann er unmöglich vor Viertel vor acht bei dir gewesen sein. Rechne den Weg vom Büro zur U-Bahn, dann die übliche Fahrzeit, dazu den Weg vom U-Bahnhof Richmond bis in die Graham Road, dann kommst du auf ein Minimum von eineinviertel Stunden für den ganzen Weg. Das heißt, dass Viertel vor acht der richtige Zeitpunkt sein muss, da er erst um halb sieben aus dem Büro weggegangen ist.«

Sie gestikulierte gereizt. »Woher willst du das mit solcher Sicherheit wissen? Wieso sollte Sam die Zeiten genauer im Kopf haben als ich?«

»Ich verlasse mich gar nicht auf Sams Geständnis«, erklärte ich. »Nachdem er und Jock ihre Aussagen gemacht hatten, war ich ihm gegenüber so misstrauisch, dass ich bei ihm in der Firma nachfragte. Ich hoffte, ich könnte mir irgendeinen Beweis dafür beschaffen, dass er in Bezug auf seine Zeit, zu der er die Graham Road erreichte, gelogen hatte, und ich wusste, dass der Hausmeister in seiner Firma abends jeden registrierte, der nach Arbeitsschluss ging, weil er sicher sein wollte, dass das Gebäude leer war, wenn er es absperrte. Ich überredete ihn, mir eine Fotokopie seiner Aufzeichnungen vom 14. November 1978 zu überlassen.« Ich wies auf den Rucksack zu meinen Füßen. »Ich habe sie dabei, und neben Sams Namen steht 18 Uhr dreißig.«

Ihr Blick glitt sofort zu meinem Rucksack hinunter, aber sie sagte nichts.

»Also, sind wir uns einig, dass Sam um Viertel vor acht bei dir ankam?«, fragte ich.

Sie antwortete mit einer wegwerfenden Handbewegung.

»Was ist daran so wichtig? Wir haben doch sowieso nur geredet.«

»Ja, das sagt ihr beide. Dir zufolge habt ihr zweieinhalb Stunden lang geredet. Sam zufolge war es eine Stunde.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich habe nicht auf die Uhr geschaut.«

»Aber ihr seid euch auch über den Inhalt des Gesprächs nicht einig. Sam behauptet, er hätte dir ein Ultimatum gestellt – es müsse Schluss sein, oder er würde mir noch am selben Abend alles beichten. Du behauptest, das Ultimatum hättest du gestellt.«

Sie warf Sam einen feindseligen Blick zu. »Er kann doch gar nichts anderes sagen«, erklärte sie, »wenn du ihm abnehmen sollst, dass ich mich ihm sofort, als er ins Haus kam, an den Hals geworfen habe.«

Ich lächelte dünn. »Aber genau das ist doch der springende Punkt, Libby. Nach der Schau, die du abgezogen hast, als er kam, hat er erwartet, dass du Schwierigkeiten machen würdest – aber das hast du nicht getan. Du hast gesagt, du würdest ihn in Frieden lassen, in Zukunft nicht mehr draußen vor seiner Firma herumhängen, keine Forderungen mehr stellen – und als Gegenleistung hast du lediglich verlangt, dass er den Mund hält, damit Jock keinen Vorwand erhält, sich von dir scheiden zu lassen.«

»Was ja wohl darauf schließen lässt, dass *ich* das Ultimatum gestellt habe, oder nicht?«

»Wenn das wahr wäre, wieso sollte Sam es dann so bereitwillig akzeptiert haben?«

Sie kniff misstrauisch die Augen zusammen, als versuchte sie zu erkennen, worauf ich hinaus wollte. »Wie kommst du darauf, dass es so war?«

Ich zuckte die Achseln. »Na, weil er so prompt mit deinem vorgefertigten Alibi einverstanden war. Er war sogar bereit, Jock in die Lügengeschichte hineinzuziehen, nur um dich

loszuwerden. Nicht dass es deinen Mann gestört hätte«, fügte ich mit einem ironischen Blick zu Jock hinzu. »Dem war's nur recht, dass über seine Dienstagabende mit Sharon nichts bekannt wurde. Aber warum hätte Sam mitmachen sollen, wenn ihm das nicht etwas gebracht hätte? Er hätte alle möglichen unverfänglichen Gründe dafür vorschreiben können, dass er an dem Abend bei dir im Haus war – er hätte beispielsweise sagen können, er sei auf der Suche nach Jock gewesen.«

»Was bedrängst du eigentlich mich?« fragte sie ärgerlich. »Sam ist derjenige, der gelogen hat. Ich habe mich an die Wahrheit gehalten, als ich ausgesagt habe, dass ich den ganzen Abend zu Hause war und auf meinen Mann gewartet habe. Ich brauche gar nicht zu lügen und zu behaupten, ich wäre allein gewesen; diesen Schluss hat die Polizei von sich aus gezogen. Kann ich vielleicht was dafür, wenn Sam eine Aussage unterschreibt, der zufolge er bei euch zu Hause war, obwohl das gar nicht stimmt?«

»Na ja, es ist ja wohl so, dass du ihm keine Wahl gelassen hast. Du hast ihn, sagt er, am nächsten Morgen in der Firma angerufen und erzählt, die Polizei wolle von allen Leuten in der Graham Road wissen, wo sie sich am Abend zuvor aufgehalten hätten, weil sie nach Zeugen suchten, die Annie noch gesehen hatten. Angeblich hast du gesagt, du hättest ihm aus der Patsche geholfen, indem du ausgesagt hättest, er und Jock wären von Viertel vor acht Uhr an bei uns zu Hause gewesen; jetzt müsse er nur noch Jock dazu bringen, diese Geschichte zu bestätigen. Ich würde nie im Leben auf den Gedanken kommen, dass er bei dir gewesen ist, hast du ihm erklärt, wenn gerade dein Mann ihm ein Alibi gäbe. Und du hast Recht gehabt, ich bin tatsächlich nicht auf den Gedanken gekommen.«

»Das ist wohl Sams Version?«, erkundigte sie sich sarkastisch.

»Richtig.«

Wieder sah sie zu meinem Rucksack hinunter. »Und es gibt keine Aussage von einer neugierigen Telefonistin, die das Gespräch mitgehört hat und bestätigt?«

»Nein.«

»Dann glaub *du*, was *du* willst, und die Polizei soll glauben, was *sie* will«, sagte sie gleichmütig. »Sam wird die Geschichte immer so erzählen, wie es ihm in den Kram passt, das ist nur menschlich. Aber er ist derjenige, der gelogen hat. Ich habe die Wahrheit gesagt, und es fällt mir nicht ein, mich für seine Falschaussagen bestrafen zu lassen. «

Ich nickte, als wäre ich ganz ihrer Meinung. »Das kann ich verstehen. Aber du musst darauf vorbereitet sein, dass die Polizei dich fragen wird, wer sich was ausgedacht hat und wann. Sams revidierter Aussage zufolge stammten nämlich die Ideen zu der Falschaussage von dir – insbesondere die Behauptung, er und Jock hätten Annie um Viertel vor acht in der Graham Road gesehen.« Ich hielt kurz inne. »Sam sagt, das sei deine Idee gewesen. Du hättest ihm erzählt, die Polizei suche Zeugen, die Annie früher am Abend auf der Straße gesehen hätten, und du hättest gesagt, wenn er eine entsprechende Aussage mache, würde man die ganze verdammte Geschichte als Unfall zu den Akten legen.«

Ich log natürlich – Sam hatte nie bestritten, dass er Annie nur erwähnt hatte, um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, die er selbst geknüpft hatte, als er zu mir gesagt hatte, Annie sei betrunken gewesen –, aber Libby hatte die Erfindungsgabe nicht gepachtet. Es war faszinierend zu beobachten, wie schnell es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei war, wenn ihr etwas vorgeworfen wurde, dessen sie nicht schuldig war. Sie erinnerte mich plötzlich auf unangenehme Weise an Maureen. So giftig und gehässig wie diese fiel Libby nun über uns her. Gemeine Schweine seien wir alle miteinander – wir hätten uns gegen sie verschworen, weil wir sie nicht leiden könnten – wir

versuchten, Sam als das arme Opfer hinzustellen und alle Schuld auf sie abzuwälzen ...

»Warum hätte ich einen so idiotischen Vorschlag machen sollen?«, fragte sie zum Schluss. »Was wäre gewesen, wenn die Polizei Jock und Sam nicht geglaubt hätte? Wenn wir alle hätten aufdecken müssen, was wir an dem Abend wirklich getan hatten? Weshalb hätte ich ihn veranlassen sollen zu sagen, er habe Annie gesehen, noch dazu genau in dem Zeitraum, für den wir beide ein todsicheres Alibi hatten? Das wäre doch völlig unnötig gewesen und hätte bei der Polizei höchstens den Verdacht geweckt, wir steckten unter einer Decke und versuchten, von uns abzulenken.«

Ich betrachtete sie einen Moment lang schweigend. »Aber warum musstest du denn überhaupt fürchten, man würde euch verdächtigen, etwas getan zu haben?«, fragte ich neugierig. »Als du Sam am folgenden Morgen angerufen hast, wusstest du doch nur, dass Annie abends um halb zehn vor unserem Haus ums Leben gekommen war?«

Sie hatte sich rasch wieder in der Gewalt. »Sam sagte, du hättest behauptet, es wäre Mord.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Sam heftig. »Ich habe mich so entsetzlich geschämt, die arme Frau draußen in der Gosse liegen gelassen zu haben, dass ich das ganze Thema tunlichst zu meiden versuchte. Wir haben an dem Morgen einzig darüber gesprochen, wie wir verheimlichen könnten, dass ich bei dir gewesen war.«

Sie lachte zornig. »Dann bringe ich da vielleicht etwas durcheinander, aber das ist ja wohl auch nicht die Frage, um die es geht. Ihr beschuldigt mich einer Lüge, die völlig unnötig und absurd gewesen wäre. Mit der Behauptung, Annie an dem fraglichen Abend gesehen zu haben, hätte man doch nur die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gelenkt, und das wäre nun wirklich absolut dumm gewesen – noch dazu, wenn man dringend eine Affäre verbergen wollte. Kann sein, dass *du* so

dumm bist, Sam. *Ich* bin es ganz sicher nicht.«

»Das ist wahr«, stimmte ich ihr zu, bevor Sam von neuem loslegen konnte. »Du hast dich wirklich sehr klug verhalten, Libby. Simple Geschichte, völlige Ahnungslosigkeit, kein Alibi. Du brauchtest nur zu sagen: Tut mir Leid, ich kann Ihnen nicht weiterhelfen, ich war von fünf Uhr an allein zu Hause, ich habe nichts gehört und gesehen, ich bin keinen Schritt aus dem Haus gegangen. Und keiner außer Sam hätte dir widersprechen können. Nachdem du ihm dann auch noch einen Maulkorb verpasst hattest, brauchtest du überhaupt nichts mehr zu fürchten; hätte nämlich die Polizei dich bei einer Lüge ertappt, so hättest du einfach behauptet, dir wäre es nur darum gegangen, deine Affäre mit Sam geheim zu halten.«

»Ich brauchte kein Alibi«, sagte sie.

»Nein«, bestätigte ich. »Aber nur deshalb nicht, weil niemand dich um halb sieben mit Annie gesehen hatte. Ich vermute, sie ist dir zufällig über den Weg gelaufen und hat wieder angefangen, dich als ›Flittchen‹ zu beschimpfen. Aber warum musstest du überhaupt aus dem Haus gehen, Libby? Wozu? Wolltest du ein paar Flaschen kaufen, um Sam in bessere Stimmung zu bringen? Oder hast du selbst einen Schluck gebraucht, weil du stinksauer darüber warst, dass du einfach abgeschoben werden solltest? Haben Annies Beschimpfungen dich darum so sehr getroffen, dass du vollkommen die Beherrschung verloren hast? Weil du wütend warst, dass Sam sich entschieden hatte, doch lieber bei seiner Frau zu bleiben, als den Gigolo für eine frustrierte Ziege zu spielen, die ihren Hintern nicht hoch kriegte, um selbst etwas aus ihrem Leben zu machen. Alles was du konntest, war, Männer auszunehmen. Es wäre besser gewesen, wenn du in deinem schmutzigen Bett geblieben wärst und dich selbst bemitleidet hättest, anstatt Annie dafür zu töten, dass sie es wagte, dir dein Versagen vor Augen zu halten.«

Ihr Gesicht war glatt und unbewegt, eine Maske. »Mach dich

nicht lächerlich«, zischte sie. »Was faselst du da von halb sieben? Warum sollte der Zeitpunkt so wichtig sein?«

Ich zog einen Ausdruck der E-Mail aus meiner Tasche, die sie mir geschickt hatte. »Du hast diese Uhrzeit hier selbst angegeben. Ich vermute deshalb, dass es wichtig ist.«

Wieder antwortete sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Ich habe bereits gesagt, dass wir uns an Sams Version halten können. Willst du mich jetzt wegen eines kleinen Unterschiedes fertig machen?«

»Dein größter Fehler war, ein Bad zu nehmen und deine Sachen in die Waschmaschine zu werfen«, entgegnete ich. »Aber du hattest wahrscheinlich ihr Blut an dir. Die Obduktionsfotografien zeigen ja, dass du wie eine Wahnsinnige über sie hergefallen bist.«

»Ach, Mensch, hör doch auf«, sagte sie müde und genervt. »Ich dachte, Sam und ich würden miteinander schlafen, deshalb habe ich ein Bad genommen. Und ich habe nicht meine Kleider gewaschen, sondern Bettzeug.«

Ich tippte auf die E-Mail. »Warum hast du das dann nicht hier reingeschrieben?«

Sie brachte ein halbwegs überzeugendes Lachen zu Stande. »Weil ich es vergessen habe. Du kannst mir glauben, ich hätte Sam überhaupt nicht ins Haus gelassen, wenn ich etwas zu verbergen gehabt hätte.«

»Das hättest du dir nicht erlauben können. Er hatte dir bereits am Telefon gesagt, dass er mir noch am selben Abend reinen Wein einschenken würde, wenn du nicht bereit wärst, die Affäre zu beenden.«

»Sie war doch sowieso beendet. Weshalb hätte mich das kümmern sollen?«

Ich sah Sam an. »Weil du Angsthattest, er würde mir sagen, dass Annie von eurem Verhältnis wusste. Er hat mir erzählt, dass sie dich bei jeder Begegnung auf der Straße angepöbelt und dich ein ›Flittchen‹ geschimpft hat.« Ich berührte mit der

Schuhspitze meinen Rucksack. »Hier drinnen habe ich einen Brief von Michael Percy, in dem er schreibt, wie du mit der Einkaufstasche nach ihr geschlagen hast und dabei auf den Hintern gefallen bist. Und du hättest natürlich nicht gewollt, dass ich dich zu den Leuten zähle, die was gegen Annie hatten«, schloss ich, »schließlich hattest du ja Dreck am Stecken, weil du sie allem Anschein nach tot in ihrem Haus liegen gelassen hattest.«

»Ich habe diesen Schweinestall nie betreten«, erklärte sie mit bemerkenswert ruhiger Stimme.«

»O doch«, widersprach ich. »Du hast dich hinter ihr ins Haus gedrängt, als sie aufsperrte, weil sie die Frechheit besessen hatte, dich als das zu bezeichnen, was du warst – ein billiges Flittchen.« Ich nahm die Fotografie heraus, die die Geschoßkartusche aus Messing in Beth Slaters Wohnzimmer zeigte. »Hast du es damit getan?«, fragte ich und hielt ihr die Aufnahme hin. »Das Ding hätte sich als Erstes als Waffe angeboten. Es stand gleich in Annies Flur. Was hast du getan? Die Pfauenfedern herausgerissen und ihr das schwere Ding auf den Kopf geschlagen, dass sie in ihrem Wohnzimmer zusammenbrach? Und dann? Hast du dann völlig durchgedreht und sie geschlagen und getreten, bis sie das Bewusstsein verlor? Träumst du nachts davon, Libby? Wachst du schwitzend und schreiend aus diesen Träumen auf?«

Sie sprang so heftig auf, dass ihr Stuhl umkippte. »Ich brauche mir das nicht anzuhören«, verkündete sie und griff nach ihrer Handtasche.

Sam hob den Kopf. »Doch, ich fürchte, du wirst es dir anhören müssen, Libby«, sagte er in überraschend sanftem Ton, »die Sache lässt sich nämlich nicht so einfach abhaken. Diesmal nicht. Keiner ist mehr bereit, bei deinen Lügengeschichten mitzumachen.«

Sie drehte den Kopf und sah ihn an. »Ich habe nicht gelogen, Sam, jedenfalls nicht bewusst. Das weißt du – und Jock weiß

es auch.«

Er musterte sie einen Moment lang. »Du hast Jock angestiftet, mir zu erzählen, Sergeant Drury hätte was mit meiner Frau. War das nicht gelogen?«

Sie schoss einen triumphierenden Blick auf mich ab. »Aber nein, natürlich nicht. Jeder, der auch nur einen Funken Verstand hatte, konnte sehen, was da lief. Weißt du, was dein Problem ist? Du hast selbst solche Schuldgefühle, dass du dir einbildest, alles, was dieses scheinheilige Miststück sagt, müsste wahr sein. Wieso soll sie dir nicht genauso untreu gewesen sein wie du ihr?«

Sam antwortete nicht gleich. Ich fühlte seine Hand, die sich in die meine schob, und ich nahm wahr, dass sie zitterte. »Weil sie ihre Versprechen hält«, sagte er einfach. »Im Gegensatz zu dir und mir, Libby.«

Wieder flog der Blick meiner einstigen Freundin zu mir, und diesmal war er voller Hass. »Du bist wirklich naiv, Sam«, sagte sie mit eisiger Verachtung. »Hast du denn immer noch nicht bemerkt, wie rachsüchtig sie ist? Sie war von Anfang an entschlossen, mich dafür bezahlen zu lassen, dass ich es gewagt hatte, dich ihr wegzunehmen – und nun versucht sie eben, mir einen Mord in die Schuhe zu schieben ...«

*Schreiben im Auftrag des Commissioner of Police,  
New Scotland Yard, aus dem Jahr 1999*

Mrs. M. Ranelagh  
Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr Dorchester  
Dorset DT2 XXY

5. Oktober 1999

Betrifft: Todesfall Ann Butts, Graham Road 30, Richmond –  
am 14.11.1978

Sehr geehrte Mrs. Ranelagh,  
der Commissioner hat mich beauftragt, Sie bezüglich der o.a.  
Angelegenheit auf dem Laufenden zu halten. Ich kann  
nunmehr bestätigen, dass eine vollständige Reihe von  
Vernehmungen durchgeführt wurde; lediglich eine  
Vernehmung – die von Mr. Derek Slater, dessen derzeitiger  
Aufenthalt nicht bekannt ist – war nicht möglich.

Ich kann Ihnen ferner bestätigen, dass diese Vernehmungen zu  
den folgenden Anklagen geführt haben: Mr. Alan Slater –  
wegen Einbruchs im Haus Graham Road 30 am 15.11.1978  
gegen 02.00 Uhr; Mr. Alan Slater und Mr. Michael Percy –  
wegen sexueller Nötigung und Körperverletzung, begangen an  
Miss Ann Butts am 14.11.1978 gegen 20.30 Uhr; Mrs.  
Maureen Slater – wegen arglistiger Täuschung und Verkaufs  
gestohlener Ware in der Zeit vom 6.6.1979 bis zum 10.11.1979  
an die Firma Smith Alder, Juweliere, Chiswick. Des Weiteren  
untersuchen die Tierschutzbeauftragten die Möglichkeit einer  
Klage wegen Tierquälerei, wobei allerdings wenig  
wahrscheinlich ist, dass es zu einem Verfahren kommen wird,  
da Miss Butts beinahe mit Sicherheit zur Notlage und zum Tod

der Katzen beitrug, indem sie es unterließ, die betreffenden Ereignisse anzugeben und/oder tierärztlichen Rat einzuholen. Dem Polizeichef ist bewusst, dass diese Anklagepunkte in ihrem Gewicht wahrscheinlich hinter Ihren Erwartungen zurückbleiben, er bittet Sie jedoch zu bedenken, dass das Gesetz gerade in Strafsachen eine zwingende Beweisführung fordert und dieser Forderung umso schwerer nachzukommen ist, je mehr Zeit zwischen der Straftat und der Aufnahme der Ermittlungen liegt. In diesem Fall konnte überhaupt nur Anklage erhoben werden, weil Mr. Alan Slater, Mr. Michael Percy und Mrs. Bridget Percy zur uneingeschränkten Zusammenarbeit mit den Ermittlern bereit waren. Mrs. Maureen Slater, Mr. James Drury und Mrs. Libby Garth hingegen zeigten keinerlei Bereitschaft zur Zusammenarbeit und bestritten energisch alle gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen.

Mr. Drury widerspricht mit aller Entschiedenheit Ihrer Behauptung, er habe nach Miss Butts' Tod aus ihrem Haus gestohlene Gegenstände in Mrs. Slatters Haus gesehen. Ebenso weist er die Behauptung zurück, er habe sich von Mrs. Slater bestechen lassen, »beide Augen zuzudrücken«. Solange Mrs. Slater diese Vorwürfe nicht bestätigt, gibt es keinen Beweis dafür, dass Mr. Drury aus Fahrlässigkeit versäumt hat, einem Verbrechen in Miss Butts' Haus nachzugehen. Mrs. Slater bestreitet, Ihnen gegenüber angedeutet zu haben, dass Mr. Drury sich von ihr bestechen ließ. Ebenso bestreitet sie jegliche Art heimlicher Absprache mit ihm, sei es zum Zeitpunkt der damaligen Ermittlungen oder später.

Mrs. Slater bestreitet ferner, im Voraus von den Verbrechen gewusst zu haben, die ihr Ehemann und ihr Sohn verübt hatten. Sie gibt zu, nach der Tat von dem Einbruch in Kenntnis gesetzt worden zu sein, behauptet jedoch, die Gegenstände seien von ihrem Mann und ihrem Sohn entfernt und später in Mr. Alan Slatters Haus untergebracht worden, wo Sie sie fotografierten.

Sie bestreitet ganz energisch, die Frau zu sein, die die Fingerringe in Chiswick verkaufte. Es ist unwahrscheinlich, dass Mr. Alan Slaters Aussage, seine Mutter habe den Einbruch »befohlen«, einem gerichtlichen Kreuzverhör standhalten wird; bereits in einem Prozess im Jahr 1980 wurde ihm attestiert, er versuche, »die Schuld an seinem schlimmsten Vergehen seiner Mutter zuzuschieben«. Mrs. Slater hat diese Beurteilung bei den Vernehmungen mehrmals zu ihrer Verteidigung zitiert. Die Ermittlungen zu der Frage, wie sie sich den Kauf des Anwesens in der Graham Road 32 leisten konnte, gehen inzwischen weiter. Bisher lässt sich ihre Behauptung, durch einen Gewinn im Fußballtoto zu den nötigen Mitteln gekommen zu sein, nicht widerlegen, da diesbezügliche Akten bei der Totostelle regelmäßig vernichtet werden.

Mrs. Libby Garth wurde mehrmals vernommen und bestreitet nachdrücklich, irgendetwas mit dem Tod von Ann Butts zu tun zu haben. Sie leugnet ebenfalls, Sie mit anonymen Anrufen und Briefen belästigt oder Sie durch Tierquälerei seelisch gepeinigt zu haben. Ferner hält sie daran fest, dass es ihr bei den Gesprächen, die sie nach Miss Butts' Tod mit Ihnen führte, darum gegangen sei, Ihnen zu helfen. Sie verfolgten nicht den Zweck, herauszufinden, was Sie wussten und ob Ihr Mann an seiner Geschichte festhielt. Sie bestreitet schließlich, von den, Mrs. Garths Aussage zu Folge, Belästigungen gewusst zu haben, die Ann Butts in den Monaten vor ihrem Tod von Seiten der Familie Slater ertragen musste, und weist mit aller Entschiedenheit die Behauptung zurück, sie selbst habe Sie auf ähnliche Weise traktiert, um 1. Ihren Verdacht auf die Slaters zu lenken und 2. einen Keil zwischen Sie und Ihren Ehemann zu treiben.

Abschließend darf ich Ihnen im Auftrag des Commissioner mitteilen, dass der Fall Ann Butts offen bleibt, auch wenn zweifelhaft ist, ob die Kronanwaltschaft auf Grund des bisher

vorliegenden Materials ein Strafverfahren gegen Mrs. Garth wegen Mordes an Ann Butts eröffnen wird.

Hochachtungsvoll  
Alisdair Fielding

\*\*\*

**Leavenham Farm  
Leavenham  
Nr. Dorchester  
Dorset DT2 XXY**

Alisdair Fielding  
London Metropolitan Police  
New Scotland Yard

7. Oktober 1999

Sehr geehrter Mr. Fielding,  
bitte teilen Sie dem Commissioner mit, dass die in Ihrem Schreiben erwähnten Anklagepunkte in der Tat hinter meinen Erwartungen zurückbleiben. Drei von ihnen habe ich übrigens bereits erwartet, da ich Alan Slater und Michael Percy zuredete, der Polizei gegenüber aufrichtig zu sein. Beide Männer waren 1978 vierzehn Jahre alt; folglich ist eine Anklage heute kaum mehr als eine Formalität, es sei denn, Sie beabsichtigen, die Erwachsenen vor ein Jugendgericht zu stellen. Auch die Anklage gegen Maureen Slater kann man vergessen; sie kann ja nur Erfolg haben, wenn der Juwelier die Frau eindeutig identifiziert – und das nach zwanzig Jahren!  
Ich vermute, das sind lauter Placebos, die mich für die nächsten Monate ruhig stellen sollen, während man so tut, als führte man die Ermittlungen wegen Mordes an Ann Butts weiter. Wenn das zutrifft, so hat der Commissioner mein Engagement für die

Gerechtigkeit und für meine Freundin gefährlich unterschätzt.  
Ich wiederhole, was ich zu Beginn des Berichts geschrieben habe, den ich im September vorlegte:

*Ann Butts wurde ermordet, weil in der Graham Road Rassenhass und die Verachtung Behinderter uneingeschränkt gedeihen konnten.*

Ich habe nicht die Absicht, diese Angelegenheit ruhen zu lassen. Wenn ich nicht innerhalb einer Woche befriedigendere Nachrichten von Ihnen erhalte, werde ich mich an die Presse wenden.

Hochachtungsvoll  
M. Ranelagh

## Epilog

Der Herbst war launisch in diesem Jahr in Dorchester, mit südwestlichen Winden, die vom Ärmelkanal landeinwärts brausten und die Bäume um unser Haus zu rasendem Tanz aufpeitschten. Sam und ich verbrachten Tage damit, das Laub zu hohen rostroten Haufen zusammenzurechen, und als wir endlich fertig waren, kehrte der Wind zurück und fegte sie alle wieder auseinander. Aber das machte nichts; es war so lange her, seit wir das letzte Mal die leuchtenden Farben eines englischen Herbstannts erlebt hatten, dass es schon Befriedigung genug war, einfach draußen im Freien zu sein.

Die Jungen besuchten eine Privatschule in der Nähe, um sich auf das Universitätsstudium im folgenden Jahr vorzubereiten. Sie waren älter als ihre Mitschüler, aber sie zogen beide dieses Jahr des gemächlichen Übergangs dem kühnen Sprung ins kalte Wasser vor. Und auch Sam und mir war es so recht. Wir waren nicht so ganz bereit, sie ihrer Wege gehen zu lassen, solange wir noch versuchten, wieder Fuß zu fassen. Mich plagten große Ängste, als wir unser gesamtes Vermögen weggaben, um das Haus zu kaufen. Würde uns das Dach über dem Kopf fortfliegen, noch ehe wir dazu kämen, es zu reparieren? War die Nassfäule unter den Bodendielen so schlimm, wie es aussah? Aber Sam ließ sich nicht unterkriegen, und wir schöpften Vertrauen aus seinem unbesiegbaren Optimismus.

In den kurzen Herbstferien fuhr mein Vater mit den Jungen ins schottische Hochland, um ihnen die wahre Heimat der Ranelaghs zu zeigen, und dafür durften Sam und ich den Besuch meiner Mutter genießen. Hinter diesem etwas machiavellistischen Arrangement meines Vaters steckte die Idee, dass wir alle einander so etwas besser kennen lernen würden – was in gewisser Weise auch geschah: Meine Mutter nämlich amüsierte sich königlich damit, Sam bei seinen

Renovierungsarbeiten ins Handwerk zu pfuschen und mir klar zu machen, dass ich bei Vorhangstoffen überhaupt keinen Geschmack hätte.

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass das Verhältnis zu meiner Mutter besser wurde. Unsere Rivalität und ständige Kritik aneinander ließ sich nicht über Nacht aus der Welt schaffen. Sie fand, ich sei Sam immer noch eine schlechte Ehefrau, nähme keine Rücksicht auf sein krankes Herz, dränge ihn, zu viel zu arbeiten, koche ihm nichts Ordentliches ... und die Jungen seien, wenn auch im Moment abwesend, immer noch viel zu schnodderig und müssten dringend mal zum Friseur gehen. Was meine Mutter anging – nun, sie würde weiterhin jeden Moment alles unter Kontrolle haben müssen, unerwünschte Ratschläge geben und alle um sich herum nach ihrer Pfeife tanzen lassen, während sie die Rolle der armen Märtyrerin spielte. Aber die Funken flogen nicht mehr ganz so häufig wie früher, vielleicht also machten wir Fortschritte.

Immer noch hielt sich bei ihr eine gewisse Eifersucht auf Wendy Stanhope, die häufiger bei uns zu Besuch war als sie. Einmal machte ich die beiden miteinander bekannt, aber das war ein Fehler. Sie waren einander zu ähnlich, zwei eigenwillige Frauen mit entschiedenen Ansichten, die so unterschiedlich waren, dass sie Hoffnung auf Übereinstimmung nicht zuließen. Wendy hatte ein Herz für junge Menschen und war stets bereit, ihnen Freiraum zu geben, während meine Mutter sie nur an die Leine legen und drillen wollte. Wendy wäre niemals so unhöflich gewesen, nach dieser einen Begegnung abfällige Bemerkungen zu machen; meine Mutter kannte solche Zurückhaltung nicht und erklärte mir sofort, es wundere sie überhaupt nicht, dass diese alberne Person die Gewohnheit habe, sich auf Felsspitzen zu stellen und ihren Frust herauszuschreien. Wieso nicht?, fragte ich. Weil sie unfähig sei, mit Leuten ihres eigenen Alters zurecht zu kommen, lautete die bissige Erwiderung.

Einer der Gründe, warum es Wendy so häufig in unsere Gegend verschlug, waren ihre Besuche zuerst bei Michael im Gefängnis und dann bei Bridget, die in Bournemouth lebte. Das erste Mal unternahmen Wendy und ich die Rundfahrt zusammen, danach fuhr sie allein, und ich besuchte Michael in den Zwischenzeiten. Einmal fragte ich ihn, ob er glaubte, Wendy wolle ihn immer noch adoptieren. Er lachte und sagte, dieser Tage halte sie ihm nur Gardinenpredigten; sie habe ihre Zuneigung auf Bridget verlagert und benehme sich, als wäre sie seine Schwiegermutter. Ob das gut oder schlecht sei? Gut, antwortete er mir. Er werde seine Frau in Zukunft nicht so leicht enttäuschen, wenn er ständig einen Feuer speienden Drachen im Nacken wisse. Mit einer gewissen Wehmut fügte er hinzu, es sei schade, dass Mrs. Stanhope sich nicht viel früher von dieser Seite gezeigt habe. Und mich hatte er bei dieser Bemerkung sicher auch im Sinn.

Ich fragte mich immer wieder, warum ausgerechnet der intelligentere Schüler von einst heute so hart mit sich rang und sich so viele Gedanken darüber machte, wie er sein Leben in den Griff bekommen könnte, während es Alan, dem Neandertaler, tatsächlich gelungen war, ein ordentliches Leben zu führen. Irgendwann kam ich zu dem Schluss, dass Sam Recht hatte – eine willensstarke Frau ist das Beste, was einem Mann passieren kann.

Mitte September erhielt ich einen zornigen Brief von Beth Slater. Ich hatte ihr zuvor geschrieben und ihr zu erklären versucht, wie tief ich mich Annies Sache verpflichtet fühlte und warum es unmöglich war, Alan aus allem herauszuhalten. Aber davon wollte sie nichts hören, und ihr Zorn machte mich traurig. Sie hasse Leute, die das eine sagten und das andere täten; sie habe eine Stinkwut auf die Polizei, die ihr ganzes Haus ausgeräumt und sogar die Sachen mitgenommen habe, die Alan nachweislich von seinem Geld gekauft hatte. Sie hasse Derek, der ein Schwein sei; und sie hasse Maureen, die

ein Miststück sei. Ob es denn ein Wunder sei, dass Alan auf die schiefen Bahn geraten war, nachdem er als Kind derartig misshandelt worden war? Für das, was ich getan hatte, gebe es keine Entschuldigung. Ob mir nicht klar sei, dass ich nicht nur Alans Leben zerstört hätte, sondern auch Dannys!

Zum Schluss schrieb sie, sie wolle nie wieder von mir hören. Ich blieb jedoch optimistisch, da ich die heilende Kraft der Zeit kenne – und weil ich sicher war, dass sie wusste, wie sehr ich sie bewunderte.

Zu meiner Erleichterung kreuzte Ende Oktober Danny auf wie der verlorene Sohn. Er war total verkatert, reizbar und mürrisch, legte sofort strenge Vorschriften bezüglich seiner Privatsphäre fest und erklärte mit Nachdruck, innerhalb seiner eigenen vier Wände wolle er tun und lassen können, was ihm beliebe. Zum Beispiel?, erkundigte sich Sam. Zum Beispiel Ruhe haben – hin und wieder einen Joint rauchen. Er brauchte dringend Ruhe und Frieden, um sein Leben wieder auf die Reihe zu bekommen, und das zumindest schuldeten wir ihm dafür, dass wir sämtliche Mitglieder seiner Familie aufeinander gehetzt hatten wie die wilden Tiere.

Sam war wohl so erleichtert wie ich und trieb ihn in die Enge. Und was, fragte er scharf, ist mit dem Leben meiner Frau? Ob Danny nicht der Meinung sei, dass seine Familie *mir* etwas schulde für das, was sein Vater und sein Bruder mir angetan hatten? Danny antwortete mit Spott. Was denn die Slaters einer Frau wie mir schon zu geben hätten? Was zum Teufel! Ich gehörte doch einer ganz anderen Klasse an. Darum sei er auch gekommen. Weil er überzeugt sei, dass ich ihm einiges beibringen könne – zum Beispiel über verinnerlichten Schmerz – und dass er dies künstlerisch umsetzen wolle.

Sheila Arnold und ich blieben befreundet, aber auf Distanz. Bei zufälligen Begegnungen begrüßten wir einander herzlich, waren uns dabei jedoch immer im Klaren, dass wir wenig gemeinsam hatten. Letztendlich war mir unbeherrschtes

Frustgebrüll auf Felshöhen lieber als die langweilige Eleganz zueinander passender Panamahüte. Etwas widerwillig erlaubte sie mir, Teile ihrer Korrespondenz in Pressemitteilungen zu zitieren, verlangte dafür aber einen klaren Hinweis darauf, dass sie für Interviews nicht zur Verfügung stehe. Larry würde das niemals erlauben, sagte sie.

Im November kam Jock zu einem verlängerten Wochenende und half uns, die Westseite des Dachs zu reparieren. Er und ich schleptten Dachpappe und Schindeln, während Sam rittlings auf dem First hockte und Befehle blaffte. Abends fielen wir erschöpft in die nächststehenden Sessel und bombardierten Sam mit Kissen, bis er sich bereit erklärte, uns Wein zu bringen und das Abendessen zu machen. Ich fragte mich, was ich eigentlich gegen Jock gehabt hatte und wieso ich mir eingebildet hatte, Sam sei unklug in der Wahl seiner Freunde.

Von Zeit zu Zeit verschwand Jock im Stall, um zusammen mit Danny einen Joint zu rauchen und ihn an seinem Wissen über Geld und Frauen teilhaben zu lassen, was bei Danny zum Glück keinen tieferen Eindruck hinterließ. Und er kaufte Danny die erste Skulptur ab, die dieser auf der Leavenham Farm schuf. Es war eine schöne Arbeit – eine sitzende Frau, deren Kopf auf ihren Knien ruhte. Sie trug den Titel »Kontemplation« und zeigte im Vergleich zu dem Gandhi auf unserer Terrasse einen Riesenfortschritt. Trotzdem hätte ich den Gandhi um nichts hergegeben.

An seinem ersten Abend bei uns präsentierte uns Jock ein Exemplar der Lokalzeitung von Richmond, das unter der Überschrift »Unfall oder Mord?« einen Artikel über Annies Tod enthielt. Er fragte, ob wir den Bericht schon gesehen hätten, und erstarre fast vor Ehrfurcht, als Sam lachend sagte, ich hätte ihn geschrieben. Natürlich hatten die Leute von der Zeitung gründlich darin herumgestrichen, aber ich hatte versucht, die Atmosphäre wieder aufleben zu lassen, die im Winter der allgemeinen Unzufriedenheit 1978 in London

geherrscht hatte, als ein wahrer Krieg die Gesellschaft zerriss, der schließlich zum dramatischen Sturz der Labour-Regierung führte. Ich fragte, ob anzunehmen sei, dass in einem solchen Klima der Tod einer Schwarzen ordnungsgemäß untersucht worden sei, umd berichtete dann von dem Rassenhass, der ungehindert in der Graham Road gewuchert hatte. Ich führte den ganzen Katalog grundloser Beschwerden von »Sozialhilfeschmarotzern« gegen Annie auf, die von den Behörden blind akzeptiert worden waren, und schilderte die niederträchtigen Schikanen, mit denen sie von einer Gruppe gehässiger Menschen verfolgt worden war, die von dem ermittelnden Polizeibeamten, einem Weißen, nie vernommen worden waren. Seinen Namen – Sergeant James Drury – hatte man stehen lassen und ebenso den Zusatz über seine Zwangsversetzung in den Ruhestand wegen grober Körperverletzung gegen einen jungen Asiaten aus rassistischen Motiven. Für mich jedoch war das eigentlich Befriedigende an dem Artikel ein wenig schmeichelhaftes Foto von Maureen Slater, das sie zeigte, wie sie gerade ihre Haustür zuknallte. Darunter stand: »Sozialhilfeempfängerin bestreitet, Hass-Kampagne angezettelt zu haben.«

Sam musste mir schwören, nicht von Libby zu sprechen. Zu viel Schmerz war mit diesem Thema noch verbunden. Jock war Libby bis zu einem gewissen Grad immer noch gewogen, weil er sich mitschuldig fühlte – Sam hatte aus dem gleichen Grund immer noch ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber –, und ich war hin und her gerissen zwischen Genugtuung über meinen Sieg und Traurigkeit über das, was ich im Begriff war, ihren Kindern anzutun. Aber irgendwann im Lauf des Wochenendes setzte sich Sam über das mir gegebene Versprechen hinweg und veranlasste Jock an seinem letzten Abend bei uns, mich auf den neuesten Stand zu bringen.

Von »gemeinsamen Freunden« berichtete er, habe er gehört, dass Libbys Mann sie hinausgeworfen und eine einstweilige

Verfügung erwirkt habe, um ihr den Zugang zu den Kindern zu verweigern. Offenbar war sie dieser Tage so geladen – »zu viele Polizisten, die zu viele Fragen stellen« –, dass sie kurzerhand mit einer Eisenstange auf ihre älteste Tochter losgegangen war. Das Kind war im Krankenhaus gelandet. Hinterher hatten die Mädchen gestanden, dass Schläge an der Tagesordnung gewesen waren, wann immer Libby ein Ventil für ihre Frustrationen gebraucht hatte, und jetzt stand ihr ein Verfahren wegen Kindesmisshandlung und der Verlust ihres Arbeitsplatzes ins Haus.

Jock sagte, nun zeige sie ihr wahres Gesicht und er würde es mir nicht übel nehmen, wenn ich in Triumphgeheul ausbräche. Sam griff unter dem Tisch nach meiner Hand und hielt sie fest, während ich mir vorstellte, ich säße an einem Fluss und blickte ins Wasser – auf dem die Leichen von Annies Feinden vorbeitrieben.

*Brief von Ann Butts, der am Tag vor ihrem Tod bei den  
Ranelaghs in der Graham Road Nr. 5  
in den Briefkasten gesteckt wurde.  
Er war an die ›hübsche Dame‹ adressiert.*

30 Graham Road  
Richmond  
Surrey

13. November 1978

Liebe hübsche Dame (ich weiß leider Ihren Namen nicht), es tut mir Leid, dass ich Sie »honky« genannt habe. Ich komme manchmal durcheinander und sage Dinge, die ich nicht sagen sollte. Die Leute glauben dann, ich wäre bösartig, aber der Arzt könnte Ihnen sagen, dass ich nicht anders kann. Meine einzigen Freunde sind Katzen, weil sie wissen, dass es nicht meine Absicht ist, böse und gemein zu sein. Ich wollte immer wieder mit Ihnen sprechen, aber wenn ich nervös bin, verdrehen sich mir die Worte auf der Zunge. Wenn Sie mich besuchen wollen, lasse ich Sie ins Haus, aber bitte verzeihen Sie mir schon jetzt, wenn ich Sie wieder »honky« nenne. Das heißt nur, dass ich wieder durcheinander bin. (Ich bin augenblicklich sehr oft durcheinander.)

Ich wünsche mir sehr eine Freundin.  
In der Hoffnung, von Ihnen zu hören,

Ihre  
Annie (Butts)

## **Danksagung**

Ich möchte mich bedanken bei  
Adrian, Alec, Andrew, Annika, Beverley, Caroline, James,  
Jane, Michael, Philippa, Richard, Sharon und Susanna.

Mein besonderer Dank gilt Nick Godwin, Allen Anscombe,  
Kachel Harris und Ruth Wild für ihren fachlichen Rat  
und ihre Unterstützung.